



# DER TOD IST EIN VERSPRECHEN

## II

KEREM GABRIEL

Der Tod  
ist ein  
Versprechen

II

Kerem Gabriel

1. Auflage

Copyright © 2015 Kerem Gabriel, München

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-1519672155

*Für meinen Papa, der sich tapfer durch  
sein erstes  
„Zombiebuch“ gekämpft hat ...  
und es am Ende doch gar nicht so schlimm  
fand.*

# Inhaltsverzeichnis

## Der Tod ist ein Versprechen II

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

Danksagung

Über den Autor



# Was bisher geschah:

Adrien und Emma hatten sich ihre Feiertage ganz anders vorgestellt. Anstatt sie zusammen mit ihrer Familie in Deutschland zu verbringen, macht ihnen ein unbekanntes Virus einen Strich durch die Rechnung. Nachdem schon nach kurzer Zeit klar wird, dass auch die Regierung hilflos ist, müssen sie realisieren, dass ihnen nur eine Wahl bleibt: kämpfen oder sterben. Doch in dieser rauen, erbarmungslosen Welt trachten nicht nur die Infizierten – *Zombies* – nach ihrem Leben, sondern auch Kriminelle,



Psychopathen und anderer Abschaum.

Als die Situation immer bedrückender und auswegloser für die beiden wird, beschließen sie, nach Europa aufzubrechen, um dort ihre Freunde und Familie zu suchen. Immer an ihrer Seite ist dabei ihre treue Hündin Cleo, die sich schon sehr bald als unersetzlich herausstellt.

Auf ihrem beschwerlichen Weg müssen sie sich noch viel größeren Gefahren stellen und stoßen unerwartet auf weitere Wegbegleiter. Gemeinsam finden sie ein Segelboot, das sie nach Europa bringen soll – was aber dort auf sie wartet, ist ungewiss ...

Der wahre Albtraum hat erst begonnen.

Wir waren nun schon Wochen auf dem Meer und wussten nicht, wo wir waren, wie weit es noch war – geschweige denn, ob wir uns überhaupt noch auf Kurs befanden. Zwar besaßen wir einen Kompass, aber es gab Tage, an denen er sich ständig drehte und die Richtung änderte – dann war Norden dort, wo gerade noch Süden war und umgekehrt. Oft blieb der Polarstern das Einzige, worauf wir uns noch verlassen konnten, auch wenn uns manchmal die Angst überkam, es könnte irgendein Stern sein, dem wir blind vertrauten. Die Eintönigkeit auf dem Wasser vertrieben wir uns anfangs mit Spielen, etwa *Ich sehe was, was du nicht siehst* – aber nachdem jeder zweite Begriff *Blau* oder *Weiß* war, war die Luft schnell raus. Nach so

langer Zeit ohne Gewissheit, wohin uns der Wind führte, redeten wir nur noch selten – abgesehen von Cleo und Hayley, denen das alles nichts auszumachen schien. Wesley hatte sich von seiner Schusswunde gut erholt und hielt sich auffällig oft in der Nähe von Milena auf, welche den Verlust ihrer Familie nur schwer verkraftete. Sie redete kaum ein Wort, starrte oft stundenlang hinaus aufs offene Meer, während Tränen über ihr Gesicht kullerten. Patrick hingegen qualmte wie ein Schlot, wenn er nicht gerade mit Jamiah oder Chrissy über irgendwelche Nichtigkeiten diskutierte.

Es war Abend, die Sonne ging bereits unter und die ersten Ausläufer eines Sturms machten sich bemerkbar.

Emma kam zu mir ans Steuer und umarmte mich. »Sind wir noch auf Kurs?«

Ich verzog den Mund. »Wenn du irgendwann Affen oder Koalas siehst, weißt

du, dass wir falsch sind.«

Sie kicherte. »Solange sie friedlich sind, macht mir das nichts aus.«

Jamiah blickte skeptisch zum Himmel. »Da braut sich was zusammen ...«

»Abwarten – vielleicht zieht es an uns vorbei«, brummte Patrick, der auf dem Deck saß und genüsslich an einer Zigarette zog. Eigentlich zog er in letzter Zeit immer an einer Zigarette, sodass ich mich manchmal fragte, ob er das zum Atmen brauchte oder der Stängel in seinem Mund schon festgewachsen war.

»Ich schau mal unter Deck zu den anderen«, sagte Emma und stieg die schmalen Holzstufen hinab.

Das Schiff bahnte sich den Weg durch die Wellen und schleuderte die Gischt zur Seite. Manchmal sahen wir sogar Delfine, die uns teilweise über weite Strecken begleiteten.

Jamiah gähnte lautstark und streckte sich.

»Ich spüre, dass wir Glück haben und das Unwetter uns verschont.«

Doch danach sah es nicht aus, im Gegenteil. Mit jeder Minute wurde das Tosen des Windes lauter, Wellen türmten sich bedrohlich auf und irgendwann kamen Regentropfen hinzu, die wie Hagelkörner auf uns niederprasselten. Gewitterwolken vertrieben die letzten Sonnenstrahlen und hüllten uns in Dunkelheit. Die Gischt spritzte mir ins Gesicht und tränkte meine Kleider; ich schmeckte das Salz und klammerte mich fester ans Steuerrad.

»Zieht eure Rettungswesten an!«, brüllte Jamiah durch die Luke ins Unterdeck.

Das Problem dabei war: es gab nicht genug. Es reichte gerade einmal für die Frauen, Hayley und Cleo, die ihre von Wesley bekam. Der Rest musste im Falle des Falles schwimmen können – oder einen guten Schutzengel haben.

»Du und dein Gespür ...« Patrick warf Jamiah einen amüsierten Blick zu.

Mittlerweile war es stockdunkel, nur wenn irgendwo ein Blitz aufleuchtete, flackerten die Wellen für einen kurzen Moment auf. Das Boot schaukelte bedrohlich auf und ab, wippte bei jeder Welle zur Seite und drohte fast zu kentern. Wir holten die Segel ein und schalteten den Motor an; der Tank war fast leer, aber während eines Sturms antriebslos auf dem Wasser zu treiben, würde das Boot zum Spielball der Gezeiten machen – und uns damit schneller zu den Fischen schicken, als uns lieb wäre.

Und je später es wurde, desto heftiger wurde der Sturm. Die Wellen nahmen rasch an Höhe und Geschwindigkeit zu; nicht selten türmte sich vor uns eine Wand auf, nach der wir mehrere Meter tief hinabstürzten. Mein Magen drehte sich, und

auch Patrick schien die Überfahrt nur wenig Freude zu bereiten: Er hing über der Reling und entleerte seinen Mageninhalt.

Jamiah hangelte sich zu mir ans Steuerrad. »Der Motor ist zu schwach, damit kommen wir hier niemals raus!«

»Dann spring ins Wasser und fang an zu paddeln«, entgegnete ich etwas genervt. Natürlich war mir klar, dass wir kaum noch Chancen hatten, dem Auge des Sturms zu entkommen – aber was hätte ich schon tun können?

Neben uns zuckten Blitze, Donner groll bedrohlich über uns hinweg. Plötzlich gab es einen lauten Schlag und ein Seil zischte durch die Luft.

»Das Segel!«, brüllte ich.

Blitzschnell blähte es sich im Wind auf, es gab einen Ruck und das Boot neigte sich zur Seite. Patrick und Jamiah stürzten zu Boden und wurden fast von Deck gespült; gerade

noch so schafften sie es, sich festzuhalten. Emma und die anderen stürmten aus dem Unterdeck und entdeckten das demolierte Segel.

»Leht euch auf die andere Seite«, schrie Patrick und zog sich an einem Seil entlang, ehe eine weitere Riesenwelle das Boot erfasste.

Die Stange mit dem Segel schoss durch die Luft; ich schrie noch, aber es war zu spät. Sie traf Wesley am Hinterkopf und katapultierte ihn über Bord.

»Wesley!«, brüllte Jamiah.

In der nächtlichen Dunkelheit war er sofort verschwunden.

»Wir müssen drehen«, schrie Milena.

»Dann kentern wir«, entgegnete Patrick und klammerte sich an eine Stange.

»Hilfe!« Wesleys verzweifelte Rufe drangen kaum hörbar durch die Nacht.

Ein kurzer Blick zu Emma genügte, und ich



wusste, was zu tun war. Ich riss das Steuerrad herum, doch in den riesigen Wellen reagierte das Ruder nur unmerklich.

Wesleys Rufe wurden leiser und verstummten.

Das Boot überwand die nächste Welle und stürzte in die Tiefe. Kaltes Wasser peitschte uns entgegen, spülte übers Deck und riss uns von den Füßen. Chrissy rutschte an mir vorbei und versuchte, sich an irgendetwas festzuklammern – doch ihre Hände griffen ins Leere, auch ich war zu langsam. Im letzten Moment packte Emma sie am Arm und hielt sie fest. Verzweifelte Schreie hallten übers Deck, als wir eine weitere Welle überwandten, diesmal höher wie je zuvor. Einen kurzen Augenblick hingen wir in der Luft, stürzten dann fast senkrecht hinab und drangen mit dem Bug voran ins Wasser ein. Als wir wieder auftauchten, waren Emma und Chrissy verschwunden.

»EMMA!«, brüllte ich aus tiefster Kehle, im nächsten Moment rannte Cleo an mir vorbei und hechtete ins Wasser. Ich vernahm noch ihre Rufe, bevor uns die nächste Welle erfasste. Von Panik ergriffen zwängte ich mir einen Rettungsring um und machte mich bereit zum Absprung – bis im Licht eines Blitzes eine Welle auftauchte, die so hoch wie ein mehrstöckiges Haus war. Mein Herz blieb stehen, das bedrohliche Rauschen stürmte unaufhaltsam auf uns zu. Patrick schrie noch etwas, dann brachen Tonnen von Wasser über uns herein. Die Welle begrub uns unter sich, binnen dem Bruchteil von Sekunden lief das Unterdeck voll und brachte das Boot zum Kentern. Ich stürzte ins Wasser und spürte, wie das eisige Wasser seine Krallen um mich legte und meinen Brustkorb zusammendrückte. Ich schnappte nach Luft, Wasser füllte meine Lungen.

Der Wagen rumpelte und polterte. Ich schreckte auf und wischte mir müde übers Gesicht. Noch immer konnte ich es kaum glauben, dass wir es heil über den Atlantik geschafft hatten; und manchmal kam es mir so vor, als wäre es erst gestern gewesen – was vermutlich daran lag, dass es erst gestern war. Jamiah kannte sich zu meiner Verwunderung tatsächlich mit der Seefahrerei aus – zumindest ein bisschen –, doch am Ende landeten wir nicht wie erhofft an der Küste Frankreichs, sondern in Großbritannien: genauer gesagt in Wales.

Enge Küstenstraßen schlängelten sich durch eine malerische Landschaft, die jetzt im Sommer in ihrer ganzen Pracht erblühte. Felsen ragten aus satten weiten Wiesen

heraus, grüne Hügel erstreckten sich, so weit das Auge reichte, und Blumen tränkten das Land in ein Meer aus bunten Farben. Mächtige Bäume säumten die Straßen und Hügel und raschelten verspielt im Wind.

Als wir nach mehreren Wochen auf hoher See am Horizont endlich Land entdeckten, jubelten und schrien wir uns die Seele aus dem Leib. So mussten sich die alten Entdecker gefühlt haben, als sie herausfanden, dass die Erde gar keine Scheibe war, und sie auf neues, unbekanntes Land stießen. Doch im Gegensatz zu ihnen waren uns die *Eingeborenen* nicht freundlich gesinnt – auch in Europa musste das Virus bis an die entlegensten Gebiete vorgedrungen sein, denn sogar hier, fernab jeglicher Zivilisation, hatten wir schon ein infiziertes Ehepaar getroffen. Ihnen hatten wir den fahrbaren Untersatz zu verdanken, der Platz genug für uns alle bot und uns nach

Deutschland bringen sollte – oder zumindest bis an die Südküste Englands.

»Wieder der Traum?« Emma lächelte.

Ich nickte und gähnte. »So schnell steige ich nicht mehr auf ein Schiff.«

»Abwarten ... falls der Tunnel versperrt ist, bleibt uns nichts anderes übrig.«

»Du kannst auch schwimmen«, warf Jamiah ein und lachte.

Seit einer gefühlten Ewigkeit waren wir nun schon unterwegs, von Menschen aber war weit und breit nichts zu sehen.

Patrick bremste den Wagen. »Da vorne ist was.«

Hinter einer Hügelkette tauchte eine alte Farm auf, die den Anschein erweckte, als sei sie bereits seit Jahrzehnten verlassen. Ein rostiger Traktor verweilte nahe einer Scheune, an deren verwitterten Toren der hellblaue Lack abblätterte. Daneben stand ein auffälliges Wohnhaus, an dem breite,

langgezogene Risse klafften. Die Scheiben waren eingeschlagen, dahinter verbarg sich eine dunkle Leere.

»Riskieren wir einen Blick?«, fragte Patrick und schielte durch den Rückspiegel.

Jamiah kräuselte die Lippen. »Was genau willst du hier finden, außer Asbest in den Wänden?«

Chrissy knuffte ihn in die Seite. »Du alter Faulpelz! Los, vielleicht finden wir ja Dosen oder irgendwas Nützliches.«

Ohne näher auf Jamiahs Frage einzugehen, lenkte Patrick den Wagen in die Einfahrt und hielt auf dem Hof, in welchem das Gras hüfthoch wucherte. Wir entsicherten unsere Waffen – zumindest die, die uns noch geblieben waren – und stiegen aus. Ein warmer, salziger Windhauch wehte mir um die Nase, in der Ferne rauschte das Meer und Möwen zogen ihre Kreise.

Milena blieb mit Hayley im Auto und

setzte sich hinters Lenkrad. Sie sollte uns warnen, falls sie etwas Verdächtiges sah oder hörte. Unterdessen näherten wir uns der Scheune und blieben davor stehen. Außer meinem Messer war mir nur eine Pistole geblieben, deren letzte Patrone ich noch in Amerika verschossen hatte. Hier in Europa würde es schwer werden, Munition zu finden ... Am Ende hatten die laschen Waffengesetze also doch etwas Gutes.

Jamiah klopfte gegen das Tor und sah uns abwartend an. Nur das Zwitschern der Vögel erfüllte die Umgebung. Noch einmal klopfte er und drückte dagegen. Unter lautem Quietschen öffneten sich die Tore und gaben preis, was sich dahinter verbarg: ein Stall. Wir knipsten die Taschenlampen an und nickten uns zu. Vorsichtig traten wir ein, und bei jedem Schritt knarzte und knackte der Holzboden verräterisch. Der Stall war aufgeteilt in mehrere Boxen, an deren

Gitterstäben Sättel, Zaumzeug und Leinen hingen, doch Pferde schien es hier schon lange nicht mehr zu geben. Die Räume waren leer und heruntergekommen, die Wände porös und verdreckt.

Wir drangen weiter vor und vernahmen das Surren und Summen von Fliegen. Cleo schnüffelte angestrengt, verhielt sich sonst aber unauffällig. Ich blickte zu den anderen und zeigte auf eine Box, die am Ende des Gangs lag. Langsam gingen wir darauf zu und blieben wie erstarrt stehen. Hinter den Gitterstäben lag ein eingefallener Kadaver eines Pferdes, das seit einiger Zeit tot sein musste. Seine Besitzer waren geflüchtet und hatten es einfach sich selbst überlassen – oder ...

Schreie.

Die Hupe des Wagens ging los. Cleo fletschte die Zähne und stürmte nach draußen. Wir hetzten aus dem Stall und



erblickten vier Zombies, die gegen die Scheiben unseres Wagens hämmerten. Hayley kreischte, Milena drückte das Gaspedal durch und raste davon. Ihre Fahrt endete nur wenige Meter entfernt mit einem gewaltigen Scheppern an einer Häuserwand. Die Zombies schlugen gegen die Scheiben, Milena und Hayley schrien voller Angst. Wir stürzten uns auf die Kreaturen und rammten ihnen unsere Messer in die Schädel, brachen ihnen das Genick oder traten auf sie ein, bis sich auch der Letzte nicht mehr rührte. Rauch stieg unter der zerknautschten Motorhaube hervor.

Emma zog die Fahrertür auf. »Seid ihr verletzt?«

Hayley weinte und schüttelte wild den Kopf.

Milena stöhnte, eine Platzwunde klaffte an ihrer Stirn. »Alles ok ...« Sie drehte den Schlüssel um und versuchte, den Wagen zu

starten. Er stotterte jämmerlich. Entgeistert riss sie die Augen auf und sah uns an. »Oh Gott, nein ... das wollte ich nicht ... wirklich, es tut mir leid!« Tränen rannen ihre Wange entlang, ehe sie sich in der roten Sommerjacke verließen, die wir unterwegs in einem Haus gefunden hatten.

Emma versorgte notdürftig die Wunde und strich ihr über den Rücken. »Wir finden ein neues Auto.«

Doch uns allen war klar, dass dies leichter gesagt als getan war; schließlich wussten wir nicht, wie weit es bis zum nächsten Ort war, zudem tauchten Häuser bisher nur sporadisch auf. Falls wir also den klapprigen Traktor nicht zum Laufen bringen würden, stand uns ein Fußmarsch ins Ungewisse bevor.

Natürlich war das alte Ding reif für den Schrottplatz – wie hätte es bei unserem Glück auch anders sein können. Stundenlang

folgten wir dem Verlauf der Straßen und achteten auf jedes verdächtige Geräusch. Aber in dem Tempo wäre unser Proviant schneller aufgebraucht, als uns lieb war.

In einiger Entfernung entdeckten wir ein Schild, das ein Dorf ankündigte. Kurz darauf stellte sich heraus, *Dorf* war sehr wohlwollend gemeint: *Zwanzig Millionen Fliegen, siebentausend Schafe – und vierzig Menschen* stand auf einem Holzschild in bunter Schrift geschrieben. Auf die vierzig Menschen konnte ich gut verzichten, aber so viele Schafe? Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

Wir beschleunigten unser Tempo, bis sich die ersten Umrisse mehrerer Häuser abzeichneten. Mit ihren roten Ziegeln zeigten sie uns den Weg zum Ziel wie das X auf einer Schatzkarte. Wir verließen die Straße und suchten den Schutz der Bäume; das Gras ging uns bis zu den Hüften, Cleo verschwand

fast vollends darin. Die letzten Kilometer näherten wir uns geduckt und hielten regelmäßig inne: das Dorf schien verlassen. Aber wie die Erfahrung uns lehrte, hatte dies nichts zu bedeuten. Langsam schlichen wir weiter; das Gras raschelte leise und kitzelte meine Beine. Cleo blieb abrupt stehen, streckte die Nase in die Luft und sträubte das Fell. Wir tauschten rege Blicke aus und gingen in die Hocke. Vögel zwitscherten, Wellen brachen sich an der steinernen Küste – aber von Zombies keine Spur.

»Seht ihr was?«, fragte Wesley mit gedämpfter Stimme.

Jamiah schnalzte mit der Zunge. »Nichts ... gar nichts ...«

»Zurück zur Straße«, flüsterte ich und sah mich um. Zwar waren wir dort ungeschützt und eine leichte Beute – aber immer noch besser, als blindlings in unser Verderben zu laufen.

Noch bevor wir die Straße erreichten, erfüllte ein lauter Schrei die Luft. Ich zuckte zusammen, fuhr herum und blickte in die entsetzten Gesichter der anderen. Wie gebannt spähten wir zum Dorf, konnten aber nicht erkennen, wer oder was geschrien hatte.

»Was machen wir jetzt?«, flüsterte Chrissy und duckte sich noch tiefer.

Emma schielte zwischen dem Gras hindurch. »Das klang nicht nach einem Zombie.«

»Und wenn es keiner war, dann aber vermutlich *wegen* einem ...«, meinte Wesley.

Wieder waren Schreie zu hören, diesmal rief jemand etwas.

Es gab nur zwei Möglichkeiten: Zum Dorf rennen und der Person helfen, uns damit aber selbst in Gefahr bringen – oder hier warten, bis die Schreie verstummen ...

Ehe wir uns entscheiden konnten, schlich

Emma weiter Richtung Dorf. Wir folgten ihr und blieben an einem kleinen Holzzaun stehen. Auf einmal stürmten mehrere Personen aus einem Haus und flüchteten über die Straße; nur wenig später erkannte ich, wovor sie flüchteten: Eine Meute Zombies hetzte ihnen hinterher. Die Personen feuerten und schrien, liefen die Straße entlang und verschwanden aus unserem Sichtfeld. Wir hoben Cleo und Hayley über den Zaun und rannten los. Das Gras peitschte gegen unsere Beine, bremste unsere Schritte und raschelte laut.

Wir erreichten das Dorf und blieben an einer Häuserwand stehen. Vorsichtig spähte ich um die Ecke – von den Menschen oder Zombies war nichts zu sehen. Zusammen mit Cleo schlich ich ums Haus, zückte mein Messer und winkte die anderen heran. Schüsse wurden abgefeuert, jemand schrie schmerzerfüllt, dann vernahm ich das

vertraute Grunzen und Knurren von Zombies.

»Und?«, fragte Jamiah verunsichert.

Ich hob die Augenbrauen. »Wie viel Munition habt ihr?«

Emma warf einen Blick auf ihren Revolver. »Fünf Patronen.«

Auch die anderen hatten kaum etwas übrig.

»Wesley, du bleibst hier bei Milena und Hayley und passt auf die beiden auf«, wies ich ihn an.

»Zu Befehl!«, erwiderte er und salutierte erfreut.

Wir rannten über die Straße zum nächsten Haus, blieben kurz stehen und folgten den Schreien. Es dauerte nicht lange, und wir hatten die Gruppe eingeholt. Sie saßen in der Falle: Eine junge Frau kletterte gerade auf einen Baum, eine weitere versuchte ihr zu folgen. Unten am Boden kämpften drei Männer mit den Zombies, schlugen auf sie

ein, doch sie hatten keine Chance. Ein Junge, kaum älter als sechzehn, versuchte eine Kreatur von sich wegzudrücken – er schaffte es nicht. Der Zombie riss das Maul auf und biss ihm in die Schulter. Blut lief in Strömen am Jungen herab, bevor er unter der Last der Zombies zusammenbrach. Sie stürzten sich auf ihn und rammten ihm die Zähne ins Fleisch.

Emma eröffnete das Feuer, gefolgt von Chrissy. Cleo preschte wildschnaubend auf einen Zombie zu und schmiss ihn zu Boden. Wir stürmten hinterher und schwangen unsere Messer, stachen auf die stinkenden Kreaturen ein und bahnten uns einen Weg zu der Gruppe. Im Augenwinkel sah ich einen Zombie auf eine der beiden Frauen zustürzen, aber schon im nächsten Moment spritzte eine rot-braune Suppe durch die Luft und er ging getroffen zu Boden. Emma stand neben mir und zielte bereits auf den



nächsten. Von dem Lärm und den Schüssen angezogen, tauchten aus dem hohen Gras noch mehr Gestalten auf.

»Das sind zu viele ... Weg hier!«, brüllte ich und stieß einem Zombie mein Messer durch den Kiefer.

Jamiah half der Frau auf dem Baum herunter, und gemeinsam rannten wir zurück zu Wesley, Milena und Hayley.

»Wohin?!«, schrie Patrick, doch um ehrlich zu sein, wusste ich das auch nicht. Die Straße entlang – und einfach weiter, bis die Zombies uns nicht mehr folgen würden, oder wir tot wären. Also spätestens dann, wenn wir keuchend und außer Puste am Boden lägen.

»Hier lang«, rief einer der verbliebenen Männer und führte uns einen unscheinbaren Trampelpfad entlang.

Vorsichtig hangelten wir uns über zwei Bretter, die über einen schmalen, tiefen Bach

gelegt worden waren.

»Wartet!« Der Mann kickte sie ins Wasser.

»Das gibt uns einen Vorsprung.«

So schnell wir konnten, rannten wir den Pfad weiter über Wiesen und Hügel, bis die Schreie der Zombies verstummten. Vor einer winzigen Scheune blieben wir stehen; der Mann zog eine Holzplatte weg und offenbarte so ein Loch in der Wand. Hastig krochen wir hindurch und fanden uns in einem kleinen Versteck wieder, in dem nur ein paar ausgewaschene Decken und Strohbälle herumlagen.

»Jimmy ...«, flüsterte eine der Frauen und vergrub die Hände im Gesicht.

Der Mann, der uns hierher geführt hatte, er hatte lockiges schwarzes Haar, eine hagere Figur und schmale Schultern, legte den Arm um sie und tröstete sie.

Ein anderer aus der Gruppe zog die Platte wieder vor das Loch und wandte sich uns zu.

»Wow, das nenne ich mal einen Auftritt ... und keine Sekunde zu früh. Wer seid ihr, wenn ich fragen darf?«

Wir stellten uns vor und erklärten kurz, woher wir kamen – diesmal verzichtete ich aber auf die Geschichte des Boxers.

»Acht Yankees und ein Hund, die uns den Hintern gerettet haben – na dann sage ich mal herzlichen Dank!« Er rieb sich verlegen die Hände. »Mein Name ist Evan, das ist Dylan, Megan, Rebeca ... und der andere *war* Jimmy.«

»Was habt ihr in dem Haus gemacht? Und woher wusstest du von der Scheune?«, fragte ich.

»Das war das Haus seiner Eltern.« Er zeigte auf Dylan. »Wir wollten nur ein paar Habseligkeiten und Andenken holen, aber plötzlich waren da diese Beißer ... Gott sei Dank wart ihr zur Stelle.« Er fuhr sich seine langen blonden Haare aus dem Gesicht und

lächelte, erinnerte mich dabei an Surfer, die ich manchmal in Emmas Hochglanzmagazinen gesehen hatte. »Die Scheune gehörte einem Nachbarn.«

»Wie seid ihr hierhergekommen? Habt ihr ein Auto?«, wollte Emma wissen.

Evan nickte. »Ist nicht weit von hier ... es gibt nur einen Haken: Es steht auf der anderen Seite des Dorfes – dort, wo jetzt die Infizierten sind.«

Jamiah fuhr sich durch seine mittlerweile nicht mehr ganz so kurzen Haare – nicht mehr lang, und er könnte glatt als Alpaka durchgehen. »Also bleibt uns nichts anderes übrig als abzuwarten. Mann, was würde ich jetzt für ein saftiges Steak geben ... Sag mal, Evan – gibt's hier keine Schafe?«

Er schüttelte den Kopf. »Schon lange nicht mehr. Ich weiß nicht, was mit ihnen passiert ist, aber vermutlich wurden sie von den Infizierten gefressen.«

Jamiah verzog frustriert den Mund.

»Schadet dir eh nicht, langsam bekommst du 'ne ansehnliche Figur«, feixte Chrissy und grinste ihn frech an.

»Wenn mich der Wind wegbläst, bist du Schuld.«

»Am besten bleiben wir die Nacht hier, bis morgen sind die Zombies hoffentlich verschwunden«, schlug Evan vor und warf uns ein paar muffige Decken zu.

Früher hätte ich mich gefragt, wer darin schon alles geschlafen hatte und wie viele Läuse und Wanzen sich darin versteckten – heute aber bedeutete eine Decke puren Luxus.

»Wir sollten uns ruhig verhalten. Wenn die Zombies uns reden hören, sind wir hier drinnen gefangen«, flüsterte Patrick und machte es sich gemütlich.

Hayley setzte sich zu Emma und nahm die Kette ab, öffnete die Brosche und betrachtete

das Bild. Sie schnaufte und schloss die Augen. Lange Zeit quälte mich die Angst, das kleine Mädchen würde es nicht schaffen und vor unseren Augen wegsterben. Aber mittlerweile hatte sie etwas zugelegt und war nun kein laufendes Skelett mehr. Auch redete sie gerne und viel, zumindest dann, wenn sie mit Emma und mir alleine war; dabei legte sie eine ausgeprägte Neugier für die Natur an den Tag, denn jeder neue Baum, jedes neue Tier und jeder neue Grashalm musste genauestens studiert werden. Dass Emma ihr so viel über Tiere erzählen konnte, stillte ihren Wissensdurst jedoch gar nicht – im Gegenteil. Oft versanken die beiden immer tiefer in Gesprächen über die Anatomie von Säugetieren, Insekten und Reptilien, dass ich mir fast wie in einer Vorlesung eines Biologieprofessors vorkam.

Ich legte meinen Arm um Emma und starrte an die Decke. Nicht mehr lange, und

wir wären in Deutschland. Zuerst würden wir es im Dorf nahe Hamburg versuchen; sollten wir dort niemand finden, bliebe noch die Berghütte in den Alpen ... Aber was, wenn auch dort niemand ist?

Dann war alles umsonst.

Jamiah rüttelte an mir.

Ich sah ihn verschlafen an und rieb mir den Nacken. »Was ist los?«

»Dylan ...«, wisperte er und hob die Augenbrauen.

Ich verstand nicht. »Was ist mit ihm?«

Jamiah presste die Lippen zusammen und zeigte mit dem Kopf in seine Richtung.

Ich musterte den Jungen von Kopf bis Fuß: Er trug ein blaues, verdrecktes Holzfällerhemd, enge Jeans und hohe Stiefel. Er sah noch sehr jung aus, kaum älter als achtzehn. Dennoch fiel mir nichts Ungewöhnliches an ihm auf. Schließlich zuckte ich mit den Schultern.

»Seine Hand!«

Dylan musste es gehört haben: Er fuhr



hoch, sah uns an und verschränkte die Arme.

Jamiah grinste verlegen und winkte ihm zu. »Schön hier.« Er drehte sich weg und machte es sich auf einem Strohballen bequem.

Dylan murrte etwas, kauerte sich zusammen und schlief weiter. Ich kniff die Augen zusammen und versuchte, einen Blick auf seine Hand zu erhaschen. Aber er hatte sie gut versteckt, und irgendwie kam es mir so vor, als würde er die Augen gar nicht geschlossen haben – sondern mich aus dünnen Schlitzen anstarren. Unauffällig wanderte meine Hand zum Messer; langsam schlossen sich die Finger um den Griff. Mit einem Schnalzen meiner Zunge brachte ich Cleo dazu, sich neben mich zu legen. Ich streichelte ihr Fell und ließ Dylan keine Sekunde aus den Augen.

Draußen wurde es dunkel, die Nacht brach über uns herein. Nur spärlich fielen noch

Lichtstrahlen durch die Bretter der Scheune. Milena schlief, Wesley saß neben ihr und schmachete sie verträumt an. Bei dem Anblick musste ich unweigerlich schmunzeln und an unser Haus in den Staaten denken. Ob es noch steht? Lungern dort noch immer Zombies herum? Oder dient es jetzt gar als Schutz für andere Überlebende?

Weitere Stunden vergingen, irgendwo heulte eine Eule, als Jamiah sich leise zu mir umdrehte. Er hob den Kopf und blickte zu Dylan.

»Seine Hand ... sie blutet«, flüsterte er mir ins Ohr.

Mir blieb die Luft weg. »Hast du gesehen, was es für eine Verletzung war?«

Er schüttelte den Kopf.

Ich nahm meinen Arm von Emma weg und steckte mein Messer griffbereit in den Gürtel.

Jamiah sah mich verdutzt an. »Was hast du

vor?«

»Herausfinden, was es ist.« Ich stand auf und ging auf Dylan zu. Trotz Dunkelheit sah ich das Weiße in seinen Augen – er schlief nicht. Er presste die Lippen zusammen und unterdrückte das Zittern seines Körpers. Jamiah stellte sich neben mich und knipste eine Taschenlampe an.

»Dylan, wurdest du gebissen?«, fragte ich leise, um die anderen nicht zu wecken.

Geschockt schüttelte er den Kopf. »Nein, nein ... das ist nichts!« Sein Gesicht war blass, Schweißtropfen bedeckten seine Haut.

Ich beugte mich zu ihm herunter und versuchte zu lächeln. »Wir tun dir nichts – aber wir müssen wissen, ob du gebissen wurdest.«

Dylan robbte von uns weg und zog seine Hand noch fester an sich heran. »Lasst mich in Ruhe!«

»Pst, du musst ja nicht gleich schreien!

Wenn du aber gebissen wurdest, wirst du auch zu so einem Ding. Willst du wirklich alle in Gefahr bringen? Wenn nicht wegen uns, dann denk wenigstens an das Kind«, entgegnete Jamiah.

»Was wollt ihr von mir?! Verschwindet!«, brüllte er ungehalten und schnaufte.

Hayley wurde wach und begann zu weinen. Von dem Lärm wurde nun auch der Rest geweckt und sah uns entgeistert an.

Rebeca zog blitzschnell eine Pistole und richtete sie auf Jamiah und mich. »Was wollt ihr? Wir haben nichts für euch, ihr Gauner! Los, verschwindet!«

Evan sprang auf und griff nach seinem alten Jagdgewehr. »Sie wollen unser Auto!«

»Was?! Wir sind keine Diebe! Euer Auto interessiert uns nicht! Aber ich kann nicht beruhigt hier schlafen, wenn einer von euch gebissen wurde und es nicht mehr lange dauern kann, bis er auch ein Zombie wird«,

erwiderte ich energisch.

Evan, Megan und Rebeca sahen mich ungläubig an.

»Was redest du da? Niemand wurde gebissen!«, behauptete Evan.

Jamiah machte einen Satz nach vorne und zog an Dylans Arm. »Und was ist das?«

Megan riss den Mund auf. »Dylan ... ist das ...«

»Nein! Ich habe mich nur ... geschnitten, das ist alles ...«, stammelte er.

»Für mich sieht das nach einem Zahnabdruck aus«, brummte Jamiah.

»Und jetzt?«, fragte Rebeca und nahm ihren Finger vom Abzug.

»Das wird mir zu spannend ... mag jemand 'ne Kippe?«, fragte Patrick. »Nein? Niemand? Gut, umso besser, bleibt mehr für mich.«

Ich sah die anderen an und seufzte. »Ich kann nur für mich sprechen, aber ich mache

hier kein Auge zu.«

Chrissy nickte. »Es tut mir leid für Dylan, aber es ist zu gefährlich in seiner Nähe. Wir gehen.«

Emma stand auf, nahm Hayley auf den Arm und schnallte Cleo die Leine an.

»Danke, dass wir hier schlafen durften. Passt auf euch auf«, sagte ich und warf meinen Rucksack über.

Jamiah schob die Platte weg und kroch durchs Loch ins Freie.

Rebeca, Megan und Evan blieben bei Dylan, der Rest sammelte sich vor der Scheune.

»Wohin?«, fragte Wesley müde und gähnte.

»Gute Frage. Jetzt in der Nacht müssen wir umso vorsichtiger sein«, flüsterte Emma.

Wir ließen die Scheune hinter uns und bewegten uns so leise wie möglich durchs hohe Gras. Alles war besser, als in der Höhle des Löwen zu liegen und darauf zu

warten, gefressen zu werden. Der Mond leuchtete auf uns herab, Grillen zirpten, die Eule war noch zu hören – und plötzlich vernahmen wir ein leises Rascheln. Erschrocken blieben wir stehen. Jamiah kniff die Augen zusammen und zog sein Messer; Emma nahm ihr Gewehr vom Rücken und entsicherte es. Das Rascheln wurde lauter – Cleo spitzte die Ohren, zeigte aber nichts an. Wir duckten uns tiefer ins Gras und verhielten uns ruhig. Das Geräusch kam näher ... und näher ... Ich rechnete mit allem.

Auf einmal verstummte es. Wir hielten die Luft an und machten uns bereit. Ein leichter Windhauch wehte übers Gras hinweg und brachte die Halme zum Tanzen. Kurz darauf war das Geräusch wieder zu hören, diesmal aber schneller; und es bewegte sich fort, bis es verschwunden war.

Erleichtert atmeten wir auf.

»Vermutlich nur ein Waschbär«, murmelte Chrissy und erhob sich aus dem Gras.

Wir schlichen weiter, als auf einmal wie aus dem Nichts eine Gestalt vor uns stand. Milena schrie, die Gestalt schrie ebenfalls – es war Megan.

»Was machst du denn hier?! Hast du 'nen Vogel, uns so zu erschrecken?«, zischte Patrick.

»Tut mir leid! Ich wollte euch nach, aber dann wart ihr plötzlich weg. Ich ... ich habe mich nicht getraut, nach euch zu rufen.«

»Schon gut«, beruhigte sie Emma. »Was ist los, wieso bist du nicht bei deiner Gruppe?«

Megan holte tief Luft. »Ich wollte mich bei euch bedanken. Dafür, dass ihr uns gerettet habt. Aber ihr müsst verstehen, Rebeca ist Dylans Verlobte. Was würdet ihr an ihrer Stelle tun?«

Verlobte? Wow. In seinen jungen Jahren



hatte er das geschafft, was ich in vierzehn Jahren nicht auf die Reihe gebracht habe.

»Für meine große Liebe würde ich alles tun«, platzte es aus Wesley mit kräftiger Stimme heraus, und ich sah, wie er dabei verstohlen zu Milena schielte.

»Dann versteht ihr, wieso wir Dylan nicht verbannen können.«

Ich nickte, zeigte aber auf Hayley. »Ich habe ihrer Mutter versprochen, auf sie aufzupassen. Solange ich lebe, halte ich dieses Versprechen.«

Megan senkte den Kopf. »Ich verstehe. Also kommt ihr nicht zurück?«

»Zu Dylan, der tickenden Zeitbombe? Ohne mich!«, posaunte Patrick.

»Wir könnten ihn zumindest festbinden, dass falls er doch zu so einem Ding wird, er niemandem weh tun kann«, schlug Emma vor.

Megan zögerte einen Moment, nahm dann aber den Vorschlag an. »Rebeca wird

darüber nicht glücklich sein, aber auch ich fühle mich dort nicht sicher, solange ich nicht weiß, was mit Dylan los ist.«

Wir folgten ihr zurück zur alten Scheune und schlugen erneut unser Nachtlager auf. Dylan wehrte sich, aber irgendwann gab er sich geschlagen und stimmte zu, wenigstens seine Hände an einen Holzbalken festzubinden.

Die ersten Sonnenstrahlen fielen durch die Bretter, etwas kitzelte meine Nase. Ich blinzelte und sah zu Dylan: er schlief. Müde streckte ich meine Glieder und küsste Emma auf die Wange. Ich erinnerte mich an ihre Weihnachtsgans und wie ich mühsam versuchte sie auseinanderzuschneiden. Ein Grinsen huschte über mein Gesicht. In letzter Zeit dachte ich immer seltener an meine Familie, die Erinnerungen an sie schienen mit jedem Tag mehr und mehr zu verblassen.

Oft überkam mich der Gedanke, dass sie ohnehin schon alle tot waren. Wie hätten sie in dieser grausamen, erbarmungslosen Welt schon überleben können?

Ich streichelte über Cleos Fell und stand auf. Chrissy hatte sich an Jamiah gekuschelt; Wesleys Arm lag vorsichtig um Milena, während er schlief – und Patrick? Der lag über mehrere Strohballen ausgestreckt mit einer Zigarette im Mund und schnarchte. Leise schob ich die Platte weg, gab Cleo ein Zeichen und kroch mit ihr durchs Loch nach draußen. Ich atmete tief ein und genoss die kühle, frische Morgenluft. Der Tau ruhte auf den Gräsern und schimmerte im goldenen Schein der Morgensonne, daneben spiegelten sich winzige Wassertropfen in einem Spinnennetz. Cleo lief voraus und sprang vergnügt durchs Gras; dabei schien es ihr nichts auszumachen, dass sich ihr Fell binnen kürzester Zeit mit Wasser vollgesogen hatte.

Ich war nicht weit gegangen, als mir auf einmal Megan hinterherlief.

»Warte!«, rief sie. »Kann ich euch ein Stück begleiten? Ich müsste mir auch mal die Beine vertreten.«

Ich nickte und ging wortlos weiter.

»Du bist nicht gerade der gesprächige Typ, stimmt's?«

»Siehst du das hohe Gras?«

Die junge Frau mit dem blonden Bob nickte.

»Hier können überall Zombies lauern. Aber rede ruhig so laut weiter, dann wissen sie wenigstens, wo wir sind.«

Megan verzog das Gesicht. »Schon gut, ich habe verstanden.« Sie pustete sich eine Strähne aus dem Gesicht und folgte mir. »Wie war dein Name noch mal?«

»Adrien.«

Megan sah mich erwartungsvoll an, als wartete sie darauf, dass ich ihr jetzt meine

gesamte Lebensgeschichte offenbaren würde.

»Adrien Miller.«

»*Adrien Miller* also ... Und was hast du gemacht, bevor alles den Bach runterging?«

»Erinnerst du dich an den Kampf Kopfklopf gegen Miller?«

Megan sah mich verwirrt an.

Ich lachte. »War nur Spaß. Ich war Webdesigner, und gerade als das Geschäft anfang gut zu laufen, tauchte das Virus auf. Und du?«

»Megan O'Hara.« Sie platzte fast vor Stolz, als sie den Namen aussprach.

»Freut mich, Megan.« Ich reichte ihr die Hand, doch sie warf mir nur einen ungläubigen Blick zu.

»Nein, du verstehst nicht. *Megan ... O ... Hara.*«

»Wirklich, ein schöner Name.«

»Hast du noch nie was von mir gehört?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ach, ihr Amis ... Ich bin – ich *war* Sängerin. Also zumindest hier in England. Aber jetzt singe ich nicht -«

Ein Schrei unterbrach ihren Satz.

»Rebeca!«, rief Megan und rannte los.

Wir stürmten durchs hohe Gras zurück zur Scheune, und als ich Cleo sah, wusste ich, warum Rebeca geschrien hatte. Die anderen hatten sich um Dylan versammelt, während seine Verlobte vor ihm kniete und weinte. Ein Stück Stoff war um seinen Mund gespannt, hinderte ihn so am Schreien und Beißen. Doch er knurrte, rüttelte wild am Holzbalken und schmiss den Kopf hin und her. Evan nahm sein Jagdgewehr und ging auf Dylan zu.

Rebeca warf sich ihm in den Weg und hielt ihn fest. »Tu's nicht! Bitte! Ich flehe dich an, tu es nicht ... Wir wollten doch heiraten ...« Sie klammerte sich voller Verzweiflung an Evans Bein und versuchte ihn davon

abzuhalten, Dylan zu erschießen.

Bei dem Anblick wurde mir schlecht. Ich dachte daran, wie ich an Rebecas Stelle handeln würde: Wollte jemand Emma vor meinen Augen erschießen, könnte man mir auch gleich das Herz rausreißen. Aber bevor das passierte, würde ich jeden umbringen, der es wagte.

Evan schob Rebeca zur Seite. »Siehst du denn nicht, dass Dylan nicht mehr er selbst ist? Es ist vorbei! Verstehst du? Er ist tot!«

Bei dem letzten Wort brach Rebeca zusammen und vergrub die Hände im Gesicht. Sie schluchzte und schrie, und bei dem Lärm konnte es nicht lange dauern, bis die ersten Zombies uns bemerkt hätten.

»Evan, warte!«, rief ich. »Es ist Rebecas Verlobter – warum lässt du nicht sie entscheiden, was mit ihm passiert?«

Er presste die Lippen zusammen, überlegte einen Moment und lies dann die

Waffe sinken.

Wir sammelten uns vor der Scheune und warteten auf Rebeca. Sie verbrachte die letzten Augenblicke mit Dylan und sagte ihm Lebewohl.

Emma nahm meine Hand und sah mich traurig an, eine Träne kullerte ihre Wange entlang. »Was auch passiert, ich liebe dich.«

Nach einer Weile kam Rebeca laut heulend heraus, sie stolperte und blieb auf dem Boden liegen. »Ich kann es nicht ... ich kann ihn nicht umbringen.«

»Sollen wir ihn zurücklassen?«, fragte Evan.

Rebeca schüttelte den Kopf.

Es dauerte nur wenige Sekunden, dann hatte Dylan seinen letzten Atemzug getan. Evan kam wieder aus dem Loch gekrochen und streifte das Blut von seinem Messer. Rebeca weinte, und jeder Versuch, sie zu beruhigen, scheiterte. Was hätten wir auch



sagen sollen? Alles wird gut?

Megan nahm Rebecas Schultern zwischen die Hände und schüttelte sie. »Wir alle trauern um Dylan, aber jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt! Wenn du weiterhin so laut bist, werden uns die Infizierten noch hören!«

Rebeca hielt sich den Mund zu und schniefte.

Wir folgten Evan zurück über den Trampelpfad, überquerten den Bach und erreichten die Straße zum Dorf. Die Zombies waren verschwunden, aber weit konnten sie nicht gekommen sein. Auf Zehenspitzen näherten wir uns den Häusern und behielten die Gegend im Auge. Mein Blick wanderte dabei stets zu unserer Hündin, die aufmerksam neben uns herlief.

»Dort hinten auf dem Feld steht der Wagen ... nicht mehr weit, paar hundert Meter«, schätzte Evan.

Wir spähten um die Ecke und rannten zum

nächsten Haus, liefen über eine Straße und sammelten uns nahe eines alten Schuppens. So pirschten wir uns langsam vorwärts, bis wir nach kurzer Zeit am Ende des Dorfes angekommen waren und nur noch das Feld vor uns hatten. Ich entdeckte einen roten Pick-up, der in einiger Entfernung aus dem Gras ragte. Evan ging vor, während wir ihm leise folgten – und abrupt stehenblieben. Nicht weit von uns streifte eine Handvoll Zombies über die Weide. Wir duckten uns und verhielten uns ruhig.

»Vielleicht ziehen sie weiter«, flüsterte Megan.

Natürlich war das nicht der Fall. Wir warteten eine halbe Ewigkeit, aber die hirnlosen Gestalten trotteten weiter vor sich her, liefen im Kreis oder blieben stehen und grunzten dumm.

»Chrissy, wie viel Munition hast du noch?«, fragte ich.

»Neun Schuss im Gewehr, ein halbes Magazin in der Pistole.«

»Das müsste reichen.« Ich gab den anderen ein Zeichen, dann pirschten wir uns an die Zombies heran und warteten auf einen passenden Moment. Langsam zählte ich mit den Fingern runter und zog mein Messer: drei ... zwei ... eins.

Wir stürmten aus der Deckung und stießen den Kreaturen die Klingen in die Schädel, Chrissy und Emma hoben ihre Gewehre und drückten ab, auch Evan und Megan feuerten aus allen Rohren. Cleo stürzte sich auf einen Zombie und zerfetzte seinen Hals, Wesley sprang einem gegen die Brust und stach auf ihn ein.

Unweit von uns ertönten zahlreiche gellende Schreie.

»Zum Wagen!«, brüllte Evan und lief los.

Wir töteten zwei weitere Zombies und hetzten zum Pick-up. Doch plötzlich stürzte

Rebeca, schrie sich die Seele aus dem Leib und ruderte mit den Armen. Ein Zombie mit zertrümmerten Beinen hing an ihr und zerrte an ihrem Fuß. Meine Klinge schnellte hinab und durchdrang seinen Schädel. Wir halfen ihr auf und rannten zum Wagen, während Emma und Chrissy unsere Verfolger aufs Korn nahmen. Gerade noch so erreichten wir die Ladefläche des Pick-ups, legten Rebeca darauf ab und sprangen an Bord.

»Fahr! Los, los, los!«, schrie Jamiah und hämmerte gegen die Fensterscheibe.

Evan gab Vollgas und pflügte durchs Feld, der Wagen schaukelte hin und her und hob bei jeder Bodenwelle für einen kurzen Moment ab, bis wir schließlich die Straße erreichten. Die Zombies wurden kleiner und kleiner und verschwanden schon bald aus meinem Sichtfeld. Ich streckte Arme und Beine von mir und rang nach Luft.

»Verdammt, das war knapp«, rief Jamiah,

während uns der Fahrtwind durch die Haare pfiff.

Rebeca wand sich und heulte.

»Alles in Ordnung bei dir?«, fragte ich, doch sie schien mich nicht zu hören.

Jamiah beugte sich zu ihr hinab und versuchte sie zu beruhigen. »Du bist in Sicherheit, die Zombies sind weg.«

Rebeca fasste sich schmerzverzerrt ans Bein und biss die Zähne zusammen. Erst jetzt entdeckte ich die klaffende Wunde an ihrem Unterschenkel: Blut durchdrang den Stoff ihrer Jeans und färbte sie dunkelrot.

»Oh Gott ...« Jamiah sah mich entgeistert an.

Ich klopfte gegen die Scheibe. »Evan, halt an!«

Für einen kurzen Moment blickte er uns durch den Rückspiegel an, stoppte dann den Wagen und stieg aus. »Was ist?«

Wortlos zeigte ich auf Rebecas Bein.

Wir fuhren eine schmale Straße entlang, die an den Seitenrändern durch große, moosbewachsene Steine begrenzt war. Rebeca hielt sich noch immer das Bein, der erste Schmerz war aber überwunden. Der Wagen wurde langsamer, nur noch das Surren der Räder war nun zu hören.

Ich beugte mich zu Rebeca hinab und legte meine Hand auf ihre Schulter. »Erinnerst du dich noch an dein erstes Treffen mit Dylan?«

Die junge Frau – eigentlich war sie noch ein Mädchen im Alter von siebzehn Jahren – sah mich an und hielt inne. Ihr Gesicht erhellte sich, sie schniefte und nickte. »Es ... es war im Frühling. Ich war ... bei meinen Großeltern. Eigentlich wollte ich ... gar nicht dorthin, sie wohnten in einem ...

kleinen Dorf, in dem nie was los war.«  
Rebeca machte eine Pause und schnaufte  
angestrengt.

Im Augenwinkel sah ich, wie Jamiah die  
Pistole zog, die Chrissy ihm während  
unseres Stopps unauffällig gereicht hatte.

»Ich sah diesen Jungen ... er war anders  
als alle, die ich kannte. Lieb und  
zuvorkommend, etwas schüchtern, aber dafür  
brachte er mich zum Lachen.« Über Rebecas  
Gesicht huschte ein zaghaftes Grinsen.

Der Wagen stoppte.

Ich atmete tief durch und schloss die  
Augen, tat dabei so, als wäre mir etwas ins  
Auge geflogen.

»Wir verbrachten den ganzen Sommer  
zusammen, bis ich wieder zurückmusste ...  
und tief in unserem Herzen wussten wir, dass  
wir füreinander bestimmt waren.«

Der Knall hallte laut durch die Luft.

Wir legten Rebecas Leichnam unter einem

Baum ab und schwiegen. Es war nur ein schwacher Trost, aber zumindest war sie jetzt im Tode mit ihrem Verlobten vereint.

Die Straße schlängelte sich an grünen Hügeln und Bächen entlang, umfuhr einen kleinen Berg und führte durch ein Tal voller Weinhänge. Sie reihten sich endlos aneinander und begleiteten unser Schweigen.

»Wir müssen tanken«, rief Megan nach einer Weile.

Es dauerte nicht lange, und ich erspähte eine kleine, heruntergekommene Tankstelle. Das ausgebleichene Schild mit den Kraftstoffarten war kaum zu lesen, daneben hing eine Reklametafel, die Bier aus der Heimat bewarb.

Jamiah stöhnte. »Mann, was würde ich jetzt für ein kühles Bier geben ...«

»Müsstest du Chrissy dafür nicht um Erlaubnis fragen?«, neckte ich ihn und



kicherte.

Er warf mir einen scharfen Blick zu und spitzte die Lippen. »Man muss Frauen nur im Glauben lassen, dass sie die Fäden in der Hand haben, aber die wirklich wichtigen Entscheidungen treffen immer noch wir.«

»Noch so ein Spruch, und du läufst die restliche Strecke«, rief Chrissy nach hinten.

Während wir noch lachten, lenkte Evan den Wagen auf den sandigen Parkplatz und hielt an. Wir stiegen aus, töteten einen umherirrenden Zombie und inspizierten die Zapfsäule: Sie war ein Uraltmodell, bei der man noch pumpen musste – mit dem Vorteil, dass sie auch ohne Strom funktionierte.

Patrick öffnete den Tankdeckel und machte sich an die Arbeit; unterdessen schaute sich der Rest auf dem Gelände um. Vorsichtig schlichen wir um die Tankstelle herum und entdeckten hinter dem Haus dutzende Zombies, deren Gliedmaßen verteilt auf dem

Boden lagen.

Megan hielt sich die Hand vor den Mund.  
»Was ist denn hier passiert?«

»Da wollte jemand sichergehen, dass die nicht wieder aufstehen«, murmelte Chrissy.

»Schaut mal!«, flüsterte Jamiah und zeigte auf mehrere Konserven, die vor einem Busch lagen. »Vielleicht kann man die noch essen.« Er hob sie auf, steckte sie in seinen Rucksack und kramte weiter in dem Gestrüpp herum.

Plötzlich bemerkte ich zwei Beine, die sich kaum wahrnehmbar bewegten – genau dort, wo Jamiah gerade suchte. Cleo sträubte das Fell und stemmte sich gegen die Leine, doch es war zu spät. Jamiah schrie auf, stürzte rücklings zu Boden und zückte sein Messer. Blitzschnell ramnte er es dem Zombie in den Hals und stieß ihn von sich runter. Wir eilten zu ihm und zogen den Kadaver weg.

»Hat er dich erwischt?«, fragte Chrissy besorgt.

Jamiah sah an sich herab und schüttelte den Kopf.

»Los, nehmen wir die Konserven mit und schauen, wie weit die anderen sind.« Ich half Jamiah auf und steckte drei Dosen ein.

Wieder an den Zapfsäulen, blieb uns fast die Luft weg.

»Patrick, spinnst du?!«, fauchte Chrissy.

»Was denn?«, erwiderte dieser überrascht.

»Du kannst doch nicht rauchen, während du gerade den Tank befüllst! Willst du uns alle in die Luft jagen?«

»Sorry, ich geb's zu: Es ist alles Wesleys Schuld.«

»Was?!«, entfuhr es diesem sichtlich verwirrt.

»Wie weit seid ihr?«, fragte ich.

»Der Tank ist halbvoll. Aus dem

Scheißding kommt fast nichts raus«, murzte Patrick.

Mein Blick wanderte zu dem Inneren der Tankstelle. »Sollen wir einen Blick riskieren?«

Emma nickte zustimmend. »Vielleicht gibt's dort noch mehr Vorräte.«

»So wie der Laden aussieht, muss das vor einem halben Jahrhundert abgelaufen sein«, sagte Jamiah und verzog den Mund.

Mit einem Knarzen der Tür betraten wir den winzigen Verkaufsraum und entdeckten mehrere Leichen am Boden. Langsam näherten wir uns ihnen, stupsten sie an und stiegen über sie hinweg. Es gab nicht viele Regale, manche davon waren umgestürzt oder hingen schief aneinander. Müll und Unrat lag über den Boden verteilt, und bis auf alte Zeitungen, in denen von einem neuartigen Virus aus der Arktis berichtet wurde, war nichts zu finden.

»Der Premierminister ruft die Bevölkerung zu Ruhe und Vorsicht auf. Er verspricht, es werde fieberhaft nach einer Lösung gesucht, und er zeigt sich davon überzeugt, dass schon bald ein Durchbruch erzielt werden könne«, las Chrissy vor und lachte spöttisch.

»Zumindest mit dem ›fieberhaft‹ lag er gar nicht so falsch«, murmelte Emma.

Wir durchsuchten weitere Regale, bis Chrissy aufschreckte.

»Hört ihr das?«, fragte sie und hob abwartend den Zeigefinger.

Tatsächlich, jetzt hörte ich es auch: Motorengeräusch.

Schnell huschten wir zum Ausgang, doch der Wagen kam mit hohem Tempo angerast und stoppte abrupt. Wir versteckten uns hinter einem Regal und spähten durch die Scheibe. Drei Männer sprangen aus einer dunklen Limousine und zückten ihre Pistolen.

Patrick ließ den Zapfhahn fallen und nahm die Hände hoch, auch Wesley machte keine Anstalten, den Helden zu spielen. Zwar konnte ich die Männer nicht verstehen, doch man musste kein Hellseher sein, um zu wissen, dass sie keinen guten Absichten folgten.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Megan und schielte zwischen alten Zeitungen hindurch.

»Was wohl? Wir machen sie fertig!« Jamiah schnaubte.

Chrissy hielt ihn zurück. »Warte! Wir haben keine Munition mehr ... Wir müssen uns was anderes überlegen.«

Ich zeigte auf eine Tür, die nach hinten führte. »Hier lang!« Leise öffnete ich sie und winkte die anderen hindurch. »Schleicht nach draußen, ich komme gleich.«

Als sie verschwunden waren, spähte ich erneut durchs Fenster. Die Männer

gestikulierten wild und rissen die Wagentür auf, zogen Milena am Arm und warfen sie zu Boden. Hayley saß voller Angst im Auto und weinte, doch auch vor ihr machten sie keinen Halt. Sie packten sie an ihrer Jacke und setzten sie auf der Straße ab. Ich schmiss ein Regal um, das unter lautem Getöse auf dem Boden aufschlug, und huschte durch die Hintertür nach draußen. Der Rest wartete bereits hinter einer Häuserecke auf mich, wo ich einen Blick riskierte.

Erschrocken sahen die Männer sich an.

»Was war das?«, fragte der Kleinste von ihnen.

»Seid ihr noch mehr?«, wollte ein anderer wissen und presste Wesley die Pistole an die Stirn.

»N-n-n-n-nein, nur wir«, stotterte er und schluckte.

»Timothy, John – los, geht nachsehen!«, befahl der Mann und fuchtelte mit den

Händen. »Und wenn du lügst, Bohnenstange, blase ich dir die Rübe weg.«

Die beiden schlichen zur Tür und verschwanden aus unserem Sichtfeld. Lautlos kramte ich eine der Konserven aus dem Rucksack, holte aus und schleuderte sie mit aller Kraft in die Luft. Nur wenige Sekunden später landete sie auf der anderen Seite der Tankstelle. Der verbliebene Mann fuhr herum, schwenkte seine Pistole erschrocken in die Richtung – und stand jetzt mit dem Rücken zu uns. Blitzschnell zückte ich mein Messer, vergewisserte mich, dass niemand mich sehen konnte, und schlich geduckt auf ihn zu.

Ich hielt seinen Mund zu und drückte ihm die Klinge an den Hals. »Ein Mucks, und du bist tot!«

Er nickte aufgeregt.

Patrick nahm ihm die Pistole ab und hielt sie ihm vors Gesicht. »Na, wer ist jetzt am



Drücker, du Pisser?«

»Adrien! Gott sei Dank, ich dachte schon  
-«

»Pst!«, unterbrach ich Wesley. »Schnell,  
schleicht zu den anderen!«

Zusammen mit Milena und Hayley  
huschten sie zurück zur Gruppe und spähten  
um die Ecke.

»Und du tust, was ich sage, hast du  
verstanden?«, knurrte ich.

Wieder nickte der Mann.

»Ruf deine Freunde!«

»Timothy ... John ...«

»Lauter!«

Noch einmal rief er sie.

Ich erblickte die beiden am Schaufenster  
und hielt den Mann wie ein Schutzschild vor  
mich. Mit den Waffen im Anschlag kamen sie  
aus der Tür und blieben stehen.

»Leg das Messer weg!«, schrie einer.

Ich schüttelte den Kopf. »Nehmt die

Waffen runter, sonst bringe ich euren Freund um!«

John und Timothy warfen sich nervöse Blicke zu.

Ich bohrte die Klinge tiefer in die Haut meiner Geisel.

»Los, macht schon, was er sagt!«, zischte er.

Nur widerwillig ließen die beiden die Pistolen sinken, blieben aber mit den Fingern schussbereit am Abzug.

»Sehr gut – und jetzt schmeißt die Waffen weg«, rief ich.

Doch auch nach mehrmaliger Aufforderung machten sie keine Anstalten, dem Befehl nachzukommen.

»Was willst du mit dem Messer schon tun? Du tötest einen, aber du kannst uns nicht alle töten«, höhnte der Kleine.

Leider hatte er recht. Klar hätte ich einen umbringen können – aber was dann?

»Lass das Messer fallen, dann lassen wir dich am Leben ... vielleicht.«

Timothy und John grinsten.

Völlig unerwartet hagelten mehrere Schüsse durch die Luft, das Lachen verhallte. Getroffen sanken die beiden zu Boden und rangen ein letztes Mal nach Luft.

Patrick senkte seine Pistole. »Er hat euch gewarnt.«

Der Rest der Gruppe kam aus dem Versteck gelaufen und nahm den Toten Waffen und Munition ab.

»Was machen wir mit ihm?«, fragte Jamiah.

»Bitte, lasst mich laufen, ich mache euch keine Probleme«, flehte der Mann.

Evan verzog skeptisch das Gesicht. »So einem kann man nicht trauen. Bringen wir ihn um, sicher ist sicher.«

»Nein, bitte! Ihr werdet nie wieder etwas von mir hören!«

Ich nahm das Messer von seinem Hals und schubste ihn zu Evan. »Wenn du ihn umbringen willst, dann tu es.« Ich stieg zurück in den Wagen und blickte in den Rückspiegel.

Evan ging mit ihm auf die Straße, zeigte in die Richtung, aus der wir gekommen waren und legte dann sein Gewehr an. Der Mann lief los und rannte, so schnell er konnte. Als er im Spiegel nur noch so groß wie eine Ameise war, drehte sich Evan um und stieg in den Wagen. Wir ließen die Tankstelle hinter uns und rasten über die Straßen Wales’.

Ich wurde wach, als jemand eine Tür zuschlug. Evan saß jetzt neben mir und Emma nahm hinter uns Platz.

»Wir sind fünfzig Kilometer vor London. Dort trennen sich unsere Wege – ihr könnt weiter nach Deutschland, wir haben noch

etwas zu erledigen«, kündigte er an.

Verblüfft runzelte ich die Stirn. »Du willst da *rein*?«

Evan nickte.

»Uns bleibt nichts anderes übrig. Meine Familie ist tot, aber ich habe eine Cousine dort ... vielleicht ist sie ja noch am Leben«, murmelte Megan und ließ den Kopf hängen.

»Das ist Wahnsinn, zu zweit habt ihr keine Chance«, erwiderte Emma.

Sie legte den Kopf schief und seufzte. »Welche Wahl haben wir denn? Dylan und Rebeca sind tot.«

Ich blickte zu Emma und zog die Augenbrauen hoch. »Ich weiß nicht, wie es mit den anderen steht – aber Emma und ich helfen euch.«

»Jamiah und ich auch«, sagte Chrissy.

»Wir ... ähm ... ich meine: ich auch!«, rief Wesley entschlossen und blickte zu Milena.

Sie lächelte und küsste ihn auf die Wange.

Ich kurbelte das Fenster runter und streckte den Kopf in den Fahrtwind.

»Patrick, bist du dabei?«

»Bei was?«

»Wir helfen Megans Cousine zu finden.«

»Wie hoch stehen die Chancen, dass wir dabei draufgehen?«

Ich überlegte kurz. »Sehr hoch.«

»Bin dabei.«

Das Gebiet wurde dichter besiedelt, schmale Reihenhäuser zogen an uns vorbei, wechselten sich ab mit alten Fachwerkhäusern und ihren charakteristischen Holzfassaden.

»Sagt mal, was habt ihr eigentlich gemacht, als das Virus ausgebrochen ist?«, wollte Emma wissen und sah zu Evan und Megan.

Evan massierte sich die Schläfen und

stöhnte. »Gute Frage ... An Weihnachten habe ich von dem Virus das erste Mal gehört. Ich hatte eine Geschäftsreise hinter mir und war erst einen Tag davor nach Hause gekommen. Gleichzeitig hatte ich kaum Vorräte daheim, denn eigentlich war mein Plan, über die Feiertage zu meiner Freundin zu fahren.«

»Was ist aus ihr geworden?«, fragte Chrissy.

»Ich habe sie mehrmals angerufen, aber irgendwann brach das Telefonnetz zusammen. Sie wohnte im Norden, ich weit unten im Süden. Da ich von ihr nichts mehr hörte, setzte ich mich ins Auto und fuhr zu ihr. Ich kam dort nie an.«

»Warum nicht?« Emma zog die Augenbrauen hoch.

»Sie war nicht zu Hause.«

»Sie ist gegangen? Ohne dich?« Chrissy schüttelte fassungslos den Kopf.

»Ja, ohne mich. Und mit ihr die ganze Stadt.«

»*Die ganze Stadt?*«, hakte ich nach.

Evan kaute sich nervös auf der Lippe herum. »Als ich dort ankam, war die ganze Stadt dem Erdboden gleich gemacht worden. Nur noch die Stahlträger der Hochhäuser waren übrig, der Rest lag in Schutt und Asche.«

Ich schluckte. Nicht auszudenken, welche Tragödie sich in der Stadt abgespielt haben musste ...

Megan räusperte sich. »Ich war zu Hause bei meiner Familie. Wir haben Weihnachten gefeiert und uns auf Silvester gefreut. Die Nachrichten habe ich nicht verfolgt, aber plötzlich meinte mein Vater, wir müssten von hier weg. Meine Mutter und ich verstanden nicht, wohin wir gehen sollten, aber jeden Tag predigte er, wir müssten uns in Sicherheit bringen. Wir organisierten einen



Wohnwagen und fuhren Richtung Schottland.« Megan hielt inne und lehnte sich zurück. »Auch dort waren wir nicht sicher. Geld wurde wertlos, kriminelle Banden regierten auf einmal die Straßen und überfielen alles und jeden. Und dann kamen die Infizierten ...« Sie senkte den Blick. »Als wir eine Reifenpanne hatten, wurden wir von einer Gruppe Infizierter überrascht und angegriffen. Mein Vater starb bei dem Versuch, meine Mutter und mich zu retten. Wir flüchteten, aber sie waren zu schnell. Sie holten uns ein und brachten meine Mutter vor meinen Augen um. Ich rannte um mein Leben, fand eine alte Scheune und harnte dort fast fünf Tage aus. Regenwasser, das durch die Ritzen lief, hielt mich am Leben.«

»Tut mir leid, das alles zu hören«, sagte Chrissy und verzog den Mund.

»Und wie habt ihr euch dann getroffen?«, wollte Wesley wissen.

»Ich schloss mich einer Gruppe von Menschen an, die mir Zuflucht und Essen versprachen«, sagte Megan. »Anfangs wähnte ich mich in Sicherheit, denn von Tag zu Tag wurden wir mehr. Aber wie Menschen nun mal so sind, gab es irgendwann Meutereien; einige waren der Meinung, sie müssten alles besser machen – und am Ende brachten sie sich gegenseitig um. Wieder lief ich fort, diesmal vor den Lebenden.«

»Das war der Zeitpunkt, als ich Megan traf. Sie plünderte mit Dylan, Rebeca und noch ein paar anderen gerade einen Laden«, erklärte Evan. »Seitdem ziehen wir durchs Land und versuchen jeden Tag zu überleben ... und jetzt sind nur noch wir zwei übrig.«

Ich seufzte und blickte aus dem Fenster.

»Wo genau wohnt deine Cousine?«, erkundigte sich Emma.

»In einem Stadtteil im Süden ... weit

außerhalb vom Stadtzentrum, denn bei den dortigen Mieten hätte sie sieben Jobs gebraucht«, sagte Megan.

Jamiah lachte. »Jetzt könnte sich selbst Patrick dort 'ne Wohnung leisten.«

Evan blieb auf den Hauptstraßen, umfuhr ausgebrannte Autowracks, Straßensperren und zerstörte Militärfahrzeuge. Auch hier hatte das Virus in all seiner Schrecklichkeit gewütet: An Wänden und Fenstern klebte Blut, das der Regen noch nicht fortgespült hatte; Leichensäcke säumten Stapelweise den Straßenrand und ein Ende war nicht in Sicht. Aber diejenigen Toten, die zumindest noch eine Tüte übergelegt bekommen hatten, konnten sich *glücklich* schätzen. Der Rest lag erschossen auf dem Asphalt und in Gärten und verrottete vor sich hin.

»Es kann nicht mehr weit sein, nur noch ein paar Straßen«, kündigte Megan an, nachdem wir die Stadtgrenze Londons

erreichten.

Doch unsere Fahrt wurde jäh gestoppt, als vor uns eine Blockade aus ausgebrannten Mülltonnen, Gummireifen und Containern auftauchte.

»Da kommen wir nicht durch.« Evan tippte nervös gegen das Lenkrad.

»Gibt es noch einen Weg?«, fragte ich.

Megan nickte. »Von der anderen Seite, da kommen wir an einem riesigen Seniorenheim vorbei.«

Seniorenheim? Ich fragte mich, was ein Zombie ohne Zähne noch ausrichten könnte, musste dann aber an eine Armee aus laufenden Gebissen denken.

Wie erwartet sah es auch zwei Straßen weiter nicht besser aus. Eisenstangen ragten aus dem Boden heraus und versperrten jede Weiterfahrt. So blieb uns keine Wahl: Wollten wir nicht zu Fuß zum Haus vordringen, bedeutete dies, dass Megan und

Evan alleine gehen mussten – was vermutlich das Vernünftigste wäre, aber ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal etwas Vernünftiges getan hatte. Wahrscheinlich hatte es schon da aufgehört, als ich mich als Webdesigner selbstständig gemacht hatte.

Evan stoppte den Wagen und sah uns an. »Wir verstehen, wenn ihr nicht mitkommen wollt. Es ist gefährlich und die Chance, dass wir auf Gegenwehr treffen, ist hoch. Wir können euch einen Wagen suchen, mit dem ihr bis zum Ärmelkanal kommt. Von dort ist es nicht mehr weit bis nach Deutschland.«

Ohne zu zögern, schüttelten Emma und Chrissy die Köpfe. »Ihr geht nicht allein.«

Er nickte erfreut, parkte den Wagen versteckt in einer Einfahrt und stellte den Motor ab. »Also dann: Haltet die Augen offen. Irgendetwas sagt mir, dass wir nicht alleine sind.«

Leise liefen wir los, spähten um eine Häuserecke und beobachteten die Straße. Zwar waren wir nicht im Stadtzentrum, trotzdem überkam mich eine Gänsehaut, als ich mir vorstellte, wer hier nicht alles herumlungern könnte. Immerhin hatte London viele Millionen Einwohner, war einst eine der größten Städte der Welt – somit jetzt einer der größten Friedhöfe der Welt. Schöne Aussichten.

Über uns zogen dicke graue Regenwolken hinweg, die uns vermutlich schon bald eine nasse Abkühlung bescheren würden. Auf Zehenspitzen huschten wir durch Vorgärten, in denen umgestürzte Kinderfahrräder rosteten, Wäscheständer darauf warteten, sich in der Sonne räkeln zu dürfen – und in denen Leichen lagen. Viele Leichen.

»Da vorne ist es«, flüsterte Megan, als wir in eine weitere Straße bogen. Unzählige schmale Häuser reihten sich vor uns auf, die

wie Soldaten bei einer Militärparade stramm nebeneinander standen.

Auf einmal legte Cleo die Ohren an, streckte die Nase in die Luft und begann zu knurren.

»Was machen wir jetzt?«, wisperte Chrissy.

Ich sah mich um. »Entweder wir -«

Eine Fensterscheibe klirrte, und zwei Zombies stürzten auf die Straße.

»Lauft!«, schrie Evan und rannte los.

Wir hetzten über die Straße und hielten auf das Haus zu.

»Was machen wir, wenn niemand da ist?«, schrie Wesley.

»Vor der Tür sterben«, entgegnete Patrick und blickte zurück zu unseren Verfolgern.

Mehrere Zombies tauchten vor uns auf, die uns fast den Weg abschnitten. Wir schlugen, stachen und schossen sie nieder und bahnten uns so einen Weg zum Haus.

»Keira! KEIRA! Mach auf! Mach die verdammte Tür auf!«, schrie Megan und klopfte gegen die Scheiben.

Die Zombies stürmten die Straße entlang und kamen immer näher, bis uns nur noch wenige Augenblicke blieben.

Ich setzte Hayley ab, nahm eine große Blumenvase und schleuderte sie durch das nächstbeste Fenster. »Hier rein!«

Schnell kletterten die Frauen hinein, während Patrick, Evan und Jamiah uns etwas Zeit verschafften.

»Beeilt euch! Das werden immer mehr«, brüllte Jamiah und zertrümmerte einem Zombie mit einem Ziegelstein den Schädel.

Wesley stieg gerade durchs Fenster, als Evan lauthals aufschrie. Ein Zombie zerzte an seinem Arm und riss ihm ein Stück Fleisch heraus. Ich ramnte ihm mein Messer durch die Nase und schlug einen weiteren zu Boden, half Evan auf und schob ihn durchs



Fenster, dann folgten auch Jamiah und ich.

»Verrammelt Türen und Fenster!«, schrie Emma und ließ einen Rollladen runter.

Wir schoben eine dicke Kommode vor die Tür und verbarrikadierten auch den Hintereingang. Im nächsten Moment prallten unzählige Kreaturen gegen die Tür und schrien. Scheiben klirrten, Hände fuchtelten wild durch die Fenster, Zombies schnitten sich an den Scherben die Arme auf; stinkendes braunes Blut tropfte auf den Parkettboden und breitete sich wie zäher Sirup aus. Mit unseren Messern stachen wir auf ihre Köpfe ein, bis sie kurzzeitig die Fenster freigaben; schnell ließen wir die verbliebenen Rollläden runter und schoben Regale und Schränke davor. Nachdem auch das letzte gesichert war, sanken wir

erschöpft zu Boden, doch zum Ausruhen war keine Zeit. Evan saß auf einer Couch und hielt sich schmerzverzerrt den Arm. Patrick inspizierte die Wunde und fluchte.

»Bindet mir den Arm ab, schnell!« Evan sah uns mit glasigen Augen an. »Vielleicht kann ich es stoppen, wenn ...«

Von einer Lampe trennte ich ein Stück Kabel ab und wickelte es fest um seinen Arm.

»Den Arm nur abzubinden, wird nicht reichen ...« Emma warf Evan einen durchdringenden Blick zu.

»Ich weiß ... ich weiß.« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und hielt sich mit der Hand die Augen zu. »Sägt ihn ab ... vielleicht ... vielleicht stoppt es das Virus ...«

»Wir sollten nachsehen, ob hier noch jemand ist, bevor wir weitermachen«, sagte Chrissy und zeigte auf die Türen, die in

andere Zimmer führten.

Ich zögerte einen Moment, nickte dann und knipste meine Taschenlampe an. Der Holzboden knarzte verräterisch, als wir durch den Flur zum Wohnzimmer schritten. Cleo hatte noch immer das Fell gesträubt, doch ob es von den Zombies draußen herrührte, oder sich hier drinnen welche aufhielten, vermochte ich nicht zu sagen.

»Keira?«, rief Megan zögerlich.

Niemand antworte. Wohlmöglich war sie geflüchtet, oder hatte sich selbst auf die Suche nach ihrer Familie gemacht. Oder wartete als Zombie hinter der nächsten Tür auf uns. Meine Finger schlossen sich fester um den Griff des Messers. Im Schein der Taschenlampen warfen Möbel seltsame Schatten, ein verwelkter Blumenstrauß auf dem Tisch wurde zu einem mehrköpfigen Zombie, eine Puppe zu einem schlaksigen Ungeheuer mit langen Beinen und Armen, die

bis zum Boden reichten. Wir ließen das Wohnzimmer hinter uns und wagten uns weiter in die Küche vor, gingen durch einen Rundbogen und warfen einen Blick in ein kleines Arbeitszimmer. Das Erdgeschoss war sauber. Im Flur blieben wir vor zwei Treppen stehen: Eine führte hinab in den Keller, die andere eine Etage weiter hoch.

»Wer geht in den Keller?«, fragte ich.

»Das übernehmen wir«, sagte Chrissy und drehte sich zu Jamiah.

Dieser war von der Idee nur wenig begeistert und packte Patrick am Arm. »Wenn ich da unten schon sterben muss, kommst du mit mir mit.«

»Also gut«, sagte ich und setzte einen Fuß auf die helle Steintreppe. »Der Rest kommt mit mir.«

Das Hämmern der Zombies vor der Tür hatte abgenommen, übertönte aber nahezu alle anderen Geräusche. Stufe für Stufe

wagten wir uns nach oben, bis wir ins Obergeschoss gelangten. Vor uns befanden sich drei Türen, die alle geschlossen waren. Ich griff nach der Klinke, hob mein Messer und öffnete die erste Tür. Es war ein Badezimmer; der Wandschrank stand offen und Sachen lagen wild verteilt im Raum. Vorsichtig näherte ich mich dem verdreckten Duschvorhang, riss ihn zur Seite – nichts. Viele orangefarbene und braune Dosen waren geöffnet worden und lagen im Waschbecken, der Inhalt musste hastig herausgenommen worden sein. Ich erblickte Pillen und Tabletten, die an bunte Bonbons erinnerten und doch so gefährlich waren.

Wir sammelten uns vor der nächsten Tür, atmeten tief durch und betraten das Zimmer. Es war ein großes Schlafzimmer, fein säuberlich aufgeräumt, als ob Keira nur für einen Wochenendtrip aufgebrochen wäre. Ich legte mich auf den Boden und spähte unters

Bett: In Gedanken rechnete ich damit, dass mich ein halbverwester Clown darunter ziehen und bis auf die Knochen verspeisen würde – aber bis auf alte, stinkige Socken wartete dort unten kein Grauen.

Die letzte Tür: An ihr klebte ein selbstgemaltes Bild mit einer Prinzessin und einem Drachen, der gegen einen tapferen Ritter kämpfte; daneben stand in krakeliger Schrift *Emily's Zimmer*.

Als ich sie öffnete, kam mir ein vertrauter Gestank entgegen. Nicht so intensiv wie damals in der Kapelle, aber doch – ich wusste, was er zu bedeuten hat. Wir waren in einem quietschbunten Kinderzimmer mit Puppen und Stofftieren. Und in dem Kinderbett mit den vielen kleinen Feen darauf lagen Mutter und Tochter tot im Bett.

Megan hielt sich die Hand vor den Mund und brach in Tränen aus. »Oh Gott ...« Ihr Körper bebte, ihre Stimme versagte.

Auf dem Nachttisch entdeckte ich einen Brief, der an einen Paul adressiert war – Keiras Ehemann, wie ich später erfuhr.

*Paul,*

*wenn du diese Zeilen liest, sind Emily und ich schon fortgegangen. Ich weiß nicht, was dir zugestoßen ist, aber wir haben jeden Tag für dich gebetet und gehofft, dass du zu uns zurückkehrst. Wie du gewünscht hast, habe ich mit Emily hier auf dich gewartet – aber jetzt haben wir weder Essen noch Trinken.*

*Seit Tagen laufen diese Kreaturen vor dem Haus herum. Emily und ich sind gefangen. Wir kommen hier nicht weg. Ich hoffe, wo auch immer du bist, ergeht es dir*



*besser. Wie gerne hätte ich dich  
noch einmal gesehen, dich  
umarmt, dich geküsst.*

*Bis wir uns eines Tages  
wiedersehen.*

*In ewiger Liebe,*

*deine Emily und Keira.*

Ich überreichte ihn Megan und bemerkte eine Packung Medikamente, aus der mehrere Tabletten entnommen worden waren. Wenigstens waren sie in Würde gestorben und wandelten jetzt nicht als hirnlose Kreaturen über die Straßen. Doch der Gedanke tröstete mich nicht. »Es tut mir leid«, flüsterte ich und verließ das Zimmer.

Unten kamen mir die anderen entgegen und sahen mich erwartungsvoll an.

»Und?«, fragte Chrissy.

Bedrückt schüttelte ich den Kopf.

Evan war vollgepumpt mit den letzten Schmerzmitteln, die wir noch übrig hatten. Ich setzte die Säge an seinem Oberarm an und sah ihn an. »Bereit?«

Hektisch atmete er ein und aus, während ihm dicke Schweißperlen über die Stirn kullerten. Nach einigen Augenblicken presste er schließlich die Lippen zusammen und nickte. Ich zog die Säge über den Arm, und sofort trat schwallartig Blut aus der Wunde heraus.

»Ahhh ...!«, schrie Evan und zog den Arm ruckartig weg.

»Hast du was gespürt?«, rief ich entsetzt.

Er hielt sich den Arm und nickte schmerzverzerrt.

»Wir haben keine Schmerzmittel mehr«, flüsterte Emma und warf mir einen hilflosen

Blick zu.

Jamiah brach eine kleine Holzskulptur auseinander, wickelte ein Stück Stoff darum und hielt es Evan vor den Mund. »Beiß darauf, das wird dir helfen.«

Wieder setzte ich die Säge an, und diesmal hielt der Rest seinen Arm fest. Evans Schreie wurden irgendwann vom Lärm der Zombies vor dem Haus übertönt. Jamiah, Patrick und ich wechselten uns mit dem Sägen ab, bis Emma den Stumpf versorgen konnte.

»Wird es das verhindern?«, fragte Milena, als ich Evans abgetrennten Unterarm in eine Tüte wickelte.

Ich zuckte mit den Schultern und wischte mir mit der Rückseite meiner blutigen Hände über die Stirn. »Abwarten.«

»Und wenn nicht?«

»Was soll dann schon sein?«, fragte Patrick und bedachte Milena mit einem

durchdringenden Blick.

Das Wummern und Hämmern der Zombies hatte aufgehört, dafür aber war nun ein endloses Grunzen und Knurren zu vernehmen. Wir hatten ein paar Kerzen angezündet und unser Nachtlager im Wohnzimmer aufgeschlagen, Evan hingegen bekam das Schlafzimmer im ersten Stock. Mit den Zombies vor der Tür erschien es uns als das Beste, die Nacht geschützt im Haus zu verbringen und auf morgen zu warten, in der Hoffnung, dass bis dahin die Kreaturen verschwunden wären.

»Das müssen Hunderte sein«, vermutete Wesley und seufzte.

»Die ziehen weiter, wirst schon sehen«, sagte Milena und versuchte zu lächeln, doch ihr war anzusehen, dass sie selbst kaum daran glaubte.

Hayleys Magen rumorte, mit traurigen

Augen sah sie mich an. Ich öffnete meinen Rucksack, zog ein paar Konservendosen heraus und verteilte sie. Die letzte behielt ich und öffnete sie. Als Hayley die braungrünen Bohnen erblickte, sprang ihre Vorfreude schnell in Ernüchterung um.

Ich grinste. »Ist zwar keine Schokolade, schmeckt aber mindestens genauso lecker.«

»Immer wenn du das sagst, lügst du«, entgegnete Hayley und öffnete den Mund.

»Dafür sind Bohnen aber lustig«, meinte Jamiah.

Hayley kräuselte die Lippen. »Das glaube ich nicht ...«

»Kennst du nicht den Spruch: Jedes Böhnchen ein Tönchen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, dass Jamiah wieder viel Unsinn erzählt«, warf Chrissy ein und öffnete ihre Konserve.

Ich lag auf meiner Matratze und betrachtete im fahlen Kerzenschein meine Uhr.

»Ich vermissе Mike«, flüsterte Patrick und atmete schwer ein. »Unser ganzes Leben wollten wir mal nach England, und dann von einer Kneipe zur nächsten ziehen. Vielleicht hätte ich hier eine nette Frau gefunden, mich niedergelassen, fünf Kinder bekommen und mich auf die Wochenenden gefreut, um mit meiner Familie etwas zu unternehmen.«

Jamiah hob den Kopf und schielte verdattert zu ihm. »Hast du irgendwas genommen?«

»War nur Spaß, das Leben könnte nicht besser sein. Ich kann tun und lassen, was ich will, und muss noch nicht mal dafür zahlen.«

Jamiah lachte leise. »Ich versteh dich, Mann ... ich habe mir auch ein anderes Leben vorgestellt als das hier. Ohne meine Verletzung in der Schulter damals hätte ich

es in den Profi-Football geschafft und wäre heute Millionär ... Na ja, zumindest bis das Virus aufgetaucht wäre. Dann hätte ich jetzt meine eigene Insel und würde umgeben von heißen Bräuten am Strand einen Cocktail schlürfen.«

»Dafür hast du Chrissy und uns«, sagte ich und zwinkerte ihm zu.

»Ja, das ist doch im Grunde genommen dasselbe.« Er grinste über beide Ohren.

»Was hast du denn stattdessen gemacht?«, frage Patrick.

Jamiah zögerte. »Ich habe Versicherungen verkauft: Hausversicherungen, Lebensversicherungen, Kreditversicherungen – egal was du brauchst, bei mir bekommst du es.«

Ich runzelte die Stirn. »Ich dachte, du warst beim Militär ...«

Er lachte. »Ja, davor. Aber das ewige sich Anschreien lassen war einfach nicht mein

Ding.«

»Und was war mit dem Lieferwagen? Chrissy hast du doch gesagt, du wurdest von deiner Einheit getrennt und hast ihn dir nur geklaut.« Ich kicherte.

»Musst du alles so genau nehmen, Adrien? Ich bin ein Multitalent, es gibt keinen Job auf der Welt, den ich nicht schon gemacht habe.«

Patrick verdrehte die Augen. »Gut zu wissen, falls wir mal ein Flugzeug finden ...«

Am nächsten Morgen spähten wir im Obergeschoss aus dem Fenster. Die Zahl der Zombies hatte nur unmerklich abgenommen, noch immer zogen Horden von ihnen über die Straßen. Evan ging es schlecht, die Wirkung der Schmerzmittel hatte nachgelassen und ließ ihn mit heftigen Schmerzen zurück. Wir entschieden uns, einen weiteren Tag abzuwarten und zu



hoffen, dann endlich das Haus verlassen zu können.

Emma weckte mich mit einem Kuss.

Ich lächelte und rieb mir die Augen. »Sind die Zombies weg?«

Ihre Miene wurde ernst; sie schüttelte den Kopf.

»Es war ein Fehler, hierher zu kommen.« Ich stöhnte. »Wir wären jetzt in Frankreich, wenn nicht sogar in Deutschland.«

»Ohne die anderen hätten wir es niemals so weit geschafft. Was wären wir ohne sie?«

Ich starrte an die Decke und versank in meinen Gedanken. *Was wären wir ohne die anderen?* Was wäre ich ohne Chrissy und Jamiah? Ohne Wesley? Ohne Noah? Tot.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Milena, als wir uns im Wohnzimmer versammelt hatten. Sie sah uns nachdenklich an und spielte an ihrem Daumen.

»Entweder wir warten hier, bis die Zombies weg sind«, schlug Chrissy vor.

»Und verhungern«, ergänzte Jamiah.

»Oder wir versuchen sie abzulenken.«

»Ich bin für ablenken«, sagte Wesley, und schnell stimmten wir ihm zu.

»Gut, hat jemand eine Idee?«, fragte Megan. Es war das erste Mal, dass ich sie seit vorgestern wieder reden hörte. Die erste Trauer war überwunden, doch ihr war anzusehen, dass sie der Verlust schwer mitgenommen hatte. Keira und Emily waren die letzten verbliebenen Angehörigen, von denen sie nicht die Gewissheit besaß, dass sie tot waren. Jetzt aber war ihr niemand geblieben.

Ich nickte. »Wir können über die Dächer entkommen.«

Emma hob die Augenbrauen. »Mit Hayley und Cleo im Schlepptau? Ich habe 'ne bessere Idee. Einer von uns steigt aufs Dach

und wirft irgendwelche Sachen auf die Straße, um die Stinker abzulenken.«

»Dann müssen wir nur noch etwas finden, das laut genug ist«, meinte Megan und band sich die Haare zu einem kurzen Zopf.

»Ich sehe derweil nach Evan.« Leise stieg ich die Treppen hinauf und blieb vor der Tür stehen. Eine seltsame Ruhe herrschte im oberen Stockwerk, selbst Evans schmerzerfülltes Ächzen und Stöhnen war verstummt. Ich drückte mein Ohr gegen die Tür und lauschte.

Nichts.

Vorsichtig öffnete ich die Tür und spähte ins Zimmer. Evan lag mit dem Rücken zu mir im Bett, bewegte sich nicht und starrte scheinbar aus dem Fenster. »Evan?«, fragte ich und klopfte an die Tür.

Keine Antwort.

Reflexartig wanderte meine Hand zum Messer, umschloss den Griff und zog es aus

dem Gürtel. Auf Zehenspitzen näherte ich mich Evans Körper. Ich hob die Klinge in die Luft und tippte ihn an.

Er reagierte nicht.

Erneut tippte ich ihn an, machte einen Schritt zurück und wartete. »Evan? Evan!« Ich drehte ihn um und rüttelte an ihm. Sein Körper war glühend heiß, sein Gesicht blass und voller Schweiß. »Emma!«, rief ich und stürmte aus dem Zimmer.

»Einundvierzig Grad Fieber«, stellte Emma fest und legte das Thermometer weg, welches wir in Keiras Bad gefunden hatten. »Wir müssen dringend seine Körpertemperatur senken, sonst wird er sterben.«

»Und wenn er infiziert ist?«, fragte Milena besorgt.

Ich nahm mehrere Stücke Kabel und band damit seine Arme und Beine ans Bett,

wickelte ihm abschließend noch einen Verband um den Mund.

Emma sah uns auffordernd an. »Ich brauche kalte Tücher, die ich ihm um die Waden binden kann.«

»Aber unsere Wasservorräte sind ohnehin schon knapp«, murmelte Patrick und verzog skeptisch den Mund.

»Dann lasst euch was einfallen ...«

Kurzerhand tränkten wir mehrere Handtücher in Urin und ließen sie auf den kalten Steintreppen abkühlen; zusammen mit Medikamenten aus Keiras Badezimmer versuchte Emma Evans Temperatur zu senken.

»Er braucht jetzt Ruhe«, sagte Emma, als sie wieder ins Wohnzimmer kam.

»Wie lange?«, fragte Wesley.

»Ein paar Tage.«

Ein Raunen ging durch die Gruppe.

»Unsere Vorräte gehen zur Neige ... So

lange können wir nicht warten«, gab Patrick zu Bedenken und fuhr sich durch die Haare.

»Dann müssen wir eben welche besorgen«, entgegnete Megan.

»Und wie? Hast du schon vergessen, wer vor der Tür wartet?«

»Patrick hat recht, wir können nicht einfach da rausspazieren und nach Vorräten suchen«, stimmte ihm auch Milena zu.

»Tagsüber nicht ...« Ich blickte in die Runde und presste die Lippen zusammen.

Die anderen machten große Augen.

»Du willst bei Nacht da raus? Das ist glatter Selbstmord!« Wesley machte eine abweisende Handbewegung. »Wir sehen nichts, und wenn wir unsere Taschenlampen anschalten, können wir gleich sämtliche Dinger da draußen zu einem kostenlosen Büffet einladen.«

»Der Mond scheint momentan hell genug, wir brauchen kein zusätzliches Licht. Und in

den Häusern kriegen die Zombies von den Taschenlampen nichts mit«, entgegnete Jamiah.

»Außerdem haben wir Cleo. Wenn wir auf sie achten, kommen wir da durch«, machte ich uns Mut.

»Niemand ist gezwungen mitzukommen.« Megan holte tief Luft. »Aber denkt daran, dass Evan dasselbe für euch tun würde.«

»Ich komme mit«, sagte Hayley und rutschte vom Sofa runter. »Ich habe keine Angst vor Stinkern.«

Ich lächelte und nahm sie auf den Arm. »Aber wir brauchen dich hier, schließlich musst du auf das Haus aufpassen.«

Eine lastende Stille breitete sich im Raum aus, Blicke wanderten über den Boden und wichen sich aus.

»Wann willst du los?«, fragte Jamiah schließlich.

»Nach Anbruch der Dunkelheit. Ich weiß

nicht, wie viel Zeit wir brauchen, aber ich vermute, dass kaum Vorräte übrig geblieben sind«, antwortete ich.

Als der Mond über die Dächer stieg und sich ein dunkler Schleier übers Land legte, machten wir uns fertig. Milena und Wesley blieben bei Hayley und Evan, der Rest teilte sich in zwei Gruppen auf.

»Ich will in Cleos Gruppe sein«, kündigte Patrick an und grinste.

»Na toll ...« Jamiah machte ein langes Gesicht.

»Wir führen euch bis vor die Häuser und holen euch dort wieder ab«, sagte Emma und warf einen Blick auf ihren Revolver. »Zwei Schuss. Hoffen wir, dass ich sie nicht brauchen werde.«

Wie in Zeitlupe drückte ich die Klinke runter und spähte auf die Straße. Überall knurrte und grunzte es, und manchmal waren



Schatten zu sehen, die sich langsam bewegten. Milena schloss die Tür hinter uns, und schon waren wir draußen in der Dunkelheit. Wir huschten hinter ein Gestrüpp und warteten ab. Cleo streckte die Nase in die Höhe und fletschte die Zähne, und als ich in die Richtung blickte, in welche sie den Kopf bewegte, erkannte ich ein paar Zombies langsam durch einen Garten schlurfen.

»Wie lautet der Plan?«, flüsterte Jamiah.

Ich zuckte mit den Schultern. »Es gibt keinen.«

Er seufzte. »Und wo fangen wir an zu suchen?«

»Dort«, sagte ich und zeigte auf das Haus gegenüber. »Wir arbeiten uns langsam bis ans Ende der Straße vor, vielleicht haben wir ja bis dahin schon was gefunden.«

»Also gut ...« Jamiah schob die Äste zur Seite und ließ den Blick schweifen. »Nutzt

alles als Deckung, was ihr finden könnt.«

Zusammen mit Cleo und Emma schlich ich voraus und eilte geduckt zu einem ausgebrannten Autowrack. Wir winkten den anderen zu und huschten zum nächsten. Ich wollte weiterrennen, als Emma mich heftig am Arm zog. Nur wenige Meter vor uns trottete ein Zombie vorbei. Als er verschwunden war, liefen wir schnell über die Straße.

»Jamiah, Chrissy, Megan – ihr seht hier nach, wir gehen eins weiter«, flüsterte ich.

Lautlos nickten sie uns zu.

Am nächsten Haus stellten wir uns vors Fenster; die Scheibe war eingeschlagen, dafür ragten spitze Splitter hervor. Ich deckte sie mit meinem Rucksack ab und half Emma und Cleo hindurch, dann folgten Patrick und ich. Im Inneren herrschte ein Durcheinander, die Spuren zahlreicher Plünderungen waren deutlich sichtbar. Sämtliche Schränke,

Regale und Kommoden waren auseinandergenommen worden, der Inhalt lag breit verstreut auf dem Boden. Wir knipsten unsere Taschenlampen an und schlichen durch den Flur in die Küche. Auch hier herrschte eine gähnende Leere, außer Schüsseln und Tellern war nichts übrig geblieben. Neben der Spüle entdeckten wir einen Zettel, auf dem eingetrocknete Wasserflecken die Tinte teilweise verwischt hatten.

*Susy,*

*ich wollte dich nicht extra wecken. Ich bin noch einmal mit den anderen auf Tour gegangen, Nick hat etwas von einem Laden in der Nähe gesagt, der noch Vorräte haben soll. Mach dir keine Sorgen um mich, spätestens*

*bis zum Morgengrauen bin ich  
wieder da.*

*In Liebe,  
Dad*

Darunter war ein lachendes Gesicht gemalt worden mit einem kleinen Herzen daneben.

»Ein Laden mit Vorräten?«, flüsterte Emma.

Ich seufzte. »Leider hat er nicht gesagt, wo dieser Laden sein soll.«

»Suchen wir weiter«, murmelte Patrick und verließ die Küche.

Aber auch im Wohnzimmer fanden wir keine Vorräte, sodass wir ohne Umwege die Treppe hinaufstiegen. Mein Blick wanderte zu Cleo, die zwar angestrengt schnüffelte, bisher jedoch keine auffälligen Regungen zeigte. Der erste Raum, welchen wir im Obergeschoss betraten, war ein kleines

Kinderzimmer. Poster von Sängern und Schauspielern hingen an den Wänden, waren teilweise runtergerissen worden oder abgefallen. Ich öffnete Schubladen und wühlte darin herum, fand aber nur Stifte und Hefte. Dennoch steckte ich sie ein und schlich aus dem Zimmer.

Wir öffneten die nächste Tür und fanden uns in einem kleinen Badezimmer wieder. Ich zeigte auf den Vorhang der Badewanne und hob mein Messer. Langsam näherten wir uns ihm, zogen ihn zur Seite – und machten einen Satz zurück. Die Leiche eines Mädchens saß zurückgelehnt in der Badewanne, nur Haut und Knochen waren übrig geblieben. Braune Blutspuren zogen sich von den Handgelenken über den Boden und die gesamte Wanne entlang; an der pergamentartigen Haut waren mehrere Schnitte zu erkennen, daneben lag ein dreckiges Messer.

»Ihr Vater kam wohl nicht mehr«, flüsterte Emma und seufzte.

Wir verließen das Badezimmer und durchsuchten auch die restlichen Zimmer, aber als wir einen zerkauten Ledergürtel fanden, wurde uns klar, hier nichts mehr zu essen zu finden. Wieder aus dem Haus, warteten wir auf Chrissy und den Rest, die wenig später mit leeren Händen zu uns stießen.

»Was gefunden?«, fragte Jamiah leise.

Patrick schüttelte den Kopf. »Nicht ein einziges Bisschen.«

»Dafür haben wir was von einem Laden gelesen, der noch Vorräte haben soll«, flüsterte ich.

Die anderen sahen mich verdutzt an.  
»Wo?«

»Das ist das Problem – wir wissen es nicht.«

Chrissy seufzte. »Es sind zu viele Zombies

unterwegs, wir können schlecht die gesamte Nachbarschaft absuchen.«

»Dann müssen wir in den Häusern weitersuchen und hoffen, dass wir was finden.« Megan sah sich um und kniff die Augen zusammen.

Viele Stunden und unzählige Einbrüche später setzte bereits die Morgendämmerung ein. Vor uns lag das letzte Haus, das wir für diese Nacht durchsuchen wollten, ehe wir uns auf den Rückweg machen mussten. Schon jetzt stellte die zunehmende Helligkeit ein Risiko dar, da uns die Zombies so leichter sehen konnten. Doch schnell stellte sich heraus, dass, im Gegensatz zu all den anderen Häusern der Straße, an diesem nicht ein einziges Fenster eingeschlagen worden war. Zusätzlich waren sie im Erdgeschoss mit dicken Brettern zugenagelt worden, die uns ein Eindringen unmöglich machten.

»Da kommen wir nicht rein«, flüsterte Patrick und fluchte.

Emma sah sich um und zeigte auf ein geöffnetes Fenster, das über dem Regendach des Eingangs lag. »Vielleicht klappt's dort ...«

»Cleo, bleib!«, flüsterte ich meiner Hündin zu und zeigte auf ein Gebüsch, neben dem sie warten sollte.

Wir stiegen aufs Dach und spähten durchs Fenster. Ich entdeckte ein Scharfschützengewehr, das nahe dem Fenster an der Wand lehnte. Daneben lagen dutzende leere Patronenhülsen, ein staubiges Radio und ein Campingstuhl.

»Jemand hat hier Wache gehalten«, flüsterte ich und hob einen Zettel vom Boden auf, der voller Striche war.

»Falls die Striche für Zombies stehen, die er erschossen hat, dann hat er ganze Arbeit geleistet«, merkte Patrick an und grinste.



Emma schnallte sich das Gewehr um, hob die restliche Munition auf und schlich mit uns aus dem Raum. Zimmer für Zimmer drangen wir weiter vor und stiegen schließlich die Treppe ins Wohnzimmer hinab. Aber was wir dort entdeckten, verschlug uns den Atem.

»Wie viele sind das?« Patrick machte riesige Augen.

Vor uns türmte sich ein Stapel Dosen auf, um ihn herum lagen drei verwesene Leichen. Ich stupste sie mit dem Schuh an und machte einen Satz zurück. »Keine Ahnung, aber es reicht für eine lange, lange Zeit ...«

»Wie bringen wir das ganze Zeug zurück ins Versteck?«, fragte Emma und öffnete ihren Rucksack.

»Wir müssen dem Rest Bescheid geben und morgen Nacht wiederkommen. Fürs Erste nehmen wir so viel mit, wie wir tragen können«, schlug ich vor.

Patrick verzog den Mund. »Und wenn in der Zwischenzeit jemand kommt?«

»Hast du 'ne bessere Idee? Bei Tageslicht

können wir nicht hin und her laufen, ohne dass uns die Zombies bemerken. Außerdem haben wir das Scharfschützengewehr, damit können wir die Gegend im Auge behalten.« Ich betrachtete die Toten und begann ihre Taschen zu durchsuchen.

»Fällt euch was auf?«, fragte Emma.

Ich nickte. »Keiner von ihnen ist ein Zombie.«

»Verhungert sind sie auch nicht ... trotzdem sind sie tot.«

Patrick hob eine Pistole auf, die neben einem Toten lag, und warf einen Blick aufs Magazin. »Also haben sie sich gegenseitig umgebracht.«

»Aber wegen was?« Emma schüttelte den Kopf. »Das ist genug Essen, um viele Menschen eine ganze Zeit lang satt zu bekommen.«

Ich seufzte. »Früher haben sich die Menschen wegen Geld umgebracht, heute

wegen Nahrung. Bedürfnisse ändern sich, Gier bleibt.«

Patrick nahm eine Dose vom Stapel und inspizierte sie, doch dadurch stürzte eine andere zu Boden und zog an einer Schnur. Diese wiederum führte zu einem Wäschekorb, der über der Decke hing und mit leeren Flaschen gefüllt war. Durch den Zug an der Schnur löste sich die Verankerung und der Korb samt Inhalt stürzte zu Boden. Das Klirren und Splittern der Flaschen war so laut, dass meine Ohren schmerzten.

»Verdammt, das war 'ne Falle!«, rief Patrick.

»Eine Diebstahlsicherung«, entgegnete ich und rannte zur Haustür.

Schon im nächsten Moment ertönten unzählige Schreie, und jetzt bellte sich auch Cleo die Seele aus dem Leib. Im Flur stand eine schwere Kommode, die uns den Weg verspernte. Wir schoben sie zur Seite,

öffneten die Tür und sahen die Zombies bereits heranstürmen.

»Cleo, komm!«, brüllte ich.

Sie machte einen Satz, hetzte uns entgegen und erreichte gerade noch rechtzeitig das Haus. Ich schmiss die Tür zu, und nur wenig später donnerten Zombies dagegen und hämmerten voller Wut.

»Schnell, die Kommode!«, rief Patrick.

Wir schoben sie wieder vor die Tür und liefen zurück ins Wohnzimmer.

»Nehmt so viel mit, wie ihr tragen könnt«, rief Emma und stopfte sich den Rucksack randvoll.

Wir stürmten die Treppen hinauf und zwängten uns durchs Fenster, durch welches wir gekommen waren. Jetzt von oben war das gesamte Ausmaß der Zombies zu erkennen, die wir angelockt hatten. Dicht an dicht drängten und schoben sie sich vors Haus, schrien und gellten dabei so laut, dass

man sein eigenes Wort kaum verstand.

»Wohin?«, schrie Emma und sah sich verzweifelt um.

»Über die Dächer!«, erwiderte ich, doch bis zum nächsten Haus trennten uns mehr als drei Meter.

»Da kommen wir niemals rüber«, brüllte Patrick und blickte über den Abgrund.

Ein langes, schmales Brett, das auf dem Dach lag, war unsere Rettung. Ich hob es auf und legte es über den Abgrund, schaffte damit eine wackelige Brücke zum nächsten Haus. Emma kroch auf allen Vieren drüber, gefolgt von Patrick, bei dem das Brett so stark schaukelte, dass er beinahe runterflog. Cleo hingegen traute der Brücke keine Sekunde und sträubte sich.

»Cleo, komm!«, rief Emma – vergeblich, sie hatte zu viel Angst.

Ich nahm sie auf die Schultern und stieg mit einem Schuh vorsichtig aufs Brett. Es

knarzte und knackte, schwankte bedrohlich und neigte sich zur Seite. Ich zog den Fuß zurück und atmete tief durch. Emma und Patrick streckten mir die Hand entgegen und winkten aufgeregt. Ich nahm meinen Mut zusammen, stieg erneut aufs Brett und rettete mich auf die andere Seite. Im selben Augenblick rutschte das Brett weg und stürzte in den Abgrund. Wir liefen weiter übers Dach und blickten zurück. Die Zombies drängten sich noch immer vor die Tür und hatten unser Verschwinden nicht bemerkt.

»Da runter«, sagte Emma und zeigte auf einen Dachvorsprung.

Wir kletterten hinab und waren kurz darauf auf der Straße. In unserer Eile waren wir jedoch unvorsichtig und hatten zu sehr auf die Zombies geachtet, die sich vor das Haus drängten. Gerade noch rechtzeitig zog ich Emma zur Seite und schlug einem Zombie

mit dem Ellenbogen ins Gesicht, brach ihm die Nase und schleuderte ihn zu Boden, wo Patrick mit dem Schuh auf sein Gesicht eintrat. Weitere Zombies bemerkten uns und brüllten lautstark.

»Weg hier!«, schrie Patrick und sprang über einen Gartenzaun.

Sofort sprinteten wir los und wichen zahllosen Kreaturen aus, die ihre blutigen Mäuler aufrissen und nach uns schnappten. Die Dosen im Rucksack schlugen schmerzhaft gegen den Rücken und waren zudem so schwer, dass wir schnell an Tempo verloren. Ich blickte zurück und erschreckte, als ich sah, wie dicht uns die Zombies auf den Fersen waren.

»Schneller, sie haben uns gleich«, rief ich und biss die Zähne zusammen. In einiger Entfernung tauchte unser Versteck auf, dazwischen lagen aber noch viele hundert Meter. Unsere Schritte wurden langsamer,



die unserer Verfolger scheinbar schneller – nicht mehr als drei Armlängen trennten uns noch von ihnen.

»Wesley, Milena, macht die Tür auf!«, brüllte ich, als das Haus in Rufreichweite kam.

Die Tür ging auf und Jamiah, Chrissy und die anderen stürmten aus dem Haus. Mit Bratpfannen, Messern und einer Gitarre bewaffnet, rannten sie uns entgegen und hielten unsere Verfolger auf. Knochen brachen, Blut spritzte, die Gitarre sauste durch die Luft und zertrümmerte einem Zombie den Schädel. Wir eilten zurück zum Haus, donnerten die Tür zu und schoben alles davor, was sich bewegen ließ. Erschöpft stützten wir uns auf den Knien ab und rangen nach Luft.

Patrick hielt sich den Brustkorb. »Das war ... knapp ...«

»Was ist passiert?«, fragte Megan und

wischte braunes Blut vom Messer.

Emma öffnete ihren Rucksack und entleerte den Inhalt auf dem Parkettboden.

»Was zum ... Wo habt ihr das her?«, fragte Wesley erstaunt.

»Wir haben ein Haus gefunden, in dem es noch viel mehr davon gibt«, erklärte ich.

»Wir konnten nur einen Bruchteil davon mitnehmen.«

»Außerdem war es mit einer Art Alarmanlage gesichert, die wir leider ausgelöst haben«, sagte Emma und schielte zu Patrick, der sich verlegen hinter dem Ohr kratzte.

»Dann müssen wir noch einmal dort hin«, sagte Milena. »Jetzt! Bevor jemand anderes es findet.«

»Und wie sollen wir das anstellen?« Jamiah hob die Augenbrauen. »Schon vergessen, wer gegen unsere Tür hämmert?«

Ich nickte. »Er hat recht. Heute können wir

da nicht raus, aber morgen vielleicht.« Ich öffnete meinen Rucksack, zog die Stifte und Hefte heraus und überreichte sie Hayley. »Schau mal, das habe ich gefunden.«

Ihre Augen strahlten voller Freude, dann lief sie mit den Sachen an den Esstisch und begann zu malen.

\* \* \*

Die Tage vergingen und Evan erholte sich zu meiner Überraschung, denn eigentlich hatte ich damit gerechnet, ihm schon bald ein Messer in den Kopf rammen zu müssen. Die gute Nachricht war, dass die Zombies vor der Tür verschwunden waren; die schlechte, dass noch immer welche über die Straßen vor dem Haus zogen. Die wenigen Vorräte, die wir in unseren Rucksäcken transportieren konnten, gingen zur Neige, sodass uns keine andere Wahl blieb, als heute Nacht

aufzubrechen und das Haus endgültig hinter uns zu lassen.

»Ich hab's«, sagte Evan, als wir uns am Abend im Wohnzimmer versammelt hatten, um unseren Fluchtplan durchzugehen. »Wir holen den Wagen, machen den Weg frei und fahren zurück zu dem Haus mit den Vorräten. Dann laden wir alles um und verschwinden.«

Jamiah fuhr sich nachdenklich durch den Bart. »Ich weiß nicht ... Die Zombies werden den Wagen hören. Uns wird nicht viel Zeit bleiben.«

»Dann müssen wir sie ablenken«, warf Milena ein. »So viele Vorräte ... wer weiß, wann wir wieder welche finden.«

»Und wie willst du sie ablenken?«, hakte Patrick nach.

»Na ja ...« Sie zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich leider auch nicht.«

»Ich hätte da eine Idee«, sagte Emma und holte tief Luft.

Wenig später hatten wir alles, was wir brauchten: einen *Freiwilligen* und Wurfgeschosse. Wir öffneten das Badezimmerfenster, und Wesley – der Leichteste und Dünnste von uns Männern – stieg aufs Dach.

»Pass auf dich auf, es könnte rutschig sein«, flüsterte ich und reichte ihm eine Handvoll Porzellanteller.

Wir hofften, dass sie beim Aufprall genug Lärm machen würden, um die Zombies vom Haus wegzulocken. Vorsichtig hangelte sich Wesley am schrägen Dach mit seinen dunkelgrauen Ziegeln entlang, erreichte das Nachbarhaus und war schon bald weit genug von uns weg. Er sah uns an und wartete auf das Zeichen.

»Seid ihr bereit?«, fragte ich und nahm Hayley auf den Arm.

Emma schnallte Cleo die Leine an und

nickte mir zu, der Rest versammelte sich vor der Haustür. Ich gab Wesley das Zeichen, daraufhin begann er, die Teller so weit von uns weg zu werfen, wie er nur konnte. Und der Plan ging tatsächlich auf: Schon nach kurzer Zeit stürmten die Zombies vom Haus weg und zum Lärm hin.

Als der letzte Teller auf der Straße landete und in tausende Scherben zersprang, hob Wesley den Daumen und duckte sich. Noch einmal atmeten wir tief durch, sahen uns an und öffneten die Haustür. Doch zu unserer Enttäuschung waren nicht alle Zombies dem Lärm gefolgt. Wir stachen sie nieder und bahnten uns einen Weg durch den Vorgarten, überquerten eine Straße und erreichten kurz darauf den rettenden Pick-up.

»Ich sollte mit dem Rauchen aufhören«, sagte Patrick und hustete sich fast die Lunge aus dem Leib.

Chrissy fuhr einen kleinen Bogen, setzte

zurück und überrollte unsere Verfolger. Wir räumten den Weg frei, quetschten uns durch eine Straßenblockade und hielten auf das Haus mit den Vorräten zu. Dort sprangen wir von der Ladefläche und stiegen über das Dachfenster ein, während Chrissy, Cleo und Hayley mit laufendem Motor warteten.

Schnell trugen wir sämtliche Konserven auf die Ladefläche, bis Chrissy plötzlich gegen das Blech des Wagens hämmerte. »Beeilt euch, wir bekommen Besuch!«

»Das sind die letzten!«, erwiderte Jamiah und kam mit einem Wäschekorb voller Dosen angelaufen.

Wir hechteten zurück in den Wagen, dann gab Chrissy Gas und raste zum vereinbarten Treffpunkt. Angespannt blickten wir aus dem Fenster und sahen Wesley über die Dächer laufen. Fast hatte er das letzte Haus erreicht, doch plötzlich rutschte einer der Ziegel unter seinen Füßen weg; er stolperte, stürzte vom

Dach und landete mit einem dumpfen Schlag auf dem Beton.

»Wesley!«, kreischte Milena, schleuderte die Wagentür auf und rannte los.

Er schrie schmerzerfüllt, hob langsam den Kopf und streckte einen Arm in die Luft. Wir hüpfen aus dem Wagen und liefen zu ihm, doch auch die Zombies hatten seine Rufe vernommen und rannten uns entgegen. Allem Anschein nach hatte sich Wesley bei dem Sturz aus mehreren Metern Höhe zwei Arme und ein Bein gebrochen, was es ihm jetzt unmöglich machte, aus eigener Kraft aufzustehen. Mit dem intakten Bein schob er sich vorwärts und schrie nach Hilfe. Emma hob ihr Gewehr und schoss einem Zombie, der Wesley fast erreicht hatte, in den Kopf, lud nach und tötete den nächsten. Aber dem Ansturm konnten wir kaum etwas entgegensetzen.

»Hilfe! Helft mir!«, schrie Wesley und



begann zu weinen. »Bitte, ich will nicht sterben!«

Nur wenige Meter trennten uns noch von ihm, als die erste Kreatur ihn erreichte und sich gierig über ihn stürzte. Sie stieß die Zähne in sein Bein und kaute auf seinem Fleisch herum. Ich erstach sie und schleuderte sie zur Seite, packte zusammen mit Jamiah Wesleys Arme und schleifte ihn hinter uns her.

»Lauft zum Wagen!«, rief Emma und blickte zurück.

Horden von Zombies hetzten uns hinterher und holten auf. Milena erreichte den Wagen, öffnete die Tür und schrie wild durcheinander. Wir töteten, so viele wir konnten, aber wir waren zu langsam. Unzählige Zombies fielen über Wesley her, zerfleischten ihn und schnappten auch nach uns. Seine verzweifelten Schreie drangen in mein Ohr und ließen mein Blut gefrieren.

»Weg hier!«, brüllte Jamiah und zerschmetterte einem Zombie den Kiefer, ehe er zurück zum Wagen rannte.

Wir zogen Milena, die wieder zu Wesley laufen wollte, mit uns mit und hechteten in den Wagen. Mit Vollgas rauschten wir davon und hörten noch seine letzten Schreie.

Wir redeten kein Wort. Der Schock saß uns tief in den Knochen, lediglich Milenas Schluchzen durchdrang die Stille. Ich starrte aus dem Fenster, während die Landschaft wie eine alte Filmrolle an mir vorbeirauschte. Ich fühlte mich schuldig, schließlich war es meine Idee, Wesley aufs Dach zu schicken.

»Lisa, Noah, Leeroy, Warren, meine Eltern, meine Verwandten und jetzt Wesley ...« Milena zog die Nase hoch. »Sie sind alle tot ...«

Ich schluckte schwer. »Es tut mir leid,

Milena. Wenn ich tauschen kö-«

»Blödsinn!«, fauchte sie. »*Du* hättest mit ihm tauschen können, als er noch lebte! *Du* hättest dort oben auf dem Dach stehen sollen, *du* hättest dort unten sterben sollen! Nicht Wesley!« Milenas Körper bebte.

Ich rang nach Worten, brachte aber nur ein wirres Stottern heraus.

»Niemand trägt Schuld an seinem Tod«, sprang mir Emma bei. »Wesley hat der Idee zugestimmt, aufs Dach zu steigen. Dort war er sicherer als unten bei den Zombies.«

»War er nicht!« Milena brach erneut in Tränen aus. »Außerdem habe ich doch gesehen, wie Adrien und ihr ihn angesehen habt ... er sollte auch mal was für die Gruppe tun, das waren eure Gedanken ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Wenn Wesley es nicht hätte tun wollen, hätte er es nur sagen müssen. Dann wäre ich hoch oder jemand anderes.«

Milena kniff die Augen zusammen. »Pah, leere Worte ... er ist tot und niemand kann ihn zurückbringen.«

Ich starrte wieder aus dem Fenster und versank in Gedanken.

Bis zum Ärmelkanal war es nicht mehr weit. Von dort aus waren es nur wenige Kilometer bis zum französischen Festland – und dann, endlich, wären wir in Deutschland.

Evan gab Chrissy ein Zeichen, den Wagen zu verlangsamen. »Ihr braucht ein Auto. Die Nahrung teilen wir.«

»Ihr kommt nicht mit?«, platzte es aus mir heraus. Natürlich kommen Evan und Megan nicht mit, dachte ich mir aber im nächsten Augenblick. Warum sollten sie auch? »Entschuldige, ich war in Gedanken ... Autos stehen hier genug, eines wird schon -«

»Ich komme mit euch«, unterbrach mich Megan und senkte den Blick. »Hier gibt's

nichts mehr für mich.«

Evan machte riesige Augen. »Aber ... aber ... bist du dir sicher?«

Sie nickte. »Sie haben uns geholfen. Jetzt will ich ihnen helfen.«

Die beiden sahen sich einen Moment schweigend an, bis Evan schließlich nickte. »Na schön. Dann komme ich auch mit.«

Er erklärte uns, dass der Ärmelkanal, der die Festländer Englands und Frankreichs voneinander trennte, an der engsten Stelle etwa achtunddreißig Kilometer breit war. Gleichzeitig führte der Eurotunnel, der die beiden Länder miteinander verband, unter dem Meer entlang und war nur mit dem Zug befahrbar. Lediglich ein schmaler Weg, abgeschildert von zwei Gleisen, war mit dem Auto passierbar. Dieser war für extra angefertigte, kleine Service- und Rettungswagen gedacht. Wir hatten also Glück, mussten weder laufen noch

schwimmen. Aber wie so oft im Leben, würde am Ende alles ganz anders kommen – dessen war ich mir sicher.

Die Züge, die den Eurotunnel durchquerten, wurden nur wenige Kilometer vom Meer entfernt beladen. Das Bahnhofsareal mit seinen zahllosen Strommasten, die wie Nägel aus dem Bett eines Fakirs emporragten, war bereits von Weitem zu erkennen. Überall standen demolierte und ausgebrannte Autos, Busse und Lastwagen. In Straßensperren des Militärs waren dutzende Fahrzeuge gerast und völlig durchlöchert; Koffer, Kinderwagen und Rollstühle standen herrenlos in der Gegend, daneben waren sogar Kutschen und Bollerwagen. Leichen lagen auf dem Boden und pflasterten die Straßen. Die Menschen starben hier in der Hoffnung, dass es auf der anderen Seite des Tunnels Rettung für sie gab – aber sie hatten

sich getäuscht.

Für niemanden gab es Rettung.

Langsam fuhren wir den Weg entlang, der kaum breiter als der Pick-up selbst war und in welchem uns nur die Fernlichter den Weg durch die Finsternis zeigten. Chrissy lenkte den Wagen behutsam zwischen den in regelmäßigen Abständen auftauchenden Sicherheitsschleusen hindurch. Eine eigenartige Stille umgab uns, selbst Patrick verharrte angespannt auf der Ladefläche und hatte aufgehört zu Rauchen. Meine Hände krallten sich fester um den Griff des Beifahrersitzes, mein Herz pochte immer schneller, stieg mir hoch zum Hals und schnürte mir fast die Luft ab. Etwa alle vierhundert Meter kreuzten Röhren, die zu den Gleisen führten. In dieser seltsamen Stille begann Megan auf einmal zu singen.



Ihre Stimme zitterte und war schwach, und das Lied, das sie anstimmte, sollte wohl fröhlich klingen – doch es erinnerte mich an eine Beerdigung.

Ich hielt die Anspannung nicht mehr aus und öffnete das Fenster einen Spalt. Der Fahrtwind wehte mir ins Gesicht, kühlte meine Stirn und trocknete den Schweiß. Cleo streckte völlig unverhofft den Kopf in die Höhe und zog die Lippen hoch.

»Solange das Auto fährt, sind wir in Sicherheit«, versuchte ich uns Mut zu machen.

In der Ferne reflektierten Streifen und Schriftzüge. Rettungsfahrzeuge standen vor uns, ineinander verkeilt und mit geöffneten Türen. Eine Gänsehaut überkam mich.

»Verdammt, was machen die da?!«, platzte es aus Evan.

Chrissy bremste den Wagen und blickte in den Rückspiegel. »Sollen wir

zurückfahren?«

»Wie weit sind wir gekommen?«, fragte ich und blickte mich nervös um. Es gefiel mir ganz und gar nicht, in diesem Wurmloch auch nur eine Sekunde länger als nötig stehen zu bleiben.

»Knapp dreiunddreißig Kilometer.«

»Evan, hast du nicht gesagt, der Ärmelkanal ist an dieser Stelle weniger als vierzig Kilometer breit? Dann haben wir es fast geschafft. Wenn wir uns beeilen, sind wir hier schnell wieder draußen«, meinte Megan.

»Und was wird aus dem ganzen Zeug auf der Ladefläche?«, warf Patrick ein.

»Auf der anderen Seite holen wir einen Wagen, fahren zurück in den Tunnel und laden alles um«, schlug ich vor.

Einen Moment sahen wir uns an, und jeder schien in Gedanken abzuwägen, ob er auch nur einen Fuß aus dem Wagen setzen wollte.

Wir nahmen unseren Mut zusammen und stiegen aus. Ich versuchte meine Gedanken damit zu beruhigen, dass es nur noch ein paar Kilometer bis zum Ende wären. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich jedoch nicht, dass der Ärmelkanal zwar nur achtunddreißig Kilometer breit war, der Tunnel sich aber über eine Gesamtlänge von fünfzig Kilometern erstreckte. Und hätte ich gewusst, was uns hier unten erwarten sollte, wäre ich niemals aus dem Wagen gestiegen.

Wir packten unser Zeug zusammen und suchten nach einem Weg an den Rettungswagen vorbei. Schnell stellte sich heraus, dass sie so sehr ineinander verkeilt waren, dass wir noch nicht einmal über sie hinwegsteigen konnten. So blieb uns nichts anderes übrig, als ein Stück zurückzulaufen, um zu einem der Übergänge zu den Gleisen zu gelangen. Ich hielt Hayley fest im Arm und mein Messer in der anderen Hand; und

jetzt wünschte ich mir Noah und seine Brüder herbei. In ihrer Nähe bereitete mir selbst eine Horde von Zombies eher ein Grinsen als ein Schaudern.

Cleo war noch immer angespannt, sodass ich kaum eine Sekunde meinen Blick von ihr ließ. Vermutlich riecht der ganze Tunnel nach Zombies und wir laufen blindlings in unser Verderben, dachte ich mir. Kurz darauf erreichten wir einen Übergang, der zu den Gleisen führte. Wenigstens mussten wir nicht in einem Kiesbett umherirren, denn ein schmaler, erhöhter Gehweg führte an ihnen entlang. Immer wieder verharrten wir auf der Stelle und lauschten. Das Quieken von Ratten hallte durch die Röhre, und manchmal kam es mir so vor, als würde ich irgendwo in der Ferne ein Knurren vernehmen. Verzweifelt versuchte ich mich mit Gedanken an unser Haus in den Staaten abzulenken: mit seinen unendlich weiten Blumenwiesen und

dem sanften Rauschen des Windes, wenn wir nachts im Bett lagen. Doch jedes Mal erschien vor meinem geistigen Auge nur eine blutige, grässliche Fratze eines Zombies, der mir auf allen Vieren an den Hals springen wollte.

In der Dunkelheit wurden die Umrisse eines Zuges sichtbar. Mutterseelenallein stand er auf dem Gleis, und ich fragte mich, warum er genau dort gehalten hatte. Alles in mir zwang mich, wieder umzudrehen, und mein Kopf schrie förmlich: bis hierhin und keinen Schritt weiter! Aber es gab keinen Weg zurück, das Ende des Tunnels konnte nicht mehr weit sein. Auch die Unsicherheit der anderen war nicht zu übersehen. Ihre Schritte wurden kleiner, langsamer, fast kamen sie ganz zum Erliegen. Hayley spürte meine Anspannung und klammerte sich fester um meinen Hals, kniff die Augen zusammen und atmete aufgeregt.

»Alles wird gut«, wisperte ich ihr ins Ohr und küsste sie auf die Wange.

Langsam näherten wir uns dem Zug, und im Schein der Taschenlampen erkannte ich Glassplitter auf dem Weg. Die Scheiben waren eingeschlagen worden, Blut klebte an den Scherben und Reste von Stoff und Kleidung hingen an den scharfen Kanten. Schritt für Schritt gingen wir weiter, drängten uns dichter aneinander und blickten hektisch in alle Richtungen. Wir leuchteten durch die Fenster und hielten unsere Waffen bereit. Im Inneren des Zuges herrschte ein heilloses Durcheinander aus Koffern und Taschen, deren Inhalt verstreut am Boden lag, sowie Fahrräder, Kinderwagen und Rollstühle, die umgestürzt in den Zwischengängen zurückgelassen worden waren ... aber von Menschen fehlte jede Spur.

»Das gefällt mir nicht«, flüsterte Evan und

blieb abrupt stehen. »Das gefällt mir ganz und gar nicht.« Der dünne, athletische Mann raufte sich seine blonde Wallemähne und zitterte am ganzen Leib.

»Evan, wir sind fast durch, rei dich zusammen«, entgegnete Megan und schob ihn weiter.

Er sträubte sich und machte einen Satz zur Seite. »Ich gehe keinen Schritt weiter ... nein ... nein ...« Und während er das letzte Wort wie ein Mantra wiederholte, bewegten sich seine Beine langsam rückwärts. Er fasste sich an die Brust und keuchte. »Ich bekomme keine Luft mehr ...« Er begann wild und flach zu atmen.

Emma legte den Arm behutsam um ihn und versuchte, ihn zu beruhigen. »Evan, es ist niemand hier. Wir sind gleich auf der anderen Seite. Denk an etwas Schönes und atme mit mir.« Sie atmete hörbar ein und wieder aus und zählte runter.

Doch er ignorierte sie, drehte sich plötzlich um und lief davon. Das Stampfen seiner Schritte hallte wie Donner durch die finstere Röhre.

»Evan! Verflucht, bleib hier!«, rief Megan und hetzte ihm hinterher.

»Der Wagen! Unsere Vorräte!« Milena sah uns panisch an.

»Ich hole ihn.« Schnell setzte ich Hayley auf dem Boden ab und rannte den beiden hinterher, holte Megan ein und entdeckte Evan, der zurück zum Wagen lief. Er bog in die Mittlröhre ab und verschwand aus meinem Sichtfeld. Ein Motor heulte auf, dann quietschten Reifen. Ich stellte mich mitten auf die Fahrbahn, ruderte aufgeregt mit den Armen und schrie: »Evan, warte!«

Er hielt nicht an. Gerade noch rechtzeitig konnte ich aus dem Weg hechten, als er im Rückwärtsgang an mir vorbeirauschte.

»Evan!« Fassungslos blickte ich ihm



hinterher. Die Lichter des Autos blendeten mich, wurden kleiner und waren fast verschwunden – bis es gewaltig schepperte. Und den Bruchteil einer Sekunde später kündigten *sie* sich an. Zombies schrien und kreischten, und ihr Getrampel wummerte durch den Tunnel. Megan hielt schnaufend neben mir und sah mich voller Entsetzen an.

Ich drängte sie zu den Gleisen. »Zurück!«

Ein Gewehr wurde abgefeuert, kurz darauf durchdrangen Evans schmerz erfüllte Schreie die Dunkelheit. Es war das letzte Mal, dass ich etwas von ihm hörte.

Megan und ich erreichten die anderen, die sich neben den Zug kauerten.

»Wo ist Evan?«, fragte Milena. »Und was ist mit den Vorräten?«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie sind weg.«

Die Gruppe fluchte, doch für lange Reden war jetzt keine Zeit. Schreie hallten durch den Tunnel. Wir drehten uns um und hetzten

Richtung französische Küste. Ich wusste nicht, was hinter uns her war, aber es brauchte nicht viel Phantasie, um sich das vorzustellen.

Als wir den Zug endlich hinter uns gelassen hatten, erreichten wir eine weitere Röhre, durch die wir wieder von den Gleisen wegkamen – und als wären wir gegen eine unsichtbare Wand gelaufen, blieben wir stehen. Zombies in Feuerwehrmontur, Sanitäter und andere Gestalten in gelben Warnwesten kamen schon auf uns zu.

»Zu den Gleisen!«, brüllte Jamiah.

»Es kann nicht mehr weit sein«, schrie Patrick und schnappte nach Luft, röchelte dabei wie ein altes Bügeleisen.

Ein weiterer Zug tauchte auf, der anders aussah als alle, die ich jemals zuvor gesehen hatte. Er erinnerte mich an einen viereckigen Panzer auf Schienen: Die Außenhaut war

dunkelgrau, hatte die Form eines Wellblechdachs und nur wenige Fenster, die an Lüftungsschächte eines Atombunkers erinnerten. Jetzt wusste ich auch, wieso der andere Zug mitten im Tunnel gehalten hatte. Das Ding vor uns war verunglückt und stand verrenkt in der Röhre – an ein Durchkommen war nicht zu denken.

Am hintersten Teil des Zuges entdeckten wir eine Art Rollltor. Wir zwängten uns unten durch und fanden uns im Inneren eines riesigen Autotransporters wieder. Eine schier unendliche Schlange von Fahrzeugen reihte sich aneinander, umgeben von der Außenwand des fahrenden Bunkers; sie waren verlassen und durch die Wucht des Aufpralls zusammengeschoben worden. Das Trampeln der Schritte von draußen wurde lauter und lauter, bis das Rollltor schepperte.

»Wir müssen da irgendwie durch«, rief Emma, stieg in einen Wagen, zwängte sich

hindurch und kam auf der anderen Seite wieder zum Vorschein.

Wir folgten ihr und quetschten uns an den Autos vorbei. Hinter uns wummerte und klapperte es, weitere Zombies stolperten in den Zug und rappelten sich wieder auf.

»Schneller! Sie haben uns gleich«, brüllte ich und kletterte mit Hayley über ein demoliertes Autodach.

In einiger Entfernung klaffte ein riesiges Loch in der Außenwand des Zuges, der Boden fehlte und unten im Gleisbett ragten schon faulige, blutige Hände hervor. Zombies fuchtelten wild mit den Armen, schrien und versuchten sich irgendwie hochzuziehen. Unterdessen zwängten sich immer mehr Kreaturen unter dem Rolllor durch und an den Autowracks vorbei. Es gab keinen Weg zurück.

»Springt!«, rief Jamiah und blieb vor dem zerbrochenen Teil des Autotransporters

stehen, das in die Höhe ragte.

Chrissy lief, ohne zu zögern, los und landete auf der anderen Seite. Aufgeregt rief sie uns etwas zu und fing Megan auf, gefolgt von Patrick und Jamiah.

Emma sah mich unsicher an und holte tief Luft.

»Du zuerst!«, rief ich und übernahm Cleos Leine.

Sie nahm Anlauf, hob ab – und erreichte die andere Seite. Im nächsten Moment machte Cleo einen Satz und landete neben ihr. Hayley weinte und blickte voller Furcht zu den Kreaturen hinter uns, die nur noch wenige Autos entfernt waren.

Ich drückte sie an mich und sah sie an.  
»Wir schaffen das – versprochen!«

Sie presste den Mund zusammen und nickte wild.

»Festhalten!« Mit Hayley auf dem Arm rannte ich auf den Abgrund zu, sprang hoch

und erreichte sicher die andere Seite.

»Milena, beeil dich!«, schrien wir ihr zu, doch sie traute sich keinen Schritt weiter. Voller Angst schüttelte sie den Kopf und drehte sich wieder um. Nur wenige Augenblicke blieben ihr noch, ehe die Zombies sie eingeholt hätten.

»Schau nicht nach unten, du schaffst das«, rief Emma ihr zu.

Megan zog ihre Pistole und feuerte auf die Zombies, die schon am letzten Wagen angekommen waren.

»Milena, spring jetzt endlich!«, brüllte Jamiah ungeduldig, stellte sich so nah an den Abgrund wie möglich und breitete die Arme aus.

Sie blickte zurück, nahm Anlauf – und blieb kurz vor dem Loch stehen.

»Sie wird nicht springen«, sagte Emma und sah mich eindringlich an.

Ich setzte Hayley auf dem Boden ab,

hechtete zurück auf die andere Seite und stach mit meinem Messer auf drei Zombies ein, die sich gerade durch den letzten Wagen zwängten. Dann nahm ich Milenas Hand, trat ein paar Schritte zurück und rannte mit ihr zum Abgrund. Wir flogen durch die Luft und schafften es – beinahe. Milena hatte sich nicht ausreichend abgedrückt und stieß gegen den Boden des Zuges, der einige Meter in der Luft hing. Ihre Beine baumelten bedrohlich über den Köpfen der Zombies.

»Hilfe!«, kreischte sie. Ihre Finger rutschten ab, sie verlor den Halt und fiel Richtung Abgrund.

Jamiah schmiss sich zu Boden, erwischte noch ihren Arm, und mit vereinten Kräften zogen wir sie nach oben. Die Zombies auf der anderen Seite erreichten das Loch des Zuges und stürzten mit dem Gesicht voraus ins Gleisbett. Wir liefen weiter und zwängten uns an den Wagen vorbei, schlugen

Scheiben ein, quetschten uns durch jede noch so kleine Lücke oder hangelten uns über die Dächer hinweg. Am Ende des Zuges angekommen, stemmten wir das demolierte Rollltor auf. Aber der Albtraum schien kein Ende nehmen zu wollen. Der Autotransporter war in einen Passagierzug gekracht, aus dem bereits etliche Gestalten herausgekrochen kamen.

»Wir müssen von den Gleisen weg«, rief Patrick, ohne zu wissen, ob es im Servicetunnel besser aussah.

Nach Luft ringend hetzten wir den Weg entlang, töteten etliche Zombies und erreichten eine der Röhren. Das Geschrei erfüllte die Dunkelheit, und ich fragte mich, wann wir endlich das Ende des Tunnels erreicht hätten. Jetzt bereute ich, diesen Weg genommen zu haben. Lieber hätten wir uns erneut ein Boot geschnappt und wären die paar Kilometer gerudert; auch wenn das



bedeutet hätte, einen funktionstüchtigen Wagen voller Benzin und Vorräten zurückzulassen, ohne die Gewissheit zu haben, auf der anderen Seite etwas Ähnliches zu finden. Aber dieser verfluchte Tunnel war ein Grab – und so wie es aussah auch unseres.

»Von hinten, sie kommen näher«, rief Patrick.

Wir rannten und rannten, aber der Tunnel nahm einfach kein Ende. Irgendwann hatten wir einen riesigen Pulk Zombies hinter uns, der bedrohlich näher kam. Unsere Schritte wurden langsamer, das Keuchen lauter. Meine Lunge brannte und das Stechen in meinem Körper wurde unerträglich; mir war klar, es war nur eine Frage der Zeit, bis einer von uns erschöpft zusammenbrechen würde. Und als die Lage immer aussichtsloser wurde, betete ich, dass es wenigstens die anderen heil aus diesem

Tunnel schaffen würden, waren sie doch nur wegen mir hineingefahren.

»Ich ... kann ... nicht mehr.« Megan japste, Tränen kullerten ihre Wange entlang.

Patrick und Jamiah griffen ihr unter die Arme und rannten, als ginge es um Leben und Tod. Worum es ja auch ging.

Das Ende der Röhre kam unverhofft. Ich hatte beinahe jegliche Hoffnung aufgegeben, als Licht in weiter, weiter Ferne wie ein winziger Stecknadelkopf auftauchte. Es war buchstäblich das *Licht am Ende des Tunnels*, das unsere letzten Kräfte mobilisierte und uns vorantrieb. Doch die Zombies waren uns dicht auf den Fersen, und selbst wenn wir es lebend aus dem Tunnel hinausschaffen würden, wären wir noch lange nicht in Sicherheit. Ich musste mir etwas einfallen lassen.

»Jamiah, nimm Hayley!«, schrie ich.

Ohne nachzufragen, nahm er das kleine

Mädchen zu sich und nickte mir zu – er wusste, was ich vorhatte.

»Lauft links in die nächste Röhre und wartet draußen auf mich.« Ich blieb abrupt stehen, ruderte mit den Armen und schrie mir die Seele aus dem Leib.

Der Rest rannte weiter, bog ab und verschwand aus dem Servicetunnel. Unmengen von Zombies kamen wie eine reißerische Flutwelle auf mich zu, ich drehte mich um und lief los. Der Schweiß floss in Strömen an mir herab, ich hielt auf die rechte Röhre zu – und entdeckte Cleo und Emma, die mit Megans Pistole auf meine Verfolger feuerte. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Ich nahm ihre Hand, und gemeinsam sprinteten wir an den Gleisen entlang, bogen bald durch einen Nebengang in den Servicetunnel ab und wechselten auf die andere Seite der Gleise.

»Hier runter«, flüsterte Emma, sprang

hinab ins Gleisbett und knipste die Taschenlampe aus.

Wir legten uns flach auf den Boden, robbten unter die Vormauerung des Gehweges über uns und versuchten, so leise wie möglich zu atmen. Kurz darauf trampelten zahllose Beine über uns hinweg, Zombies schrien und knurrten. Ich hielt die Luft an und drückte Cleo fest an mich. Mehrere Minuten vergingen, in denen wir regungslos auf der Stelle verharrten. Ich konnte es kaum glauben, aber Emmas Plan schien tatsächlich aufzugehen. Als die Schritte endlich leiser wurden, begannen wir vorwärts zu robben, wagten aber nicht, die Taschenlampen einzuschalten. Ohnehin genügte das winzige Licht am Ende des Tunnels, um uns die Richtung zu zeigen. In Gedanken rechnete ich damit, dass ein Zombie hinter mir her kroch und mich gleich eingeholt hätte. Voller Panik robbte ich

schneller und stieß gegen Emmas Schuhe.

Das Schreien der Zombies hatte abgenommen, gleichzeitig hallten aber noch ihre furchteinflößenden Laute durch den Tunnel. Wir bewegten uns weiter und hielten auf das Licht zu – bis ich auf einmal direkt über uns Geräusche vernahm. Ich hielt die Luft an und griff wie in Zeitlupe nach meinem Messer. Die Kreatur über uns schlurfte weiter.

Wir waren keine fünf Meter gekommen, als plötzlich ein Schatten neben uns im Gleisbett landete. Erschrocken fuhr ich herum und erkannte in dem spärlichen Licht den Umriss einer Gestalt. Noch bevor der Zombie schreien konnte, schnellte mein Messer nach draußen und durchbohrte seinen Schädel.

Unsere anfängliche Hoffnung, hier unten unentdeckt zu entkommen, wich schon bald der Gewissheit, wie falsch wir damit lagen.

In der Dunkelheit fielen die Zombies Reihenweise ins Gleisbett und bemerkten uns. Als mehrere von ihnen zeitgleich hinabstürzten, preschte Cleo aus der Deckung, schleuderte einen zu Boden und zerfetzte sein Gesicht; Emma ramnte einem zweiten die Klinge durch den Kiefer. Wir schalteten die Taschenlampen ein und sahen nun, dass wir mitten in einem Pulk von Zombies waren. Schlagartig schnappte ich mir Cleo, hob sie auf den Bahnsteig und half Emma. Der Weg war kaum breiter als ein Mensch, Arme fuchtelten aus dem Gleisbett heraus und versuchten, uns in den Abgrund zu ziehen. Wir hüpfen über sie hinweg und erreichten gerade noch so den Zwischengang.

Das Hupen des Wagens war wie die Kavallerie, die uns aus den Fängen von wildernden Indianern befreite – ungeachtet der Tatsache, dass die Indianer eigentlich die

Guten waren und die Siedler aus Europa in dem Fall die Bösen. Die Scheinwerfer kamen auf uns zu, blendeten uns, und mit quietschenden Reifen hielt ein Wagen neben uns. Wir sprangen mit Cleo auf den Rücksitz, schmissen die Tür zu und brausten im Rückwärtsgang Richtung Ausgang.

»Euch schickt der Himmel!« Emma lehnte sich in den Sitz und keuchte.

Jamiah grinste über beide Ohren. »Pünktlich wie die Eisenbahn.«

»Da wo ich herkomme, ist das aber kein Kompliment«, entgegnete ich und lachte. »Wo habt ihr den Wagen her?«

»Patrick hat die Kiste aufgegabelt, dankt ihm.«

»War keine große Sache«, murmelte er.

Jamiah schnalzte mit der Zunge. »Nicht so bescheiden, ohne dich hätten wir das Ding nie zum Laufen bekommen.«

»Du willst beim Militär gewesen sein,

aber weißt nicht, was bei einem Auto mit ausgelutschter Batterie zu tun ist?« Patrick schüttelte vorwurfsvoll den Kopf.

»Hey, ich habe nie gesagt, dass ich Mechaniker bin! Immerhin war ich bei der Navy ...«

»Moment mal ... ich dachte, du warst Lieferjunge«, sagte ich und sah ihn verwirrt an.

»Hast du nicht Versicherungen verkauft?«, warf Emma ein.

Jamiah lachte und kratzte sich verlegen am Hals. »Dass ihr auch keine Ruhe geben könnt. Ich hatte 'nen Job, reicht euch das nicht? Im Gegensatz zu dem Penner neben mir.«

»Der Penner neben dir kann wenigstens Autobatterien wechseln. Wenn man sich sein ganzes Leben nur so klapprige Scheißkisten leisten kann wie ich, weiß man einfach, was ein Auto zum Laufen bringt.«



Der Wagen war zu klein für uns, sodass uns nichts anderes übrig blieb, als die Rückbank umzuklappen und uns wie in einem Viehtransporter zusammenzupferchen – mit der Ausnahme, wenigstens nicht die traurige Aussicht auf ein blutiges Schlachthaus zu haben. Andererseits wusste ich aber auch nicht, wann mir der nächste Zombie an die Kehle springen würde.

Wir rumpelten über ein Feld, schlugen uns mehrmals die Schädel an der Decke an, durchbrachen einen Maschendrahtzaun und gelangten auf eine schmale Landstraße.

»Schon auf der anderen Seite waren die Straßen winzig – aber das hier? Ich verstehe euch Europäer einfach nicht ... Das ist doch höchstens ein Fahrradweg.« Jamiah seufzte.

Chrissy kicherte. »Würde dir nicht schaden, wenn du auch mal das Fahrrad nimmst.«.

»Übrigens, wir brauchen Waffen ... ich

habe die Nase voll, nur mit 'nem Messer rumzulaufen«, sagte Patrick und versuchte, in der Enge des Wagens sein Bein auszustrecken.

Ich nickte. »Ja, mir reicht's auch. Wenn jemand eine Polizeistation sieht, gebt Bescheid.«

»Wieso Polizei?« Jamiah sah mich verdutzt an.

Ich runzelte die Stirn. »Na ja, wir brauchen Waffen ...«

»Wieso gehen wir dann nicht einfach in einen Supermarkt, so wie jeder normale Mensch auch?«

Schallendes Gelächter erfüllte den Wagen.

»In Europa regeln wir die Dinge noch mit Worten, wir erschießen uns nicht gleich. Deswegen gibt es auch Waffen nicht an jeder Ecke.«

Jamiah stieß Luft zwischen den Lippen hervor. »Das wird ja immer suspekter. Erst

diese fahrenden Schuhkartons, dann die Fahrradwege, jetzt die Waffen. Was kommt als Nächstes?!«

Wir fegten mit unserer winzigen, rostroten französischen Gurke über die Landstraße und blieben an einer Kreuzung stehen.

Jamiah schielte durch den Rückspiegel. »Und jetzt?«

»Halten wir uns vorerst an die Küste, dann kommen wir ans Ziel«, murmelte ich und legte meinen Kopf schief, um keine Genickstarre zu bekommen.

Der Motor dröhnte und heulte laut auf, als saßen wir in einem Düsenjet. Ich schielte zum Tacho und sah, wie der Drehzahlmesser im roten Bereich schon fast aus dem Gehäuse springen wollte.

»Also von dieser Schüssel habe ich langsam genug! Nur vier Gänge und bestimmt kaum mehr PS. Haltet die Augen nach einem richtigen Auto offen ... ich habe das dumpfe

Gefühl, dass das Ding bald auseinanderbricht«, schimpfte Jamiah.

Wir fuhren an Windrädern vorbei, die mit ihren riesigen Flügeln weit in den Himmel ragten, und überquerten einige Zeit später eine Brücke, hinter der sich mehrere Autos stauten. Jamiah verlangsamte den Wagen und wick ausgebrannten, zerschossenen und demolierten Fahrzeugen aus. Und je weiter wir kamen, desto voller wurde die Straße, bis an ein Weiterkommen nicht mehr zu denken war.

»Sollen wir umdrehen?«, fragte Jamiah.

Chrissy warf einen Blick auf die Tankanzeige. »Weit kommen wir eh nicht mehr.«

»Also laufen ...« murmelte Patrick und öffnete die Hintertür.

Wir zwängten uns aus der Sardinenbüchse und streckten unsere müden, steifen Glieder. Ich spürte meine Beine wieder, die sich jetzt

so anfühlten, als würde ich auf tausend Nadeln laufen. Auch die anderen sahen wie zerkaut und ausgespuckt aus. Eilig packten wir unser Zeug zusammen, und nachdem wir wieder aufrecht gehen konnten, folgten wir dem Stau.

Emma kniff die Augen zusammen und hielt sich die Hand an die Stirn. »Ich glaube, da vorne ist 'ne Straßensperre.«

Tatsächlich erblickte auch ich am Horizont ein paar Schilder, konnte aber nicht entziffern, was auf ihnen stand. Wir gingen weiter, ließen Wagen für Wagen hinter uns und hielten auf die Blockade zu, spähten dabei in jedes Fahrzeug, ob nicht irgendwo Essen rumlag. Doch die zahllosen eingeschlagenen Scheiben machten uns schnell klar, dass bereits vor uns Leute mit derselben Idee vorbeigekommen waren.

Je näher wir der Straßensperre kamen, desto enger wurden auch die Abstände

zwischen den Fahrzeugen, bis sie sich schließlich Stoßstange an Stoßstange aneinanderreichten.

»Wie kommen wir an dem vorbei?«, fragte Chrissy, als vor uns ein Zaun den Weg versperrte, der einige Meter hoch und mit Stacheldraht gesichert war.

»Können wir den nicht einfach mit unseren Messern zerschneiden?«, fragte Megan.

»So wie der aussieht, dauert das Jahre ... wenn du's überhaupt schaffst«, meinte Jamiah und ließ den Blick schweifen.

Unterdessen bewegte sich Emma von der Gruppe weg und blieb vor einem Bus stehen. »Vielleicht klappt's damit«, rief sie und winkte uns zu sich. »Wir können über den Bus steigen, er steht nahe genug am Zaun, das müsste reichen.«

Ich stellte mich mit dem Rücken gegen den Bus und bildete eine Rüberleiter, während Jamiah als Erster nach oben kletterte, um die

anderen aufs Dach zu ziehen.

»Oh, shit«, fluchte er und duckte sich.

»Was ist?«, fragte Megan besorgt.

Aber ehe er antworten konnte, bemerkten wir mehrere Gestalten, die unweit vom Bus zwischen den Fahrzeugen herumtorkelten.

»Los, beeilt euch«, flüsterte ich und hakte wieder die Hände ineinander.

Einer nach dem anderen stieg aufs Dach des Busses, bis nur noch Patrick und ich übrig waren. Er stellte den Fuß in meine Hände und griff nach Jamiahs Arm, während ich ihn nach oben drückte. Doch verschwitzt wie Patricks Finger waren, rutschten sie ab, er verlor den Halt und stürzte rücklings auf einen Wagen. Das Dach knallte laut und eine Scheibe ging zu Bruch. Die Zombies, die uns bisher nicht bemerkt hatten, drehten sich schlagartig um und schrien.

»Patrick!«, rief ich und zog ihn vom Wagen runter.

Benommen sah er mich an und stammelte etwas vor sich hin.

»Kommt hoch! Beeilt euch!«, schrien die anderen und streckten uns die Arme entgegen.

Patrick wankte hin und her, stöhnte und hielt sich den Hinterkopf. Blut floss aus einer Wunde an ihm herab. Ich blickte zu den Zombies und sah, wie sie die Straße entlanghetzten. Sie stürzten über Autos, rafften sich wieder auf und rannten weiter. Noch immer benebelt schaffte Patrick es kaum, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Ich griff um seine Hüfte und hob ihn nach oben, aber es reichte nicht.

»Sie sind gleich da!«, brüllte Jamiah und streckte seinen Arm noch tiefer.

Emma nahm ihr Scharfschützengewehr vom Rücken, zielte und schoss. Ein Zombie ging getroffen zu Boden, aber es waren zu viele. Ich lehnte Patrick gegen den Bus,



zückte mein Messer und schlitzte einem heranstürmenden Zombie den Hals auf, tötete einen weiteren und griff wieder nach Patrick.

»Adrien, hinter dir!«, schrie Emma.

Blitzschnell fuhr ich herum und sah einen riesigen Körper über mich hinwegfliegen. Cleo war vom Dach des Busses gesprungen und begrub einen Zombie unter sich. Sie stieß ihre Reißzähne in sein Genick und wirbelte ihn durch die Luft. Nur eine Sekunde später stand Emma neben mir, griff nach Patricks Bein und nickte mir zu. Zusammen hoben wir ihn in die Luft, sodass Jamiah nach ihm greifen konnten.

»Lauft!«, kreischte Megan und zeigte auf die Zombies, die nur noch wenige Meter von uns entfernt waren.

»Folgt der Straße!«, rief ich ihnen zu, ohne eine Ahnung zu haben, wohin sie überhaupt führte.

Dann rannte ich mit Cleo und Emma zur

Leitplanke, sprang darüber hinweg und verschwand hinter Büschen und Bäumen. Wir rutschten einen kleinen Abhang hinab und landeten im Matsch. Dutzende Zombies stürzten uns hinterher, schrien und schnappten nach uns. Schnell wälzten wir uns zur Seite, brachten sie mit den Messern zur Strecke und zwangen uns wieder auf die Beine. Wir hetzten durchs Dickicht und versuchten, dabei dem Verlauf der Straße zu folgen. Unterdessen verfangen sich unsere Verfolger in Ästen und Büschen, stolperten über Wurzeln oder rammten sich spitze Zweige ins Auge.

Etwa eine halbe Stunde später hatten wir sie abgehängt. Erschöpft sanken wir zu Boden und rangen nach Luft. Ich wischte mir Dreck und Blut aus dem Gesicht und sah mich um. Außer dem Hämmern eines Spechts umgab uns nur eine angespannte Stille. Langsam standen wir auf und klopfen den

Schmutz von unseren Kleidern.

»Wo ist die Straße?«, fragte Emma und drehte sich im Kreis.

»Westlich von uns ... hoffentlich.« Ich verzog den Mund und seufzte.

Der Wind strich durchs Gestrüpp und ließ die Blätter verdächtig rauschen. Wir duckten uns und warteten ab. Erst als sich auch nach mehreren Minuten nichts tat, schlichen wir los und versuchten, die Straße auszumachen. Etwas Blaues wurde sichtbar, das sich schnell als Zelt herausstellte. Sogar eine verwitterte Feuerstelle war zu erkennen, an der vor langer Zeit gegrillt wurde. Kleine Knochenreste zeugten davon, dass dort jemand Vögel verspeist hatte. Wir schlichen auf das Zelt zu, ich nahm einen langen Stock und wartete auf Emmas Zeichen; dann schlug ich gegen den Stoff und machte einen Satz zurück, aber das Zelt wackelte nur. Nichts rührte sich. Vorsichtig näherte ich mich dem

Reißverschluss und zog ihn auf. Ein verwester Körper lag darin, daneben ein Revolver. Ich stupste die Leiche an, krabbelte hinein und durchsuchte die Taschen, fand aber nichts Nützliches. Emma inspizierte unterdessen die Trommel des Revolvers.

»Nicht eine Kugel übrig«, raunte sie und steckte die Waffe ein.

»Die letzte steckt in seinem Kopf«, sagte ich und krabbelte wieder aus dem Zelt.

Durchnässte Kartons lagen in dem kleinen Camp verteilt, dazu geöffnete, rostige Dosen. Neben einem alten Radio fand ich ein Notizheft, die Seiten waren feucht und wellig. Ich schlug es auf, doch das meiste davon war nicht mehr zu entziffern.

*Simon ist nun seit Tagen unterwegs, dabei sollte er schon längst wieder zurück sein;*

*hoffentlich ist ihm nichts zugestoßen. Marlene sagt, wenn er bis morgen nicht wieder da ist, brechen wir ohne ihn auf. Ich glaube, ich bin der Nächste, der nach Essen suchen muss. Ich will da nicht raus.*

*...*

*Auf meiner Tour bin ich auf ein riesiges Lager gestoßen. Zwar verstehe ich kein Wort von dem, was sie sagen, aber es scheint den Menschen dort gut zu gehen. Vielleicht sollten wir uns ihnen anschließen? Wenn ich zurück bin, werde ich Marlene davon berichten.*

*...*

*Marlene ist tot. Ich muss hier  
weg.*

»Ein Lager? Wir sollten danach Ausschau halten, vielleicht haben sie Essen und Trinken.«

Emma warf mir einen skeptischen Blick zu. »Freiwillig werden die das nicht mit uns teilen.«

Meine Miene wurde ernst. »Dann nehmen wir es uns.«

Wir ließen das Camp hinter uns und schlichen weiter durchs Dickicht. Cleo, die während der ganzen Zeit aufmerksam vor- und zurücklief, streckte plötzlich den Kopf in die Höhe.

»Hörst du was?«, flüsterte Emma und sah sich um.

Ich schüttelte den Kopf.

Leise schlichen wir weiter, bis wir einen demolierten Wagen entdeckten und dahinter

den Abhang, der zur Straße führte.

»Da sitzt jemand.« Emma nahm ihr Gewehr vom Rücken und blickte durchs Fernrohr. »Ein Stinker ...«

»Spar dir die Munition«, flüsterte ich.

Wir näherten uns dem Wagen von der Seite, sodass der Zombie uns nicht bemerkte. Die Motorhaube war eingedrückt, die Scheiben gesprungen und zwei Reifen platt. Wir duckten uns hinter den Kofferraum, schlichen zur Fahrertür, und ehe der Zombie wusste, wie ihm geschah, hatte er mein Messer im Schädel. Ich warf einen Blick ins Innere und sah, dass die Fahrerin in dem Wrack eingeklemmt worden war: das Lenkrad hatte ihre Beine eingequetscht.

Emma öffnete den Kofferraum. »Was ist denn ... Adrien, das solltest du dir mal ansehen.«

Mir stockte der Atem. »Babynahrung? Scheiße ...« Erst jetzt entdeckte ich den

Kindersitz auf der Rückbank, in dem ein totes Baby lag.

Emma hielt sich die Hand vor den Mund und stöhnte.

Wir zogen die beiden aus dem Auto, legten sie nebeneinander und bedeckten sie notdürftig mit Ästen und Steinen. Dann stopften wir die Gläser, die noch nicht zerbrochen waren, in unsere Rucksäcke und kletterten den Abhang hinauf. Wir kamen nahe einer Kreuzung heraus, doch von unserer Gruppe fehlte jede Spur.

»Sollen wir hier warten?«, fragte Emma.

Ich nickte und ließ den Blick schweifen. Die Gegend sah verlassen aus, weit und breit war nicht ein Wagen zu sehen.

Nach einer Viertelstunde vernahmen wir Motorengeräusche, die sich schnell näherten. Ich blickte durch mein Fernglas und machte einen großen Van aus, der die Straße entlangraste. Emma wollte ihnen bereits



zuwinken, als ich sie am Ärmel packte und über die Leitplanke zurück ins Gebüsch sprang.

»Das sind nicht Jamiah und die anderen«, flüsterte ich und duckte mich.

»Was?« Emma warf sich auf den Boden und kroch mit Cleo unter einen Strauch.

Der Wagen wurde langsamer, bis er unweit von uns zum Stehen kam. Eine Frau und ein Mann mittleren Alters stiegen aus und sahen sich hektisch um.

»Sind sie weg?«, fragte er und humpelte zum Kofferraum.

»Ich glaube ... Beeil dich!«, entgegnete die Frau.

Sie wühlten herum, zogen einen Reifen heraus und legten ihn neben den Wagen. Ich entdeckte einen geplatzten Vorderreifen, von dem kaum etwas übrig geblieben war. Eilig kniete sich der Mann auf den Boden und begann mit einem Drehkreuz die Schrauben

herauszudrehen, ehe ich weitere Motorengeräusche vernahm.

»Sie kommen! Schnell, beeil dich!«, kreischte die Frau.

Mit zitternden Händen faltete er einen kleinen schwarzen Wagenheber auseinander und stellte ihn unter das Auto.

»Martin, lauf!«, schrie sie und rannte los.

Das andere Fahrzeug, ein bulliger Geländewagen mit aufgemalten Zähnen und Augen, rauschte mit halsbrecherischer Geschwindigkeit heran und hielt auf die beiden zu.

»Da, ins Gebüsch«, rief der Mann und zeigte genau in unsere Richtung.

»Nein, nein, nein«, flüsterte ich und kroch hastig zurück.

Der Wagen kam ruppig zum Stehen, und fünf bis an die Zähne bewaffnete Gestalten sprangen auf die Straße. Sofort eröffneten sie das Feuer und schossen die beiden nieder.

Kaum drei Meter von mir entfernt ging die Frau zu Boden. Mit letzter Kraft kroch sie auf die Leitplanke zu und blickte mir in die Augen. Die Gruppe schrie und grölte, lachte und freute sich lautstark.

»Haben wir dich, Schlampe«, plärrte einer und zog die Frau an den Haaren hoch.

»Bitte, wir haben euch alles -«

Bevor sie den Satz beenden konnte, steckte der Mann ihr die Pistole in den Mund und drückte ab.

Ich schloss die Augen und presste die Lippen zusammen. Erneut fielen Schüsse, dann herrschte Ruhe.

»Sind sie tot?«, fragte eine helle Frauenstimme.

Zweimal knallte es, dann lachte jemand.  
»Sowas von tot.«

»Los, nehmt den Wagen!«, befahl einer der Männer.

»Der Reifen ist platt«, entgegnete ein

anderer.

»Was? Hm ... Ach, vergesst es, wir kommen später wieder.«

Die Gruppe stieg zurück in den Wagen und wendete.

Viele Minuten vergingen, ehe Emma und ich uns trauten, aus unserem Versteck zu kriechen.

»Adrien, wir müssen weg hier! Komm!«

»Und was wird aus dem Wagen? Er läuft, ich muss nur den Reifen wechseln.«

Emma sah mich ängstlich an. »Hast du nicht gehört? Die Typen wollen wiederkommen!«

»Bleib hinter der Leitplanke und halte Ausschau. Wenn du etwas hörst oder siehst, rennen wir zurück ins Gebüsch.«

Sofort begann ich, den Wagenheber hochzukurbeln. Mir war klar, dass nicht nur Menschen die Schüsse gehört haben könnten.

Wir fuhren in die entgegengesetzte Richtung,

aus welcher der Geländewagen gekommen war, und hielten verdeckt in einer Parkbucht. Irgendwann bemerkte ich im Rückspiegel einen kleinen blauen Fleck, der langsam größer wurde. Ich spähte durch mein Fernglas und stöhnte erleichtert.

Emmas Magen rumorte, auch ich fühlte mich, als würde mein Hunger mich von Innen auffressen. Das bisschen Babynahrung würde nicht lange reichen, und so mussten wir die Augen nach allem offen halten, was noch keine Füße bekommen hatte und genießbar aussah. Andererseits dürfte es echte Füße haben, sofern es die eines Tieres waren. Der Tag neigte sich dem Ende entgegen; die Sonne hüllte die Landschaft in einen gold-roten Schein und der Mond machte sich bereit, an ihre Stelle zu treten. Wir fuhren von der Landstraße ab und suchten uns einen abgelegenen Ort, an dem wir über Nacht bleiben konnten. Auf einem Kiesweg nahe eines kleinen Waldstücks stellten wir unsere Wagen ab und stiegen aus.

»Sollen wir nicht lieber auf der Straße bleiben?«, fragte Milena verunsichert. »Der Wald macht mir irgendwie Angst.«

»Entweder Zombies im Wald oder Gangster auf der Straße. Du bist nirgendwo sicher«, warf Patrick ein und zündete sich eine Zigarette an.

»Adrien, wie viele Gläser habt ihr?«, fragte Jamiah und rieb sich hungrig den Magen.

Ich kramte meinen Rucksack hervor und öffnete den Reißverschluss. »Es reicht für eine Mahlzeit, zwei, wenn wir damit sparsam umgehen.«

Wir verschlangen den pürierten Brei und machten es uns in unseren Wagen gemütlich.

Ich konnte nicht schlafen. Wenn alles gut ginge, wären wir morgen am Ziel. Dann sollte sich herausstellen, auf wen, oder besser gesagt, auf *was* ich treffen würde.

Ruhelos drehte ich mich auf dem zurückgelehnten Sitz hin und her. Cleo hatte den Kopf auf einer Pfote abgelegt und blinzelte mich an, Hayley schlief neben ihr und atmete friedlich. Ich blickte zu den Sternen und spürte, wie meine Augenlider schwerer und schwerer wurden.

Irgendwo knackte ein Ast. Schlagartig riss ich die Augen wieder auf. Cleo hob den Kopf und blickte angestrengt durch die Fenster. Noch mehr Äste knackten.

Energisch rüttelte ich an Emma. »Emma, wach auf!«

»Stinker?«, entgegnete sie verschlafen.

»Vielleicht.«

Sie nahm ihr Gewehr, in dem nur noch wenige Patronen verblieben waren, entsicherte es und breitete ihre Jacke über Hayley aus. Da Cleo nichts anzeigte, wurde ich unsicher. Sind es Menschen? Was, wenn sie uns entdecken? Dabei haben wir uns



doch extra weit abseits von der Straße hingestellt ...

»Wir müssen den anderen Bescheid geben«, flüsterte Emma.

»Wie?«

»Drück auf die Hupe.«

Ehe wir Zeit hatten, etwas zu unternehmen, war bereits das leise Knurren und Gurren von Zombies zu hören. Ich zog Cleo an mich heran und hielt ihre Schnauze zu. Nur noch das Klopfen meines Herzens durchdrang die Stille. Vorsichtig hob ich den Kopf und schielte aus dem Fenster. In der Dunkelheit entdeckte ich zahlreiche Schatten aus dem Wald auftauchen. Unbeholfen trotteten sie vor sich her und hielten direkt auf die Autos zu. Meine Finger wanderten langsam zum Schlüssel und warteten auf den Befehl, ihn umzudrehen.

»Vielleicht bemerken sie uns nicht«, wisperte ich.

Als die Zombies unsere Wagen erreichten, duckte ich mich und zog den Rucksack über mein Gesicht, während Emma sich unter meiner Jacke versteckte. Mein Körper begann zu zittern; ich atmete meine eigene warme, verbrauchte Luft ein. Immer mehr Zombies mussten aus dem Wald auftauchen, denn das Knacken und Brechen der Äste nahm zu. Sekunden wurden zu gefühlten Stunden, die sich wie eine Unendlichkeit dahinzogen.

Ein Zombie stieß gegen unseren Wagen – die Luft blieb mir im Hals stecken. Cleo spannte den Körper an, doch ich hielt sie fest umschlossen. Mein Herz wummerte jetzt so laut, dass ich es als gewaltiges Dröhnen in den Ohren wahrnahm.

Schreie.

»Was zum ...? Ach du meine Fresse!«, rief Patrick im anderen Wagen.

Zombies brüllten und schlugen

besinnungslos gegen die Scheiben.

»Verdammer Mist!«, fluchte ich und pfefferte den Rucksack zur Seite.

Wie ein Hornissenschwarm umringten die Zombies das Auto der anderen und hatten es schon bald vollkommen umstellt. Eine Scheibe klirrte. Ich drehte den Schlüssel um und hupte, legte den Rückwärtsgang ein und gab Gas. Der Großteil der Zombies wandte sich ab und folgte uns. Unterdessen ließ auch Jamiah den Motor an und versuchte sich zu befreien, doch einer der Zombies geriet unter den Wagen und blockierte die Reifen. Milena strampelte mit den Beinen, um die Gestalten davon abzuhalten, ins Wageninnere zu gelangen. Ich wechselte in den Vorwärtsgang und hielt auf die Zombies zu, schrammte an der Beifahrertür vorbei und riss dutzende mit. Trotzdem schaffte es einer von ihnen durchs Fenster; der Wagen schaukelte wild hin und her, dann fiel ein Schuss.

»Die kommen nicht weg«, rief Emma und zielte mit dem Gewehr auf einen Zombie, der sich gerade durch ein Fenster zwängte. Sein Blut spritzte durch den Innenraum des Wagens, dann rutschte er zurück auf die Straße.

»Übernimm das Steuer!« Ich hangelte mich nach hinten auf die Rückbank und hob Hayley auf den freigewordenen Beifahrersitz. »Bring mich nahe genug an sie heran!«

Die Kieselsteine kreischten, als Emma eine Vollbremsung machte. Blitzschnell schleuderte ich die Tür auf, rammte einem Zombie mein Messer ins Auge, brach einem weiteren das Genick und befreite Jamiahs Wagen. Dann sprang ich zurück ins Auto, Emma gab Gas und raste davon.

Einige Kilometer später hielten wir auf einem Seitenstreifen und stiegen aus. Milena war außer sich, weinte und schrie. Megan

versuchte sie zu beruhigen, aber sie hörte gar nicht zu. Die anderen saßen mit kreidebleichen Gesichtern daneben und schwiegen.

»Was war denn das? Wo kamen die auf einmal her?« Jamiah fuhr sich über die Stirn, betrachtete seine blutigen Hände und wischte sie sich an der Hose ab.

»Ist jemand verletzt?«, fragte Emma.

Chrissy schüttelte den Kopf. »Megan, Milena – bei euch alles in Ordnung?«

»Ja ... alles in Ordnung. Das war nur ... etwas zu viel.« Megan lehnte sich in den Sitz zurück und atmete schwer aus.

Patrick schnalzte mit der Zunge. »Was lernen wir daraus? Nie wieder nahe einem Wald. Lieber auf der Straße -«

»Dort ist's auch nicht sicherer«, warf Megan ein. »Drüben in England wurde ich so oft überfallen, dass ich gar nicht mehr mitzählen kann. Und es blieb nicht nur bei

Wasser und Essen ...« Sie blickte bedrückt zu Boden, eine blonde Strähne fiel ihr ins Gesicht. »Da draußen gibt es so viel Abschaum, der nur darauf wartet, eine wehrlose Frau zu finden. Sie schrecken auch nicht davor zurück, dafür eine ganze Gruppe kalt zu machen.«

Weite Felder umgaben uns, von Häusern keine Spur. »Sollen wir für die restliche Nacht hier bleiben?«, fragte ich.

Die anderen nickten.

Es wurde warm im Wagen. Die Luft war schlecht, und ich spürte, wie mein Hemd an meinem Körper klebte. Ich öffnete die Augen und streckte meine müden Glieder. »Was würde ich jetzt für eine kalte Dusche geben.«

Emma war bereits wach und betrachtete Hayley, die auf der Rückbank etwas zeichnete. Leider waren ihr nur zwei Stifte geblieben, ein blauer Kugelschreiber und ein

angenagter Bleistift, doch das hinderte sie nicht daran, voller Leidenschaft etwas aufs Blatt zu bringen.

»Wenn wir heute nach Hause kommen, bekommst du ganz viele Stifte«, sagte ich und lächelte.

Hayley hielt inne und sah mich neugierig an. »Wo ist ›nach Hause‹?«

»Das ist dort, wo ... wo ...« Ich seufzte. Ja, wo ist es eigentlich? Was werde ich finden, wenn ich endlich *zu Hause* bin? Und was ist ein zu Hause? Macht das Gebäude an sich ein zu Hause aus, oder sind es die Erinnerungen? Oder die Menschen, die darin leben? »Wo meine Familie wohnt«, sagte ich schließlich.

»Wohnen sie auch bei meiner Mama?«

Ich schluckte. *Ich hoffe nicht*, wollte ich sagen, verkniff mir aber eine Antwort.

Emma öffnete ihren Rucksack und breitete

den letzten Rest unserer Vorräte auf der Motorhaube aus.

Patrick machte ein langes Gesicht. »Das ist alles?«

Jamiah nickte. »Besser als nichts. Wenn wir heute nichts finden, müssen wir Lose ziehen, wen wir zuerst verspeisen.«

Chrissy kniff ihm in die Seite und kicherte. »Dann bist du aber der Erste ...«

Wir teilten die Dosen und Gläser auf und setzten uns auf die Motorhaube.

»Was ist mit Milena?«, fragte ich und nahm einen Löffel vom Erbsenpüree. »Hat sie keinen Hunger?«

»Sie schläft noch.« Chrissy drehte sich um und blickte in den Wagen. »Der Vorfall letzte Nacht hat sie ziemlich mitgenommen.«

»Vielleicht bringt sie ein Happen wieder auf die Beine.« Ich rutschte von der Motorhaube und öffnete leise die Hintertür. Milena schlief tief und fest.



»Hey, ähm, ich habe hier etwas Erbsen ... magst du was?«, fragte ich und wartete, bis ich meine Frage nach einem lauten Räuspern wiederholte.

Wieder reagierte sie nicht.

Behutsam stupste ich sie an und beugte mich über sie. »Milena, alles okay?« Ihre Augen waren geschlossen, ihr Brustkorb hob sich nicht. »Milena? Hey, Milena!« Ich schüttelte sie, bis sich schlagartig ihre Augen öffneten. Blutunterlaufen und mit leerem Ausdruck starrten sie mich an. »Oh, fuck!« Ich stolperte rückwärts aus dem Wagen, im nächsten Moment sprang Milena schon heraus und stürzte sich auf mich. Sie entblöste die Zähne und schnappte nach mir. Ich würgte sie und drückte ihren Hals zusammen, bis stinkendes Blut schwallartig neben mich auf den Boden schoss. Im Augenwinkel entdeckte ich einen Stein; fieberhaft tastete ich mich an ihn heran, hob

ihn auf und schlug auf Milenas Kopf ein. Als die anderen ums Auto gelaufen kamen, gab sie keinen Ton mehr von sich. Mit eingeschlagenem Schädel stieß ich sie von mir runter und zwang mich auf die Beine.

»Was zum ...« Megan drehte sich weg und stützte sich auf die Knie, als ob sie sich übergeben wollte.

»Bist du verletzt?«, fragte Emma besorgt und musterte mich von Kopf bis Fuß.

Zögerlich schüttelte ich den Kopf. »Nein ... nein, ich glaube nicht.«

Ein kleines, hölzernes Kreuz kennzeichnete die Stelle, an der wir Milenas Körper begruben. Jamiahs Wagen hatten wir vor wenigen Kilometern mit einem geplatzten Kühlerschlauch stehen gelassen und saßen nun in dem Van, der gerade groß genug für uns war. Eine lastende Stille hatte sich ausgebreitet, in der jeder mit seinen

Gedanken zu kämpfen hatte.

»Vielleicht ist es besser so«, meinte Chrissy irgendwann.

Für einen kurzen Augenblick schielte ich durch den Rückspiegel, blickte dann wieder wortlos auf die Straße.

»Milena hat jeden Menschen auf dieser Welt verloren, der ihr etwas bedeutet hat. Und um ehrlich zu sein, nach Wesleys Tod hatte sie schon aufgegeben, glaube ich.«

Wir schwiegen.

Endlose Weizenfelder zogen an uns vorbei, die sich gierig der Sonne entgegenstreckten, weite Mohnfelder, die mit ihren roten Blüten anmutig im Wind tanzten, und prächtige Bäume, die voller Stolz ihre Blätter präsentierten und ihren kleinen gefiederten Freunden ein zu Hause boten. Und wir kamen an den alten Schlachtfeldern vorbei. Hügelige Landschaften erinnerten an die Bombenkrater, in denen abertausende

Menschen sinnlos ihr Leben ließen. Dort, wo sich vor hundert Jahren junge Männer und Kinder erbitterte Stellungskämpfe um wenige Meter lieferten. Fehlgeleitet von der Gesellschaft, von falschen Vorstellungen, Lügen oder falschem Stolz. Sie erschossen Menschen, obwohl die auf der anderen Seite genauso dachten und fühlten wie sie selbst. Ich fragte mich, was das für eine Zeit sein musste, als ein Weltkrieg ausbrach und die Soldaten, die anfangs so voller Freude in den Krieg zogen, in den Schützengräben kaum mehr als drei Wochen überlebten. Was waren ihre letzten Gedanken? Waren sie noch voller Freude? Oder wollten sie bloß raus aus der Hölle? Vielleicht muss man die Hölle erst gesehen haben, um zu wissen, dass man dort nie wieder hin will.

Hier, in dieser Welt, hatte ich sie gesehen.

Unterwegs hielten wir an verlassenen Fahrzeugen und zapften das Benzin ab, fanden Kanister und befüllten auch diese. Einmal stießen wir sogar auf einen Paketwagen, der eine unverhoffte Überraschung für uns bereithielt: verspätete Weihnachtspost voller Schokolade, Pralinen und Lebkuchen. Nichts, was lange satt machte, aber für den kleinen Hunger mehr als genug.

Ich kniff die Augen zusammen und stieg vom Gaspedal. »Was ist denn ...«

»Adrien, halt an!«, rief Chrissy.

Vor uns torkelte eine blutüberströmte junge Frau mitten auf der Fahrbahn entlang und hielt sich den Bauch. Als sie uns entdeckte, streckte sie einen Arm aus und winkte

hilflos.

»Wurde sie gebissen?«, fragte Megan.

»Möglich ...« murmelte ich und ließ den Wagen ausrollen.

»Dann können wir nichts mehr für sie tun.« Patrick schnaufte.

Emma runzelte die Stirn. »Vielleicht hat sie sich auch nur irgendwo verletzt ...«

»Halt an, ich gehe raus und frage, was passiert ist.« Chrissy zupfte an meinem Ärmel.

Doch ich dachte gar nicht daran. Ich drückte das Gaspedal durch und hielt auf die Frau zu.

»Adrien, was machst du?!« Jetzt kreischte auch Megan.

»Mann, willst du sie überfahren?« Jamiah beugte sich zu mir vor.

Unbeirrt hielt ich das Lenkrad fest.

»Duckt euch!«, rief Emma und presste sich in den Sitz. Mit Vollgas bretterten wir die

Straße entlang; im letzten Moment hechtete die Frau zur Seite, aber sie war zu langsam. Der Kotflügel erfasste sie und schleuderte sie zur Seite. Leblos blieb sie liegen.

»Hast du den Verstand verloren?!«, brüllte Chrissy, ehe mehrere Gestalten vor uns aus dem Feld sprangen und den Wagen mit Ziegelsteinen und Mülltonnen bewarfen. Ich wirbelte das Lenkrad herum und entdeckte ein Nagelbrett, das über die Straße ausgebreitet worden war.

»Festhalten!«, rief ich und versuchte auszuweichen – vergeblich.

Es gab einen lauten Knall, und im nächsten Moment donnerten wir durchs Weizenfeld. Der Wagen rumpelte hin und her, wurde langsamer und drohte steckenzubleiben. Einige hundert Meter weiter hinten kamen wir wieder auf der Straße zum Vorschein. Ein Reifen war platt und wummerte lautstark.

»Verdammt! Woher wusstest du, dass das ein Hinterhalt ist?«, rief Jamiah und blickte zurück.

»Emma und ich haben die Frau schon einmal gesehen ...«

»Was?! Wo?«

»Wir haben eine Gruppe von Kriminellen beobachtet, wie sie ein anderes Paar kaltblütig erschossen haben. Die Frau gehörte zu ihnen«, erklärte Emma.

»Shit ...« Patrick kurbelte das Fenster runter und streckte den Kopf nach draußen.  
»Was machen wir mit dem Reifen?«

Ich blickte in den Rückspiegel. »Es ist noch nicht vorbei.« Der Geländewagen mit der Kriegsbemalung kam aus dem Feld geschossen und raste uns hinterher. »Haltet euch fest, wir nehmen einen Umweg.«

Als ein Feldweg auftauchte, riss ich das Lenkrad herum und jagte den Wagen über die holprige Schotterpiste. Unsere Verfolger



verschwanden in einer dichten Staubwolke, bis vor uns ein kleines Waldstück auftauchte. Ich zog die Handbremse an und machte eine Drehung, rollte hinter mehrere Büsche und Bäume und stieß die Tür auf.

»Los, kommt!«, rief ich.

Wir liefen zu einem kleinen Fluss, durchquerten ihn und blickten zurück. Es dauerte nicht lange, und der Geländewagen schoss an uns vorbei, ohne uns zu sehen. Sie folgten dem Weg und rasten in den Wald hinein.

»Sie werden bald merken, dass wir dort nicht sind«, vermutete Emma und legte sich das Gewehr um die Schulter.

Wir rannten ein kurzes Stück am Ufer entlang, sodass unsere Spuren vom Wasser verwischt wurden, kletterten dann einen Hang hinauf und verschwanden in einem Feld.

»Ohne Auto sind wir erledigt«, murrte

Patrick.

»Hör auf zu jammern«, entgegnete Jamiah und schubste ihn. »Wenn wir erst mal wieder auf der Straße sind, finden wir schon -«

»Pst!«, zischte Megan und duckte sich.

Ein Wagen näherte sich.

Sofort schmissen wir uns auf den Boden und spitzten die Ohren.

»Haben sie uns gesehen?« Chrissy drückte ein paar Grashalme zur Seite, um einen Blick aufs Auto zu erhaschen.

Ich zog mein Messer und machte mich bereit. »Das werden wir gleich herausfinden.«

Das Fahrzeug kam näher, wurde lauter und hielt in einiger Entfernung.

»Weit können die nicht gekommen sein!«, rief eine Stimme.

»Aber hier sind sie nicht ... ich habe doch gesagt, die sind noch im Wald«, wandte ein anderer ein.

»Los, steigt ein!«

Der Wagen setzte zurück und entfernte sich. Erst als wir nichts mehr hören konnten, wagten wir uns aus der Deckung. Weder von den Typen noch vom Geländewagen war etwas zu sehen. Geduckt liefen wir weiter durchs Feld, bis wir uns in Sicherheit wähnten. Häuser und Dächer ragten vor uns in die Höhe, kurz darauf erreichten wir eine Straße, die uns direkt in den nächsten Ort führte. Unablässig drehten wir uns in alle Richtungen und hielten Ausschau nach jeder verdächtigen Bewegung. In Gedanken rechnete ich fest damit, dass uns in dem Städtchen bereits der Geländewagen erwartete.

Dort angekommen, entdeckten wir am Ortseingang ein großes weißes Gebäude, dessen Fenster im Erdgeschoss mit Eisenstangen gesichert waren. Schnell stellte sich heraus, dass es sich dabei um eine

Polizeistation handelte, die von außen in ungewöhnlich gutem Zustand war. Wir duckten uns unter einer Schranke hindurch und folgten dem Weg zum Hintereingang.

»Sieht verlassen aus«, merkte Jamiah an.

»Das sind die Schlimmsten«, nuschelte Patrick und verzog misstrauisch das Gesicht.

Er sollte recht behalten. Als wir auf der Rückseite des Gebäudes ankamen, stockte uns der Atem. Überall zogen sich Blutspuren über den Asphalt, dazu leere Patronenhülsen und Magazine. Nahe einem ausgebrannten Autowrack lagen die Überreste eines Polizisten, an denen sich Krähen den Bauch vollschlugen; als sie uns bemerkten, flogen sie wild kreischend davon. Ein großer Müllcontainer blockierte den Hintereingang, der einen Spalt offen stand.

»Wer stellt so ein Ding vor die Tür? Und warum?«, fragte Patrick und schnippte seine Zigarette weg.

»Warum wohl ...« murmelte Emma.  
»Jemand wollte, dass die Tür zu bleibt.«

Ich seufzte. »Dann sollten wir daran nichts ändern.«

»Und wenn da Waffen drinnen sind? Wir können nicht weiter mit bloßen Fäusten kämpfen. Bisher hatten wir Glück, aber wie lange noch? Wenn diese Psychos mit dem bemalten Geländewagen wiederkommen, sind wir erledigt«, gab Jamiah zu Bedenken.

Ich schielte zu Emma, der anzusehen war, dass sie ebenfalls nur wenig Lust hatte, auch nur einen Fuß in das Gebäude zu setzen. Andererseits hatte Jamiah recht: Nur mit Messern bewaffnet war es lediglich eine Frage der Zeit, bis wir draufgehen würden.

Vorsichtig näherten wir uns der Tür und inspizierten den Container. Er hatte vier Eisenrollen, die von Rost zerfressen waren, was darauf hinwies, dass er schon lange nicht mehr bewegt worden war. Ich nickte

den anderen zu, dann stemmten wir uns dagegen und versuchten, ihn zur Seite zu schieben. Doch schon nach wenigen Zentimetern quietschte das Ding so laut, dass uns die Angst überkam, wir könnten den gesamten Ort aufschrecken.

»Wenn wir den Container immer nur kurz anschieben, vermeiden wir den größten Lärm«, schlug ich vor.

Wir drückten weiter, bis der Spalt breit genug war.

»Adrien ...« Hayley zupfte an meiner Hose.

Ich sah zu ihr hinunter und lächelte. »Du brauchst keine Angst haben, da drinnen passiert dir nichts.«

Sie schüttelte den Kopf. »Schau mal ...« Sie zeigte auf Cleo, die wiederum konzentriert in eine Richtung starrte. Und als ich ihrem Blick folgte, bemerkte ich unzählige Gestalten, die um die Ecke des

Gebäudes torkelten.

»Schnell, rein da«, flüsterte ich, aber im selben Augenblick erspähten uns auch die Zombies. Sofort begannen sie zu schreien und rannten auf uns zu. Hastig quetschten wir uns durch den Spalt, zogen die Tür hinter uns zu und blockierten sie mit einer Feuerwehrraxt.

»Verdammt, was machen wir jetzt?« Megan fuhr sich die blonden Haare aus dem Gesicht.

»Vielleicht kommen wir auf der Vorderseite wieder raus«, meinte Emma.

»Und die Waffen?« Patrick machte große Augen.

Ich öffnete eine weitere Tür und winkte die anderen hindurch. »Dann los, wir müssen uns beeilen.«

In dem einfallenden Licht wirbelte der Staub durch die Luft und segelte wie in Zeitlupe zu Boden. Fünf Treppen brachten

uns hoch in die Haupthalle, links und rechts von uns trennten sich Wege und vor uns führten Treppen einen Stock höher und tiefer.

»Und jetzt?«, flüsterte Megan.

»Ich sehe mich im linken Flügel um, Patrick im rechten, Emma und Chrissy im oberen und Adrien nimmt den Keller«, schlug Jamiah vor.

»Was wird aus mir?«

»Du bleibst mit Hayley hier und warnst uns, wenn du irgendwas hörst oder siehst.«

Megan verzog den Mund – aber was sollte ich erst sagen?

»Sollen wir nicht lieber zusammenbleiben?«, fragte Emma skeptisch.

Patrick schnalzte mit der Zunge. »Das dauert zu lange.«

»Mach dir keine Sorgen, das Grauen wartet ohnehin immer im Keller«, warf ich ein und rang mir ein Lächeln ab. Ich drückte Emma einen Kuss auf die Lippen und ging



auf die Treppe zu. Langsam stieg ich die ersten Stufen hinab, knipste meine Taschenlampe an und leuchtete in das alles verschlingende Nichts. Mein *Treppen-Trauma* war noch nicht überwunden und eigentlich hatte ich mir geschworen, niemals wieder einen Fuß in ein verlassenes Treppenhaus zu setzen. Aber die Aussicht auf einen schönen ruhigen Keller, in dem ganz bestimmt nur eine Gruppe von Rentnern gerade ihre alltägliche Runde Bingo spielte, konnte mir keine Angst einflößen.

Das Schreien der Zombies von draußen riss mich aus meinen Gedanken. Ich hatte nicht viel Zeit, entweder ich würde hier unten sterben oder da draußen. Stufe für Stufe ließ ich hinter mir und gelangte immer tiefer in den Keller. Ich leuchtete auf ein Schild und verstand etwas von Gefängniszellen. Na großartig. Auch so flößten mir Verbrecher genügend Angst ein,

ich brauchte sie nicht noch als Zombies. Eine vollkommene Dunkelheit umgab mich, als ich die letzte Stufe erreichte. Hier unten hörte ich auch nichts mehr von den anderen, es gab nur noch mich und die Finsternis. Meine Taschenlampe leuchtete mir treu den Weg, dennoch spielte mein Kopf verrückt. Überall bildete ich mir entstellte, blutige Gesichter von Zombies ein. Ich drang weiter vor und entdeckte einen Gefängnisblock. Ob sie dort die Waffen lagern? Vermutlich nicht. Mein Weg führte mich in die andere Richtung, wo ich auf mehrere verschlossene Türen stieß.

Das Blut sackte mir in die Füße, als ich mir vorstellte, was mich dahinter alles erwarten könnte. In Gedanken rechnete ich mit nicht weniger als King Kong persönlich. Ich atmete tief ein, hob mein Messer, griff nach der Türklinke – und drückte sie langsam herunter. Ein kleiner Abstellraum tat

sich vor mir auf, in dem allerlei Gerümpel lagerte: Eimer, Besen, Putzmittel. Erleichtert schloss ich wieder die Tür und stellte mich vor die nächste. Ein großer dunkler Raum wurde im Schein der Taschenlampe sichtbar. Dort entdeckte ich zahlreiche Spinde, Schränke und Sitzbänke: ein Umkleideraum.

Vor der letzten Tür holte ich noch einmal tief Luft, blickte hinter meinen Rücken – und trat ein. Ein Stück, dessen Ursprung möglicherweise menschlicher Natur war, fiel mir sofort auf. Es war eingelegt in eine gelbliche Brühe und musste dort schon lange vor sich hin gammeln. Ich war auf ein wahres Gruselkabinett gestoßen, besser bekannt als Asservatenkammer. Ich leuchtete zwischen den Regalen hindurch, verspürte aber keinerlei Verlangen, auch nur einen Schritt weiter in den Raum vorzudringen. Schnell schloss ich auch diese Tür und schlich zurück zu den Treppen. Gerade als

ich wieder nach oben gehen wollte, entdeckte ich am Ende des Gangs eine weitere Tür. Sie lag nahe den Gefängniszellen, und auf der Tür entzifferte ich etwas, das so viel bedeutete wie *Waffenkammer*. Schöner Mist. Warum ausgerechnet dort? Ich wollte nach den anderen rufen, aber irgendetwas in mir schnürte mir die Luft ab und riet mir, mich lieber ruhig zu verhalten.

Langsam folgte ich dem Gang und versuchte dabei, so weit in der Mitte zu gehen wie möglich. Links und rechts von mir waren ein paar Zellen, deren Türen Gott sei Dank verschlossen waren. Auf Zehenspitzen näherte ich mich dem Ende des Gangs, bis ich eine geöffnete Zelle entdeckte, aus der sich eine Blutspur herauszog und im Gang verlief. Mein Herz blieb stehen und meine Beine weigerten sich, auch nur einen Schritt weiterzugehen. Aber mir blieb keine andere

Wahl – wer wusste schon, wie wenig Zeit uns noch verblieb, ehe die Zombies in das Polizeigebäude eindringen würden.

Ich atmete schnell und flach und hielt das Messer wie ein Schutzschild vor mich. Die Waffenkammer stand offen – und am Türgriff klebte Blut. Meine Gänsehaut drohte zum Reibeisen zu werden. Ich streckte meine Hand aus und drückte gegen die dicke Stahltür. Wie in Zeitlupe schob ich sie auf, erst ein kleines Stückchen, dann noch eins und noch eins. Aufgeregt schwenkte ich die Taschenlampe hin und her und entdeckte Waffenstände voller Sturmgewehre. Ich leuchtete den Rest des Raumes aus – und atmete erleichtert auf. Er war leer. Schnell nahm ich genügend Gewehre an mich und hängte sie mir um die Schulter, stopfte meinen Rucksack voller Munition, griff nach Pistolen und steckte sie in meinen Gürtel.

Als ich vor lauter Waffen und Munition

kaum noch stehen, geschweige denn gehen konnte, beschloss ich, den Raum wieder zu verlassen. Auf einmal vernahm ich ein leises Schleifgeräusch. Ich fuhr herum und blieb wie versteinert stehen. Nichts. Aber das Geräusch kam näher wie ein nasses Etwas, das langsam aus einem Brunnen emporstieg. Ich nahm ein Gewehr vom Rücken, lud es durch und wartete ... und wartete. Was auch immer es war, es musste jetzt ganz nah sein – ich konnte es förmlich spüren. Doch im Schein meiner Lampe tauchte nichts auf. Rückwärts näherte ich mich der Wand, drückte mich in eine Ecke und krallte meinen Finger fest um den Abzug.

Krrrsch, Krrrsch.

Oft hatte ich mich gefragt, was wohl mein letzter Gedanke sein würde, kurz bevor ich sterbe. Dann war ich mir sicher, dass er Emma und Cleo galt, vielleicht auch meiner Familie. Aber jetzt war es nur ein einziger

Gedanke: Warum bist du Idiot in den Keller gegangen?!

Das Geräusch verstummte für einen Moment.

Ich hielt die Luft an.

Plötzlich wurde es schneller und schneller. Im Bruchteil einer Sekunde tauchte eine blutige, eitrige Hand auf, die sich über den Boden zog. Dahinter kam ein fauliger Kopf und Körper zum Vorschein, gefolgt von zertrümmerten Beinen. Es schrie nicht, gurgelte nur und sperrte das Maul auf. Voller Panik drückte ich ab, doch der Zombie kroch so schnell, dass ich seinen Kopf verfehlte. Er schnappte nach meinen Beinen, holte erneut aus und erwischte meinen Schuh. Ich versuchte noch zur Seite zu springen, stolperte aber und knallte gegen eine Holzbank. Mein Gewehr rutschte bis ans andere Ende des Raumes und lag nun unerreichbar von mir entfernt. Ich drehte

mich um und sah die blutige Kreatur mit beängstigender Geschwindigkeit auf mich zurobben. Mit einem Satz rettete ich mich auf die Holzbank, nahm ein weiteres Gewehr vom Rücken und verschoss ein ganzes Magazin. Am Ende blieb von dem Zombie nicht mehr übrig als ein Küchensieb ... in einer riesigen Blutlache.

»Beeilt euch!«, hörte ich Megan von oben schreien.

Ich hob das andere Gewehr auf, sprang über die Kreatur und lief zwischen den Gefängniszellen hindurch. Wie aus dem Nichts schossen mir Arme ins Gesicht. Haarscharf wich ich ihnen aus, drehte mich um und drückte ab. Gefängnisinsassen verlangten nach ihrer Ration Essen, doch leider musste ich sie enttäuschen – heute stand nur Blei auf dem Speiseplan.

Der Rest der Gruppe erreichte zeitgleich mit mir die Haupthalle, wo ich ihnen Waffen



und Munition in die Hand drückte.

»Los, es werden immer mehr«, rief Megan und lief mit Hayley zum Vordereingang.

Dort tat sich bereits das nächste Problem auf: Die Tür war verschlossen.

»Zur Seite!« Jamiah zielte aufs Schloss. Aber entgegen seiner Vermutung zeigten auch mehrere Salven keinerlei Wirkung. »Verfluchte Scheiße!«, rief er und trat mehrmals gegen die kugelsichere Tür.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Chrissy und ließ die Waffe sinken.

»Zurück zum Hintereingang«, erwiderte Emma und rannte in die Haupthalle.

Wir stellten uns vor der Tür auf und brachten die Sturmgewehre in Anschlag.

Ich setzte Hayley neben der Tür ab und rief Cleo zu mir. »Cleo, bleib bei Hayley!« Sie erwiderte den Befehl mit einem aufmerksamen Blick und stellte sich vor das kleine Mädchen. »Und du hältst dir die

Ohren zu und schließt die Augen, in Ordnung?«

Hayley nickte wild.

»Seid ihr bereit?« Jamiah griff nach der Axt, die noch immer die Tür blockierte. Ehe wir antworten konnten, zog er sie weg und machte einen Satz nach hinten.

Im nächsten Moment entfachten wir ein Gewitter aus Gewehrkugeln, die mit tödlicher Geschwindigkeit in ihr Ziel eindrangen. Unzählige Zombies drängten sich an dem Container vorbei und behinderten sich gegenseitig. Wohin ich auch blickte, überall spritzte Blut, und Teile, die einst zu Menschen gehörten, flogen durch die Luft. Vor dem Eingang stapelten sich die leblosen Körper immer höher, Zombies versuchten den Leichenberg zu überwinden und stürzten getroffen zu Boden.

»Stopp!«, rief ich und gab den anderen ein Zeichen, eine Feuerpause einzulegen.

Wir ließen die Waffen schweigen und warteten ab. Irgendwo grunzten Zombies, Arme und Beine bewegten sich, aber keiner machte noch Anstalten, ins Gebäude einzudringen. Schritt für Schritt näherten wir uns der Tür, töteten sich noch bewegende Zombies mit unseren Messern und begannen, die Leichen wegzuziehen.

Schreie hallten durch den Ort.

»Beeilt euch!«, rief Emma und zog einen Zombie an seinem Fuß zur Seite.

So schnell wie möglich räumten wir den Eingang frei und liefen nach draußen.

»Wohin?« Megan blickte sich panisch um.

»Aus der Stadt! In den Feldern werden wir sie abhängen«, rief Emma.

Irgendwann, wir lagen im hohen Gras und rangen nach Luft, verstummten die Schreie.

Jamiah jubelte leise. »Mann, das war genau nach meinem Geschmack.«

»Wir wären beinahe draufgegangen«,

entgegnete Chrissy und warf ihm einen finsternen Blick zu.

»Nie wieder – und mit nie wieder meine ich, so lange ich lebe – setze ich einen Fuß in einen Keller. Und Treppenhäuser sind auch gestrichen.« Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und atmete tief durch.

»Was war da unten los bei dir?«, wollte Emma wissen.

»Ein paar Gefängnisinsassen hatten etwas dagegen, dass ich mich an den Waffen bediene.«

»Bei mir war alles leer«, sagte Jamiah.

Chrissy grinste. »Bei uns auch. Aber die hier haben wir mitgenommen.« Sie zog einen Haufen Funkgeräte hervor und überreichte sie uns. »Könnten ganz nützlich sein ...«

Wir folgten der Landstraße nun schon für einige Zeit, bis ein ausgebleichenes Schild am Wegesrand eine Käserei ankündigte.

»Mann, was würde ich jetzt für ein saftiges Steak geben«, sagte Jamiah und rieb sich den Bauch.

»Da gibt's Käse, keine Steaks«, brummte ich in meinen Bart.

Er lachte. »Ist doch egal, kommt ja immerhin beides von 'ner Kuh.«

Chrissy rollte mit den Augen und seufzte.

Natürlich rechneten wir nicht damit, dass noch irgendwo Käse herumliegen würde, dennoch wollten wir die Chance nicht ungenutzt lassen und bogen auf die langgezogene Einfahrt ab. Wir kamen an abgeäunten Koppeln und Wiesen vorbei und gelangten schließlich zu einer großen Farm, die ihre besten Tage schon lange hinter sich hatte. Ein Wasserturm lag umgestürzt am Boden und rostete vor sich hin, der Dachstuhl einer Scheune war bis auf die Balken abgebrannt.

Aufmerksam näherten wir uns der

Eingangstür der Farm und sicherten uns gegenseitig ab: Die einen zielten auf die Fenster, die anderen behielten die Umgebung im Blick. Patrick hämmerte gegen die Tür und drückte sein Ohr gegen das alte, morsche Holz. Nach einer Weile verzog er den Mund und schüttelte den Kopf. Wir nickten uns zu, dann öffnete Patrick die Tür. Ein schmaler Flur, auf dessen Boden sich ein dunkelgrüner Teppich entlangzog, wurde im Sonnenlicht sichtbar; eine alte Treppe aus dunklem Holz führte einen Stock höher.

Ich kniete mich auf den Boden und blickte Hayley tief in die Augen. »Du bleibst hinter Emma! Und wenn du etwas siehst, dann schrei, so laut du kannst – versprochen?«

»Versprochen«, piepste sie und reichte mir ihren kleinen Finger.

Ich lächelte und hakte meinen in ihren ein.

Wir schlichen den Flur entlang, der am Ende um eine Ecke bog und sich in mehrere

Türen aufteilte. Der erste Raum, den wir betraten, war ein geräumiges Wohnzimmer, das mich an alte Hütten erinnerte, die ich sonst nur aus nostalgischen Filmen über Bergvölkchen der Alpen kannte. Eine lange Eckbank mit grauem Sitzbezug stand um einen Holztisch, über dem ein alter Kronleuchter hing, und an den Wänden hingen Landschaftsgemälde, die vermutlich die Farm zeigten, wie sie früher ausgesehen hatte. Ein kleiner Kamin mit glatten grünen Kacheln musste für die Wärme in dem Haus gesorgt haben, und als wir weiter gingen, waren wir bereits in der Küche. Ein Messer lag auf dem Tisch, fast so, als hätte es gerade noch jemand benutzt. Ich fasste über die Klinge – tatsächlich. Was auch immer damit geschnitten wurde, es konnte nicht lange her sein, denn die Reste auf der Klinge waren noch ganz weich.

»Wir sind nicht allein«, flüsterte ich.

Vorsichtig bewegten wir uns durch die Küche. Porzellanteller mit blauen Motiven verweilten in Regalen an den Wänden, daneben waren Becher aus Holz fein säuberlich aufgereiht. Vor den Fenstern hingen Vorhänge in gebrochenem weiß, die von Klammern in Herzform zusammengehalten wurden. Ich hörte eine Holzdiele knarzen, drehte mich um und blickte in den Lauf einer doppelläufigen Schrotflinte. Dahinter stand ein hagerer Mann, der uns lautstark anbrüllte, doch ich verstand kein Wort. Hilflos sah ich ihn an und zuckte mit den Schultern.

»Keinen Schritt weiter!«, knurrte er in holprigem Englisch.

Er trug ein verwaschenes blau kariertes Hemd, grüne Gummistiefel und eine zu weite Stoffhose. Mit seinem Bart erinnerte er mich an den früheren amerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln, seine welligen Haare



machten das ungewollt erheiternde Erscheinungsbild komplett.

»Wir haben keine bösen Absichten, nur Hunger«, sagte Emma und ließ ihre Waffe sinken.

Aus dünnen Schlitten betrachtete er uns und musterte uns von Kopf bis Fuß. »Wir haben nichts für euch. Verschwindet, bevor ich es mir anders überlege!«

»Du hast zwei Schuss in deiner Schrotflinte. Wir sind eine große Gruppe. Selbst wenn du zwei von uns umbringst, wird der Rest dich erledigen und dann dein Haus ausrauben. Ist es das, was du willst? Leg die Waffe weg, dann wird niemandem etwas passieren«, sagte ich und sah ihn eindringlich an. Ich spürte, wie Hayley vorsichtig den Kopf hinter mir hervorstreckte.

Die Augen des Mannes wanderten zu ihr, und schlagartig hellte sich sein Gesicht auf.

»Ihr habt ein Kind ... dann gehört ihr nicht zu denen ...«.

»Zu wem?«, fragte Emma.

»In der Umgebung treibt eine Gruppe ihr Unwesen ... aber sie würden niemals Kinder in ihren Reihen dulden, denn die verbrauchen nur Essen und sind ein Klotz am Bein.«

»Eine Gruppe sagst du ...« Ich schielte zu Emma. »Fahren sie einen dunkelgrünen Geländewagen mit aufgemalten Zähnen und Augen?«

Der Mann machte große Augen. »Ihr kennt sie?«

»Kennen nicht, aber wir hatten schon das Vergnügen, sie zu treffen. Sie hätten uns fast umgebracht, nachdem sie uns schon unseren Wagen demoliert haben.«

»Sind sie euch gefolgt?«

Chrissy schüttelte den Kopf. »Nein, wir haben sie schon lange abgehängt und haben

zwischendrin einen Abstecher in einen zombieverseuchten Ort gemacht. Ausgeschlossen, dass sie uns bis hierher gefolgt sind.«

»Gut ...« Der Mann ließ die Schrotflinte sinken. »Verzeiht mein ... Auftreten, aber man kann nie wissen, wen man trifft.«

Jamiah lachte herzlich. »Keine Sorge, Mr. President – gerade Sie können nicht vorsichtig genug sein.«

»Bitte, folgt mir.« Der Mann ging voraus und führte uns durch den schmalen Flur die Treppen hinauf. »Ich heiße übrigens Gaston«, sagte er und öffnete eine Tür. »Und das ist meine Frau Sybelle.«

Sie hatte ihr dunkles Haar zu einem Zopf gebunden und blickte uns verängstigt an. Ich fragte mich, wie alt sie wohl sei, immerhin sah ihr Mann mindestens doppelt so alt aus.

»Wer seid ihr? Gehört euch die Farm?«, wollte ich wissen.

Gaston legte die Hand auf der Schulter seiner Frau ab und nickte. »Die Farm ist seit Generationen im Familienbesitz ... wir sind die Letzten, die übrig geblieben sind.«

Jamiah fuhr sich über den Nacken. »Und von was lebt ihr, wenn ich fragen darf?«

»Nun ...« Er zögerte. »Ihr werdet verstehen, dass ich euch das nicht sagen kann. Vor langer Zeit haben wir Käse hergestellt, der wenige Rest, der uns geblieben ist, liegt gut versteckt unter der Erde. Wo, kann ich euch aber leider nicht verraten.«

Ich nickte. »Natürlich, das verstehen wir. Aber was wurde aus euren Kühen? Könnt ihr keinen Käse mehr herstellen?«

»Unsere Tiere sind alle verschwunden. Gefressen, geflüchtet, geklaut – wir wissen es nicht. Wir haben nur wenige Kadaver gefunden.«

Emma knuffte mich in die Seite und blickte

zu Sybelle.

Erst jetzt bemerkte ich, dass sie ihren Bauch versteckte. »Deine Frau, ist sie schwanger?«

Gaston verzog das Gesicht und stellte sich schützend vor sie. »Nehmt, was ihr wollt, und lasst uns! Wir haben nur noch uns, ohne mich wird meine Frau sterben ... wir erwarten ein Kind.«

»Wir haben nicht gewusst, dass hier noch jemand wohnt. Behaltet eure Sachen«, sagte Chrissy und legte sich ihr Gewehr um.

Sybelle lächelte verlegen. »Das Wenigste, was wir für euch tun können, ist, euch ein Bett für die Nacht anzubieten.«

»Bald wird es dunkel, und wie ich gesehen habe, habt ihr kein Auto. Warum bleibt ihr nicht, ruht euch aus und zieht morgen weiter?«, schlug Gaston vor.

Bevor jemand von uns etwas darauf sagen konnte, salutierte Jamiah übereifrig und

grinste. »Das ist ein überaus freundliches Angebot, Mr. President, das wir dankend annehmen.«

Emma, Cleo, Hayley und ich bezogen ein winziges Gästezimmer. Ein dicker, alter Kleiderschrank nahm beinahe die Hälfte des Raumes ein, und zusammen mit dem ebenso alten Bett blieb kaum Platz, um unsere Sachen auszubreiten. Dennoch war ich froh, die Nacht nicht irgendwo im Freien verbringen zu müssen, wo neben Zombies auch irgendwelche Psychopathen mit bemalten Autos lauerten.

Gaston und Sybelle hatten uns für heute Abend zum Essen eingeladen. Chrissy, Jamiah und der Rest saßen bereits am reichlich gedeckten Tisch, als auch Emma und ich dazu stießen. Ich fühlte mich etwas unwohl und führte es auf einen Sonnenstich oder verunreinigtes Wasser zurück, was aber

die Freude über all die leckeren Speisen nicht trüben konnte. Sogar an Cleo wurde gedacht: Für sie stand eine Schüssel mit einem matschigen Brei in der Ecke.

»Da staunt ihr, nicht wahr?«, sagte Gaston, als er unsere strahlenden Gesichter bemerkte. »Das wächst alles auf unseren Feldern: Salat, Zucchini, Auberginen ... und das hier gibt's zur Feier des Tages.« Er zeigte auf Käse, der in grobe Scheiben aufgeschnitten worden war, daneben lag ein Stück geräuchertes Fleisch.

Ich zog einen Stuhl zurück und setzte mich neben Emma und Hayley. »Wo habt ihr das Fleisch her?«

Gaston drehte sich zu einem Jagdgewehr, das hinter ihm über dem Kamin hing. »In der Morgendämmerung gehe ich jagen ... in der Nähe gibt es Rehe, Wildschweine, Hasen – alles, was das Herz begehrt.«

Ich nickte anerkennend. »Seit dem

Ausbruch des Virus' habe ich kaum Tiere gesehen, ihr könnt euch glücklich schätzen.«

»Es schmeckt köstlich«, rief Jamiah mit vollem Mund.

»Etwas gewöhnungsbedürftig«, flüsterte mir Megan hinter vorgehaltener Hand zu.

Ich nahm gerade einen Bissen vom Käse, als mir wieder flau im Magen wurde; im selben Moment bimmelte irgendwo leise ein Glöckchen. Cleo fuhr erschrocken hoch, auch Gaston und Sybelle rissen entgeistert die Augen auf.

»Stimmt irgendwas nicht?« Emma wischte sich den Mund an einer Serviette ab.

»Unsere Farm ist von einem Zaun umgeben, an dem überall Glocken hängen. Sobald ein Zombie dagegenstößt, werden wir gewarnt.« Gaston legte Gabel und Messer weg und schob den Stuhl zurück. »Ich gehe mal nachsehen.«

»Soll ich mitkommen?«, fragte ich, doch



er winkte ab.

»In den meisten Fällen sind es nur Tiere, die die Drähte nachts übersehen.« Er nahm das Gewehr vom Kamin und verließ das Esszimmer.

Ich zuckte mit den Schultern und schnitt mir ein Stück vom Fleisch ab. Der erste Bissen schmeckte ungewöhnlich: alt und abgestanden, zäh wie eine Schuhsohle und säuerlich. In einem ungesehenen Moment spuckte ich das Stück wieder aus und versteckte es in meiner Serviette. Dennoch breitete sich der widerliche Geschmack unaufhaltsam in meinem Mund aus und ließ meinen Magen endgültig rumoren. »Entschuldigt mich einen Moment, mir geht es nicht so gut«, sagte ich und stand auf.

Emma sah mich unsicher an. »Ist irgendwas? Soll ich mitkommen?«

»Ich brauche nur etwas frische Luft«, entgegnete ich und rang mir ein Lächeln ab.

»Bin gleich wieder da.« Betont gelassen verließ ich den Raum, doch als ich im Flur angelangt war, stürmte ich aus dem Haus und übergab mich im nächsten Gebüsch. Als sich mein Magen wieder beruhigt hatte, blickte ich hoch zu den Sternen und atmete tief ein. Die kühle, frische Luft füllte meine Lungen und erfrischte meinen Geist.

Ich wollte wieder zurück ins Haus gehen, als ich plötzlich Stimmen wahrnahm. Verdutzt sah ich mich um. Nichts zu erkennen. Ich duckte mich und folgte dem Geräusch. Ungesehen huschte ich über den Hof, näherte mich einem heruntergekommenen Stall und lauschte. Die Stimmen waren jetzt lauter, doch ich verstand nicht, was sie redeten. Neugierig spähte ich um die Ecke und erschrak – in der Dunkelheit erkannte ich die Umrisse des Geländewagens. Ich muss Gaston und die anderen warnen, dachte ich mir und fragte

mich, wie sie uns unbemerkt folgen konnten. Und auf einmal wurde mir klar, dass kein Tier gegen den Zaun gekommen war, sondern ein Mensch – und Gaston blindlings in sein Verderben lief. Ich machte eine Gestalt aus, die etwas über der Schulter trug. Sie verschwand im Stall und kam kurz darauf wieder heraus. Mehrmals wiederholte die Gestalt die Prozedur, dann hörte ich jemand etwas sagen und eine Tür schließen. Ohne die Lichter anzuschalten, fuhr der Geländewagen davon. Ich wartete einen Augenblick, und als sich nichts mehr rührte, näherte ich mich heimlich der Tür und drückte mein Ohr dagegen.

Stille.

Ich atmete tief durch und schloss die Finger um die kalte, eiserne Klinke. Mit einem leisen Knarzen drückte ich sie runter und verschwand im Stall. Finsternis umgab mich, nicht einmal das Mondlicht drang

durch eine Ritze. Ich griff nach meiner Taschenlampe und knipste sie an. Blutspuren zogen sich durch den Raum und führten zu einem großen Stahltor. Aufgeregt leuchtete ich Boden und Wände ab, schlich weiter und blieb vor dem Tor stehen. Drei Hebel musste ich zur Seite legen, dann zog ich es auf und schlich hindurch. Und was ich dort sah, war schlimmer als jeder Albtraum.

Menschen hingen an Fleischerhaken in der Luft, ihre Körper waren aufgespießt und aufgeschlitzt. Unter ihnen sammelten sich rote Pfützen, die nahezu den gesamten Boden bedeckten. Auf einem großen Tisch entdeckte ich Sägen, Messer und anderes Werkzeug, an denen verkrustetes Blut klebte. Mein Körper begann zu zittern und meine Füße wurden schwer wie Blei. Ich leuchtete durch den Raum und blickte in mir vertraute Gesichter: Die Frau und der Mann, die von der Gruppe mit dem Geländewagen verfolgt und kaltblütig ermordet wurden, hingen leblos in der Luft. Und als ich zahllose menschliche Überreste in einer blutigen Wanne liegen sah, wurde mir schlagartig bewusst, woher Gastons Fleisch stammte. Ich spürte einen

Windhauch hinter mir, dann wurde alles schwarz.

Mein Schädel dröhnte, der Nacken schmerzte und meine Arme waren eingeschlafen. Ich blinzelte und sah mich um. Eine Petroleumlampe spendete schwaches Licht.

»Adrien, du lebst ... Gott sei Dank!«  
Emma saß unweit von mir und war an ein massives Regal gefesselt.

»Wo ... wo sind wir?«

»In einer Kühlkammer.«

Ich verschluckte mich. »Kühlkammer?«  
Sofort schossen mir wieder die grausamen Bilder aus dem Schlachthaus in den Kopf.  
»Was ist passiert?«

Emma seufzte. »Ich hatte gehofft, du könntest mir das sagen. Das Letzte, an das ich mich erinnern kann, war das Essen ... als ich aufgewacht bin, war ich hier.«

»Das Essen«, knurrte ich. »Sie müssen

was reingetan haben.«

»Ja ... aber warum? Was haben sie vor?«

»Als ich während dem Essen nach draußen gegangen bin, habe ich den Geländewagen gesehen.«

Emma sah mich verdutzt an. »Was? Ausgeschlossen! Wie konnten sie uns unbemerkt folgen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, sie sind uns nicht gefolgt. Ich bin einem von ihnen heimlich hinterher ... in einen Stall. Es war aber gar kein Stall, sondern ein Schlachthaus.«

Bei dem letzten Wort hielt Emma für einen Augenblick inne. »Ein Schlachthaus? Und was hat er dort gemacht?«

»Erinnerst du dich an das Paar, von dem wir den Wagen *übernommen* haben?«

Sie nickte.

»Die beiden hingen dort – aufgeschlitzt.«

Emmas Gesicht wurde blass. »Oh mein

Gott. Sie essen ... Menschen ...«

»Und wir sind die Nächsten.«

Sie rüttelte wild an ihren Fesseln, doch es hatte keinen Zweck – sollte nicht plötzlich ein Wunder geschehen, war unser Schicksal besiegelt.

»Wo sind die anderen? Und Cleo?«, fragte ich und erblickte Hayley, die in einer Ecke auf einem Sack lag.

»Ich habe Cleo vor kurzem Bellen gehört, deswegen bin ich wach geworden. Sie muss hier irgendwo sein ... Von den anderen weiß ich nichts.«

»Hayley! HAYLEY!«, schrie ich, aber das kleine Mädchen regte sich nicht. Mein Puls schnellte in die Höhe. »Hayley!«

Zaghaft bewegte sie ihren Kopf, wälzte sich herum und bemerkte die Fesseln an ihren kleinen Händen. »Emma? Adrien?«

»Ja, wir sind hier«, beruhigte sie Emma.

»Wo sind wir?«, fragte sie verängstigt und



begann zu zappeln.

»In einer -« Ich presste den Mund zusammen. »Wir sind gefangen.«

Plötzlich hörte ich wieder Cleos Bellen; sie konnte tatsächlich nicht weit sein. Jemand schrie etwas Unverständliches, dann jaulte unsere Hündin schmerzerfüllt auf. Schritte näherten sich der Kammer, ein Hebel quietschte und die Tür ging auf. Im hereinflallenden Tageslicht stand Gaston mit einem Fleischerbeil in der Hand; er trug wieder seine Stiefel und eine lange, blutverschmierte graue Gummischürze.

»Gaston, was -«

»Schnauze!«, brüllte er mich an. »Noch ein Wort, und ich steche dich ab wie ein Schwein!« Er betrat den Raum und ging auf Emma zu, fasste an ihre dünnen Arme und Beine und schüttelte den Kopf.

»Gaston, bitte, lass uns gehen«, flehte sie.

Er holte aus und schlug ihr mit der flachen

Hand ins Gesicht.

»Ich bring dich um!«, schrie ich und riss meine Arme hin und her.

Gaston kam auf mich zu, trat mir in den Bauch und funkelte mich böse an. »Sehr bald wirst du deine Worte bereuen!« Er verließ den Raum, schloss die Tür und schob wieder den Riegel davor.

Die Schritte entfernten sich, dann verstummten sie ganz.

»Emma, siehst du irgendwas, was uns helfen könnte?«, fragte ich verzweifelt.

Sie rieb ihre Fesseln unablässig über das Regal, in der Hoffnung, sie könnte es so durchtrennen. »Nein, nichts. Außer wir lösen uns in Luft auf, dann könnten wir durch den Lüftungsschacht dort oben entkommen.«

Mein Blick wanderte zu dem Schacht, der viel zu klein war, als dass wir jemals hindurchgepasst hätten – und mit gefesselten Händen schon zweimal nicht.

Schreie drangen in die Kühlkammer. Es dauerte nicht lange, und wir wussten, wer es war: Megan.

»Was macht er mit ihr?« Emma war den Tränen nahe.

Ich bäumte mich auf und versuchte, meine Hände aus dem Seil zu befreien, bis ich vor Schmerzen aufschrie. »Ich schaffe es nicht ...«

Doch auf einmal realisierte ich, dass Hayleys Hände zwar hinter dem Rücken gefesselt, aber nicht an etwas festgebunden waren. »Hayley, kannst du zu Emma robben und versuchen, ihre Fesseln aufzumachen?«

Sie nickte, kroch wie eine kleine Raupe über den Boden und zerrte beharrlich am Seil herum. Als sie aber auch nach mehreren Anläufen keinen Erfolg hatte, brach sie in Tränen aus.

»Hayley«, sagte ich und sah sie eindringlich an. »Wir schaffen das!

Vielleicht bekommen wir meine Fesseln auf ...«

Sie kniete sich neben mich und zusammen mit meiner Hilfe schaffte sie es, mich zu befreien.

»Das hast du sehr gut gemacht«, lobte ich sie.

Kurz darauf waren auch Emmas Fesseln offen, was aber nichts daran änderte, dass wir noch immer in der Kammer gefangen waren.

»Schnell, der Schacht!«, flüsterte ich.  
»Das ist unsere Chance!«

»Aber wir wissen gar nicht, wohin er führt – was, wenn er sie direkt in Gastons Arme treibt?«

»Welche Wahl haben wir? Hier werden wir sterben!«

Sie ließ die Schultern hängen und nickte.

»Hayley, siehst du den Schacht dort oben? Vielleicht führt er dich nach draußen, dann

kannst du uns die Tür öffnen.« Ich hob sie auf meine Schultern und hielt sie fest.

Angestrengt werkelte Hayley am Gitter herum, das vor den Schacht montiert war. »Es klemmt«, sagte sie und sah uns traurig an.

»Siehst du dort irgendwo Schrauben?«, fragte ich.

Sie inspizierte das Gitter, schüttelte dann aber den Kopf.

»Zieh mal an den Rändern, vielleicht sind sie nur hineingesteckt.«

Und tatsächlich, nach nur wenigen Augenblicken knarzte das Gitter und der Weg zum Schacht lag frei. Ohne zu zögern, kletterte Hayley hinein und verschwand aus meinem Sichtfeld. Sekunden vergingen, die zu Minuten wurden. Irgendwann hörte ich ein leises Quietschen, dann wurde ein Hebel umgelegt und die Tür ging auf. Hayley hatte es geschafft. Sofort schlichen wir nach

draußen und sahen uns um. Wir waren in der Scheune, deren Dachstuhl deutliche Zeichen eines Brandes aufwies. Unweit von uns bemerkte ich einen Käfig, in dem unsere Hündin lag.

»Cleo«, flüsterte ich.

Sie hob den Kopf und wedelte mit dem Schwanz. Eilig entwirbelte ich den dicken Draht, der ihre Käfigtür sicherte, und ließ sie heraus. Noch etwas benommen torkelte sie hin und her und drohte umzufallen.

»In ihrem Futter muss auch was gewesen sein«, flüsterte Emma.

»Anders hätte er sie niemals in den Käfig bekommen.«

Am Ende der Scheune steuerten wir ein demoliertes Fenster an und spähten nach draußen. Niemand zu sehen. Wir kletterten drüber und huschten schnell hinter eine Reihe von Bäumen.

»Da vorne ist das Schlachthaus«, flüsterte

ich. »Am Ende des Stalls.«

Heimlich schlichen wir weiter und zwängten uns durch einen Zaun, nicht bevor wir aber zwei kleine Kuhglocken abgenommen hatten. Wir waren der Scheune ganz nah, als unerwartet die Tür des Hauptgebäudes aufging und Sybelle mit einer großen Schüssel herauskam.

»Ich dachte, sie ist schwanger ...« Emma zeigte auf ihren Bauch, der nun ganz flach war.

Sie blieb vor dem Stall stehen, klapperte mit einem Schlüsselbund und verschwand hinter der Tür.

»Warte hier!«, flüsterte ich und eilte Sybelle hinterher.

Gut gelaunt schlenderte sie die Blutspur entlang, die sich bis zum verschlossenen Schlachthaus zog. Dort allerdings kam sie nie an. Sie hörte mich noch kommen und wollte schreien, aber ich war schneller; ich

hielt ihr den Mund zu und drückte ihren Hals zusammen. Sie zappelte und schlug wild um sich, aber ich drückte nur noch fester. Ihr Körper bebte, ihre Augen verdrehten sich, bis das Weiße sichtbar wurde. Als sie sich nicht mehr regte, brach ich ihr das Genick und legte sie leise auf dem Boden ab, nahm ihr den Schlüsselbund ab und drang weiter in den Stall vor.

Vor dem Stahltor blieb ich stehen und drückte mein Ohr dagegen. Nichts. Ich steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn herum, im nächsten Moment sah ich Megan auf einem Tisch liegen, daneben Unmengen von Blut. Als ich den ersten Fuß ins Schlachthaus setzte, erkannte ich im Augenwinkel eine Gestalt, die etwas hob. Schlagartig machte ich einen Satz zur Seite und entging so nur knapp Gastons Fleischerbeil, das durch die Luft sauste. Wütend rannte er auf mich zu, doch ich



schwang mich über eine Wanne und griff nach einem Eimer, der voller Blut war. Ich schüttete es ihm ins Gesicht, was ihn aber nicht stoppen konnte. Er drängte mich in eine Ecke und wedelte mit dem Beil.

»Ich wollte dich eigentlich für später aufheben, aber dann stirbst du eben als Erster«, zischte er.

»Daraus wird leider nichts, den Platz nimmt deine Frau schon ein«, entgegnete ich.

»Ich glaube dir kein Wort.« Er grinste.  
»Sybelle! SYBELLE!«

»Überleg doch mal, du Idiot, woher habe ich wohl den Schlüssel? Sie liegt tot draußen, aber vielleicht schaffst du es ja, ihr Genick wieder einzurenken.«

Sein Gesicht verdunkelte sich, sein Körper begann vor Zorn zu zittern.  
»Lügner!« Blitzartig machte er einen Satz vorwärts und schwang sein Beil, rutschte aber auf dem Blut am Boden aus.

Ich stürmte auf ihn zu, schlug ihm mit der Faust gegen den Kehlkopf und nahm das Beil an mich. Gaston brachte keinen Ton heraus, hielt sich den Hals und rang nach Luft.

»Was hast du Megan angetan?«, brüllte ich und packte ihn am Kragen.

Er krächzte unablässig weiter.

Ich schleuderte das Beil zur Seite, stemmte Gaston wie einen Kartoffelsack auf meine Schulter und hob ihn hoch. »Du hast dich mit den Falschen angelegt.« Der Eisenhaken drang tief in seinen Brustkorb ein. Für einen kurzen Moment zappelte er noch in der Luft, bis er an seinem eigenen Blut im Mund erstickte.

Emma platzte in den Raum und sah Gaston in der Luft hängen. Dann wanderte ihr Blick zu Megan, die sich nicht rührte. »Megan!« Sie fasste ihr an den Hals und sah mich an. »Ihr Herz schlägt noch.«

»Ist sie verletzt?«

Emma inspizierte ihren Körper. »Nein, ich kann nichts erkennen. All das Blut ... es ist nicht ihres.«

Ich wischte mir übers Gesicht und stöhnte. »Ist das ... glaubst du ...«

»Es gibt nur einen Weg, das herauszufinden.«

Wir liefen aus dem Stall und riefen nach Jamiah und den anderen. Es dauerte nicht lange, und wir hörten ihre Rufe.

Mit Gastons Wagen donnerten wir über den Feldweg und ließen die Farm lichterloh brennend hinter uns. Er hatte Megan einen Medikamentencocktail verabreicht und sie damit außer Gefecht gesetzt; erst am Nachmittag kam sie wieder zu Bewusstsein. Wir fuhren eine kurvige Landstraße entlang, die sich irgendwann zu einer schmalen Allee wandelte, an deren Rändern knorrige, dünne Bäume in die Höhe ragten. Zombies

schlurften vereinzelt über die Felder und schrien, als sie uns hörten. Aber ehe sie auch nur einen Fuß bewegt hatten, waren wir schon längst über alle Berge. Häuser tauchten auf, deren moosbehangene Dächer sich wie eine Decke über die weinroten Backsteine der Wände gelegt hatten.

»Sag mal Hayley, wie bist du und deine Mama eigentlich in diese Kapelle gekommen?« Ich blickte das kleine Mädchen durch den Rückspiegel an und fragte mich im selben Moment, ob es eine gute Idee war, sie mit diesen traurigen Gedanken zu belasten. Andererseits musste sie stark werden, denn in dieser Welt konnten nur diejenigen überleben, die auch im Angesicht des Todes niemals den Mut verloren.

Hayley begann sich an den Fingern herumzuspielen. »Oma und Opa haben gesagt ... wir müssen weg ... aber Mama wusste nicht, wohin ... Und dann ... und dann waren

überall Menschen, die Mama viel Angst gemacht haben.«

»Was für Menschen? Kranke Menschen?«

»Böse Menschen. Sie haben Mama wehgetan ... immer wenn Mama wiederkam, hat sie ganz doll geweint. Und irgendwann hat Mama uns in eine Kirche gebracht, weil sie gesagt hat, dass Gott dort besser auf uns aufpassen kann. Da waren andere Menschen ... gute Menschen. Sie haben uns Essen gegeben und Mama musste nicht mehr weinen ... bis die Bösen wiederkamen ...«

Im Licht des Mondes erreichten wir den verlassenen Parkplatz eines Autokinos. Wir hatten es nach Deutschland geschafft und befanden uns viele Kilometer hinter der Grenze. Das Gelände war mit einem weiten Maschendrahtzaun abgesichert, das zumindest notdürftigen Schutz gegen unbetene Gäste versprach. Wir parkten den

Wagen und verteilten Käse aus Gastons Vorratskammer.

Ich saß auf der Motorhaube unseres Wagens und blickte zum Mond, Emma hatte sich neben mich in ihre Jacke gekuschelt und Hayley auf dem Schoß. In Gedanken versunken genoss ich die Stille und dachte an den morgigen Tag.

Megan seufzte. »Manchmal frage ich mich, ob nach dem Leben noch etwas kommt ... oder es das einfach war. Wir fallen in ein schwarzes Nichts, während unsere Körper von Würmern und Maden zerfressen werden.«

»Warum sollte es nicht? Nur weil du es nicht sehen oder greifen kannst, ist es nicht da?«, erwiderte Emma.

»Nach all dem Mist, den ich in den letzten Monaten gesehen habe, fällt es mir schwer, noch an irgendetwas zu glauben.«

»Ich glaube an gar nichts«, sagte Patrick

und zündete sich eine Zigarette an. »Wenn es da draußen irgendetwas gäbe, hätte es dieses beschissene Virus nie gegeben. Niemand interessiert sich einen Dreck dafür, ob wir leben oder sterben.«

Ich senkte den Blick. »Wie kannst du dir da so sicher sein?«

Jamiah warf einen Kieselstein auf den Boden. »Mein Lehrer in der Highschool hat immer gesagt: ›Denkt an einen Billardtisch.‹ Und das ist die beste Erklärung, die ich dir bieten kann.«

Verwirrt sahen wir ihn an.

»Was hat ein Billardtisch damit zu tun?«, fragte Megan.

»Na ja, denk doch einfach mal an die Kugeln, die du darauf ausbreitest. Sie ruhen in Reih und Glied, nichts bewegt sich. Wenn niemand kommt und die Kugeln anstößt, werden sie dort ruhen und liegen bis in alle Ewigkeit ... oder der Tisch zusammenbricht.

Versetzt ihnen aber jemand einen Stoß, sausen sie über den Tisch. Wenn man dann wieder aufhört, bleiben sie so, wie sie sind. Es ist wohl die älteste physikalische Erkenntnis, die es gibt: *Von nichts kommt nichts*. Seit jeher versuchen Menschen, einen Antrieb zu bauen, der aus eigener Kraft angetrieben wird -«

»Perpetuum mobile«, merkte Emma an.

Jamiah nickte. »Aber so etwas gibt es nicht und wird es nie geben. Darin sind sich alle ernstzunehmenden Wissenschaftler einig. Also muss es etwas geben, das die Welt antreibt, die Sterne, die anderen Planeten, unsere Galaxie. Ohne einen Antrieb bleibt alles stehen.«

»Aber im Weltall bewegt sich wegen der Schwerelosigkeit doch auch alles ohne Antrieb«, murmelte Chrissy.

»Und was war davor? Denk an die Billardkugel. War das Weltall plötzlich da



und bewegte sich von allein?«

Ich blickte zu den Sternen und schwieg.

Wir waren kurz vor Hamburg, genauer gesagt nahe dem Siebenhundert-Seelen-Dorf, in dem meine Eltern wohnten. Mein Körper spielte seit dem Schild, das es ankündigte, verrückt. Mir war heiß und kalt zugleich, meine Hände schwitzten und mein Körper kribbelte vor Aufregung. Endlich, nach so langer Zeit würde ich erfahren, was aus ihnen geworden ist. Doch bereits der Zustand der Autobahn ließ meine Hoffnung schwinden. Leitplanken waren eingerissen und hingen über der Fahrbahn, Autos hatten sich überschlagen, waren ineinander gerast oder standen ausgebrannt im Weg. Gräser und Hecken breiteten sich aus, Äste wuchsen langsam über die Spuren und Löwenzahn zwängte sich durch die Straßendecke. Der

Winter hatte unzählige Schlaglöcher im Asphalt zurückgelassen, in denen sich das Regenwasser nun zu kleinen Seen sammelte.

»So toll, wie alle erzählen, sind die Autobahnen in Deutschland aber auch nicht«, meinte Patrick.

»Zumindest gibt's keine Schleicher mehr«, entgegnete ich und steuerte die Ausfahrt an. Gespannt, was von dem beschaulichen Dorf übrig geblieben war oder ob es überhaupt noch stand, kurbelte ich das Fenster runter und streckte meine Hand in den Fahrtwind. Ein eigenartiges Gefühl plötzlicher Freude umgab mich, und Emma sprach aus, was ich fühlte.

»Wir haben es geschafft.« Sie sah mich an und strahlte.

Während der letzten Kilometer zum Dorf wuchs das Verlangen in mir, wieder umzudrehen. Die Angst davor, worauf ich im Haus meiner Eltern stoßen würde, trübte

meine Gedanken. Das Atmen fiel mir schwer und meine Brust fühlte sich an, als würde sie jemand mit einem Schraubstock unaufhaltsam zusammendrücken; und als der Wald den Blick auf das Dorf freigab, wusste ich, dass niemand überlebt haben konnte. Dort, wo früher all die Häuser standen, waren jetzt nur noch abgebrannte Ruinen zu sehen.

»Oh mein Gott«, flüsterte Emma, als wir in die Straße einbogen, in dem ganz am Ende das Haus meiner Eltern stand. Sie hielt sich die Hand vor den Mund und schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sein ...«

Ich ließ den Wagen ausrollen und bereitete mich darauf vor, meine Familie nur noch als hirnlose Zombies wiederzusehen. Das Dach war komplett ausgebrannt, vermutlich hatte nur der Regen Schlimmeres verhindert. Die Fenster waren eingeschlagen, die Tür hing demoliert in den Angeln; der Garten war verwildert und in der moosbewachsenen

Garageneinfahrt lag eine Schaufel, daneben die Überreste unseres Nachbarn. Vorhänge wehten im Wind, Wände waren übersät mit faustgroßen Einschusslöchern. Halb benommen würgte ich den Motor ab und fuhr mir durch den Bart.

Emma nahm meine Hand und sah mich an. »Wir zwei, für immer. Was auch kommt, wir halten zusammen.«

»Der Augenblick der Wahrheit«, murmelte Jamiah. »Egal was euch da drinnen erwarten wird, ihr könnt auf uns zählen.«

Wortlos legte ich mein Gewehr um und ging auf die Haustür zu, klopfte dagegen und wartete.

Stille.

»Laura? Mom? Dad? Matthew? Onkel Harry? Sarah? Ist irgendjemand zu Hause?«

Niemand antwortete.

Ich schob die Tür auf und trat ein. Ein vollkommenes Chaos offenbarte sich uns,

Zeitungen und Papiere wehten uns um die Ohren und flogen davon. Durch den Flur gelangten wir links in die Küche, in der Schränke offen standen und jegliches Geschirr herausgerissen worden war. Ich entdeckte das teure Porzellan meiner Großmutter in tausenden Scherben am Boden, der Kühlschrank mit den Magneten aus verschiedenen Ländern lag umgestürzt auf den schwarzen Fliesen. Leere Müslipackungen stapelten sich die Küchenzeile entlang, das Besteck war ausgeleert worden und Müll und Unrat über den Raum verstreut. In einer Ecke erblickte ich den Fressnapf von Fluffy, der Katze meiner Eltern.

Durch eine Tür gelangten wir ins Esszimmer, das zugleich auch mit dem Wohnzimmer verbunden war; aber auch hier sah es nicht besser aus. Tische und Stühle waren kaputtgegangen und umgestürzt, Reste

der Fenster lagen zersplittert vor dem Kamin und die Couch war bis aufs Polster aufgerissen.

»Scheint, als sei niemand da«, flüsterte Patrick. »Ist das ein gutes Zeichen?«

Ich seufzte. »Hoffentlich.«

Wir stiegen die Treppe nach oben in den ersten Stock und traten ins Schlafzimmer meiner Eltern ein. Der Kleiderschrank war geöffnet und mehrere Kleidungsstücke lagen teilweise ausgebreitet über dem Bett. Ich spähte darunter, fand aber nichts von Bedeutung.

Langsam näherten wir uns dem letzten Raum: Lauras Zimmer. Ich schob die Tür ein Stück zur Seite und spähte hinein. Regale hingen schräg an der Wand, Bücher waren runtergefallen. Der Tisch war noch heil, sogar ihr alter Drehstuhl stand noch da. Ich strich über das Holz der Kommode und betrachtete den Staub an meinem Finger. Am

Boden entdeckte ich meinen Stoffhund, den ich als kleines Kind geschenkt bekommen hatte. Er war an einer Seite aufgerissen und etwas Innenfutter fehlte, aber das tat es schon, bevor Zombies die Erde heimsuchten.

»Wurden sie überfallen?«, fragte Emma mit bedrückter Stimme.

»Sieht ganz danach aus ... oder Fremde haben hier gewohnt, als das Haus bereits leer stand ... oder auch nicht leer stand.« Daran wollte ich gar nicht denken.

Im Keller, den ich nicht alleine betrat, wartete modrige, zerknüllte Wäsche darauf, ein paar Runden im Trockner zu drehen. Aber auch hier gab es keinerlei Hinweise auf den Verbleib unserer Familien.

»Also haben sie es auf die Hütte geschafft?« Chrissy lächelte.

Ich schüttelte den Kopf. »Dass hier niemand mehr ist, bedeutet nicht, dass sie auch dorthin geflüchtet sind. Und selbst



wenn, ob sie dort jemals angekommen sind, ist eine andere Frage.«

»Oder sie wurden verschleppt«, warf Jamiah ein.

Chrissy kniff die Augen zusammen und sah ihn finster an.

»Aber das ist ... ähm ... sehr unwahrscheinlich«, stotterte er verlegen.

Wieder im Wohnzimmer, ließ ich mich auf die zerfetzte Couch fallen und starrte an die Decke.

Emma erschien aus dem oberen Stock und hatte ein Foto in der Hand. Sie setzte sich neben mich und drückte es mir in die Hand. »Das habe ich unter deinen Sachen im Schrank gefunden.«

Ich trug eine blau melierte Pudelmütze, die mir meine Mutter zu Weihnachten geschenkt hatte, mit der ich, nebenbei gesagt, wie ein kompletter Idiot aussah. Ich hasste sie vom ersten Augenblick, doch jetzt musste ich

unweigerlich grinsen.

»Schau mich mal an«, murmelte Emma und kicherte.

Ihre welligen Haare hatte sie wie Hefezöpfe zusammengeflochten, dazu trug sie eine grässliche, ockerbraune Daunenjacke und monströse Schneeschuhe, die höchstens für einen Spaziergang auf dem Mond geeignet wären. Daneben grinste Laura breit in die Kamera und präsentierte so ihre formschöne Zahnsperre. Im Hintergrund entdeckte ich unsere Eltern, allen voran meinen Vater, der gerade die Zähne zusammenpresste und über etwas zu meckern schien. Als ich das Foto einsteckte, bemerkte ich, dass meine Hand zitterte. Ich stöhnte und schluckte schwer.

»Ihr kennt den Weg?«, fragte Jamiah und setzte sich vor uns auf einen zerrupften Sessel.

Emma nickte.

»Worauf warten wir dann noch? Auf nach ... wo liegt die Hütte?«

»Weit weg ...«

Jamiah runzelte die Stirn. »Weit weg? Nie gehört. Ist das weit von hier?«

Wir lachten.

»Knappe tausend Kilometer von hier«, antwortete sie. »Runter in den Süden.«

Ich brauchte einen Moment, um meine Gedanken zu ordnen. »Nicht weit von hier wohnen ein paar Freunde von uns ... Auch wenn sie wahrscheinlich nicht mehr am Leben sind, möchte ich wenigstens die Gewissheit haben, alles für sie getan zu haben.« Ein letztes Mal sah ich mich im Haus um und ließ die Schultern hängen. Ich rechnete nicht damit, es jemals wiederzusehen.

Wir rauschten die Landstraßen entlang, die die winzigen Dörfer miteinander verbanden, und klapperten sämtliche Häuser ab, in

denen früher unsere Freunde wohnten. Doch schnell wurde aus Befürchtung traurige Gewissheit: Keines der Häuser war vor Plünderungen verschont geblieben und von den Bewohnern fehlte jede Spur. Ob sie Zombies waren, oder doch überlebt hatten?

Irgendwann gaben wir die Suche auf und machten uns auf den Weg Richtung Süden. Die Tatsache, dass wir in unserem Haus weder auf Zombies noch auf sterbliche Überreste gestoßen waren, machte mir Mut. Vielleicht hatte es unsere Familie doch auf die Hütte geschafft – und falls dies der Fall war, dann war ich mir sicher, dass sie noch am Leben waren.

Je weiter wir den Straßen nach Süden folgten, desto voller wurden sie in die andere Richtung. Schnell wurde klar, dass die Menschen in ihrer Verzweiflung nur ein Ziel kannten: das Meer. Vermutlich wollten

sie zu irgendwelchen unbewohnten Inseln, in der Hoffnung, dort wären sie vor dem tödlichen Virus sicher. Aber all die verwesenen Leichen an den Straßenrändern offenbarten die grausame Realität: Nur die Wenigsten hatten es überhaupt so weit geschafft und für die konnte es niemals genug Boote geben.

»Hayley, du hast mir noch gar nicht verraten, was deine Lieblingsfarbe ist«, versuchte ich sie abzulenken und schielte durch den Rückspiegel. Schon die ganze Fahrt über hatte sie schweigend aus dem Fenster gesehen und dabei die Toten regungslos zur Kenntnis genommen. Ich wusste nicht, woran sie dachte, doch so sehr wie sie Hasi an sich drückte, konnte es nichts Gutes sein.

»Grün.«

»Grün?« Ich war verblüfft. Als Antwort hatte ich Lila, Rosa oder Pink vermutet,

meinetwegen auch Rot oder Gelb – aber Grün? »Warum denn Grün?«, hakte ich neugierig nach.

Das kleine Mädchen atmete schwer ein und senkte den Blick. »Weil Grün ... Grün ist die Hoffnung ... und ich hoffe, Mama geht es im Himmel gut und auch all den anderen Menschen.«

Emma lächelte. »Ja ... ja, dort geht es ihnen gut. Dort gibt es kein Leid mehr, keine Schmerzen, keine Schreie. Niemand wird je wieder gehen müssen, wir alle sind vereint bis in alle Ewigkeit.«

Das kleine Mädchen hob den Kopf und freute sich sichtlich. »Ein schöner Ort.«

Vor uns tauchte ein orangefarbenes Räumfahrzeug auf, das mitten auf der Autobahn stand. Die Schneeschaukel hatte sich durch mehrere Wagen gebohrt und die Insassen kopflos zurückgelassen. Dahinter lagen die zerstörten Reste eines

Tanklastwagens, der halb versunken in einer Böschung hing. Vorsichtig umfahren wir die Hindernisse und erblickten unweit von der Straße unzählige Markierungen, die auf Massengräber hinwiesen.

»Wow ...« Hayley staunte und drückte sich die Nase am Fenster platt.

Die ausgebrannten Reste eines riesigen, vierstrahligen Flugzeugs blockierten die andere Seite der Fahrbahn. Die Flügel lagen als Einzelteile über der Straße verstreut, das Fahrwerk war gar nicht erst ausgefahren worden. Während wir uns fragten, ob der Pilot gebissen wurde und deshalb notlanden musste, oder einfach nur der Treibstoff zu Ende war, machten wir einen riesigen Supermarkt aus, der vielversprechend aussah. Eigentlich sah er nicht vielversprechender aus als die anderen, die wir zuvor bereits durchsucht hatten, aber zumindest war es ein Geschäft mit

Lebensmitteln – und allein das reichte schon aus, um in uns die Hoffnung zu wecken, dort etwas Essbares zu finden.

Wir rollten vor den Eingang und versuchten, einen Blick ins Innere zu erhaschen. Vergeblich. Sämtliche Fensterfronten waren mit dicken Holzplatten verstärkt worden, dahinter verbarg sich undurchsichtiges Milchglas, auf das Bilder von glücklichen Familien geklebt worden waren. So blieb uns nichts anderes übrig als auszusteigen.

»Checkt eure Funkgeräte«, sagte Emma und schaltete ihres an.

»Einen dreifachen Steakburger mit extra viel Käse, dazu Pommes und Cola bitte«, sprach Jamiah ins Funkgerät und grinste über beide Ohren.

»Heute haben wir nur Selleriestangen im Angebot«, funkte Chrissy zurück.

Nachdem wir die Funktionalität der



Funkgeräte mit weiteren Bestellungen ausgiebig getestet hatten, näherten wir uns dem Eingang, der von einem dicken Stahlgitter gesichert wurde.

Patrick rüttelte daran. »Hat jemand zufällig ein Schweißgerät dabei?«

»Ja, Moment«, sagte ich und kramte in meiner Hosentasche. »Nein, tut mir leid, ich muss es verloren haben.«

Er spitzte die Lippen. »Dann kommen wir da nicht rein.«

»Vielleicht gibt's einen Weg über die Tiefgarage«, schlug Emma vor.

Wir stiegen zurück in den Wagen und folgten dem Schild, das uns direkt unter den Supermarkt führte. Fahrzeuge, deren Reifen fehlten und die nur noch auf Ziegelsteinen standen, reihten sich neben völlig zerstörten Wracks.

»Bingo«, sagte Chrissy und zeigte auf den Eingang.

Ein riesiger Getränkeautomat stand quer in der Tür, bot aber noch genug Platz, um darunter durchzukriechen. Wir stellten den Wagen ab und sahen uns um. Eine gespenstische Stille umgab uns, in der jeder Schritt noch lange nachhallte. Vorsichtig zwängten wir uns unter dem Automaten hindurch und schalteten die Taschenlampen an.

»Hayley, egal was auch passiert, du bleibst an mir dran«, sagte ich und sah sie eindringlich an.

Sie nickte und drückte ihr Stofftier fest an sich.

»Teilen wir uns auf?«, fragte Patrick, während wir die Rolltreppe nach oben stiegen.

Ein mulmiges Gefühl überkam mich. Nur ungern wollte ich mich in diesem riesigen Labyrinth trennen, gleichzeitig wusste ich aber auch, dass es Stunden dauern könnte,

den gesamten Laden abzusuchen. »Wenn ihr etwas Verdächtiges seht, spielt nicht den Helden, sondern gebt umgehend eure Position durch.«

Die anderen nickten und drehten ihre Funkgeräte leiser.

Im Erdgeschoss des Supermarkts angekommen, sahen wir uns um. Ungeschmissene Einkaufswagen, verlorene Schuhe und Mützen sowie Patronenkugeln waren stille Zeugen, dass hier bereits ein unerbittlicher Kampf um die letzten Lebensmittel stattgefunden haben musste. Meine Hoffnung, hier noch etwas zu finden, schwand mit jedem Meter, den wir weiter in den Supermarkt vordrangen.

Während die anderen das Erdgeschoss in zwei Flügel aufteilten, folgten Emma, Cleo, Hayley und ich einer Rolltreppe nach oben, die in den zweiten Stock führte. Ein Rascheln hallte durch die Gänge.

»Was war das?« Emma fuhr herum.

»Besser, wenn wir es nicht herausfinden«, flüsterte ich und brachte meine Waffe in Anschlag.

Leise folgten wir einem breiten Gang, bis eine dunkle Blutspur unseren Weg kreuzte. Im Schein der Taschenlampen wurde ein seltsam verformter Körper sichtbar, der in einer großen, ausgetrockneten Blutlache lag. Arme und Beine wiesen zahlreiche Bissspuren auf, das Fleisch war regelrecht abgenagt worden. Ich schielte zu Cleo, die angespannt neben uns herlief, und schlich weiter. Wieder vernahmen wir ein Rascheln, diesmal war es näher als zuvor. Wie angewurzelt blieben wir stehen und hielten die Luft an. Unsere Blicke wanderten durch die Gegend, dann wurde das Geräusch lauter. Nervös kauerten wir uns in eine Ecke. Ich schob Hayley hinter mich und kniff die Augen zusammen. Überall bildete ich mir

nun Zombies ein, die hinter einem Regal auf uns lauerten. Das Funkgerät knackte und rauschte. Der Lärm ließ uns zusammenzucken.

»Wir haben was ... nicht viel, aber besser als nichts«, sagte Megan.

»Chrissy und ich sind gleich bei euch«, antwortete Jamiah.

Kurz darauf meldete sich Patrick aufgeregt zu Wort. »Leute, hier gibt's mehr als genug, das reicht für viele Tage, wenn nicht sogar Wochen.«

»Wo seid ihr?«, fragte ich mit gedämpfter Stimme und behielt die Umgebung im Blick.

»Was haben wir denn hier? Oh, lecker, Tütensuppe ... und was ist das? Mag jemand Erbsen?«

»Patrick, rede nicht so viel, sondern pack alles ein«, blaffte Jamiah.

»Ja, ja, schon gut, schon gut.«

»Wie ist eure Position?«, wiederholte ich

meine Frage.

Erneut rauschte das Funkgerät.

»War da nicht was? Megan? Hey Megan, wo bist du?«

Emma blickte mich verunsichert an.  
»Patrick, ist bei euch alles in Ordnung?«

»Megan ist verschwunden, ich kann sie nicht sehen ...«

»Was? War sie nicht bei dir?« Chrissy war die Aufregung anzuhören.

»Verdammt, Patrick, wo seid ihr?« Ich fluchte und schlich mit Emma zurück zu den Rolltreppen.

Nur wenig später meldete sich Megan zu Wort. »Leute, glaubt nicht alles, was Patrick sagt. Ich habe nur gerade meinen Rucksack vollgestopft und konnte nicht antworten.«

Erleichtert atmete ich auf. »Patrick, noch so ein Ding, und du wirst die Suppe nur noch durch einen Strohhalm ziehen können.«

Er kicherte frech. »Dazu musst du mich

erstmal finden ... Hinten im Laden habe ich was gesehen, vielleicht gibt's da noch mehr. Ich schaue mir das mal an.«

»Patrick – geh nicht allein! Wir sind in einer Minute bei euch«, sagte Chrissy.

»Mach dich mal locker, hier ist niemand.«

Cleo rümpfte die Nase und legte die Ohren an. Auf halber Strecke der Rolltreppe blieben wir stehen und konnten so über die Regale blicken – aber was auch immer Cleo wahrnahm, wir konnten es nicht sehen. Wir schlichen weiter, bis plötzlich ein lauter Schrei durch den Supermarkt hallte.

»Megan, raus hier! Lauf!«

Das Funkgerät rauschte.

»Patrick, was ist bei euch los?«, schrie ich. »Patrick? Patrick!«

»Hilfe!«, kreischte Chrissy.

Sofort stürmten wir die Treppe nach unten. Taschenlampen flackerten wild durch den Laden und führten uns geradewegs zu

Jamiah, der gegen vier Zombies kämpfte. Sein Gewehr lag einige Meter von ihm entfernt auf dem Boden. Wir rannten auf ihn zu, rissen die Zombies von ihm runter und durchlöcherten ihre Schädel.

»Patrick, Megan, Chrissy!«, schrie Emma und reichte Jamiah seine Waffe.

»Chrissy ... sie ist hinten ... bei den anderen«, sagte er und keuchte.

Cleo preschte wildschnaubend los und folgte den Schreien. Wir hetzten ihr hinterher, trafen im vorletzten Gang auf Chrissy, die gerade zu Boden stürzte und vor einem Zombie davonrobbte. Unsere Hündin verbiss sich in seinem Fuß und zog ihn von ihr weg. Bevor er wieder auf den Beinen war, zerschmetterte ich seinen Kiefer mit meinem Schuh.

»Wo sind Patrick und Megan?«, rief ich und half Chrissy hoch, ehe Gewehrfeuer aufblitzte.



Wir liefen bis ans Ende des Supermarkts und stießen auf eine Tür, die zum Personalraum führte. Es war ein kleiner Raum, doch auch er hatte riesige Fenster – durch die bereits haufenweise Zombies hindurchkletterten. Patrick stand vor dem Fenster und versuchte, mit einem Tisch den Ansturm aufzuhalten, während Megan verzweifelt auf die Eindringlinge einstach.

»Kommt! Es sind zu viele«, schrie ich und zielte auf diejenigen Zombies, die schon einen Fuß im Raum hatten.

Emma pfiff Cleo zurück, packte Megan und rannte mit ihr aus dem Raum.

»Raus hier!«, brüllte Jamiah, der hinter uns keuchend auftauchte.

Patrick drehte sich um, ließ den Tisch zu Boden fallen, und im nächsten Moment platzten die Zombies in den Personalraum. Wir stürmten zurück in den Laden und rannten um unser Leben. Von allen Seiten

hallten nun Schreie durch die Gänge. Unzählige Zombies erschienen in der Dunkelheit. Mündungsfeuer blitzte grell auf, Blut spritzte durch die Luft und überzog Regale und Boden mit einer braunen, zähen Masse. Ich zückte meine Pistole und traf einen von ihnen in den Hals. Die Kugel bahnte sich den Weg durch den Körper und traf einen Zombie dahinter mitten zwischen die Augen.

»Wo ist der Ausgang?«, schrie Patrick, während wir durch den Supermarkt irrten.

Vergeblich hielt ich Ausschau nach den Kassen, als mir unerwartet ein Zombie in den Weg trat. Ich schaffte es nicht mehr, ihm auszuweichen, rempelte ihn um und stürzte zu Boden. Hayley landete mit dem Gesicht auf den steinharten Fliesen und blieb regungslos liegen.

Emma fuhr herum und durchlöcherte den Zombie, hob Hayley auf und reichte mir die

Hand. »Los, komm!«

Wir liefen weiter, kamen schließlich an den Kassen vorbei und erreichten die Treppen, die in die Garage führten. Von überall schwirrten Zombies auf uns zu und stürmten uns schreiend hinterher. Gerade noch so zwängten wir uns unter dem umgekippten Getränkeautomaten hindurch, ehe unsere Verfolger den Ausgang erreichten. Wir sprangen in den Wagen und rasten davon.

»Was ist mit Hayley?«, rief ich und blickte besorgt auf die Rückbank, während Jamiah den Wagen mit halsbrecherischer Geschwindigkeit durch die Straßen manövrierte. Ihr Gesicht war voller Blut und die Augen geschlossen.

»Sie ist bewusstlos.« Emma kramte im Rucksack herum, zog ein Tuch heraus, tränkte es in hochprozentigen Alkohol und wischte Hayley übers Gesicht. Blut lief aus der Nase

und aus einer großen Platzwunde an der Stirn.

Megan zeigte auf Hayleys Nase. »Ist sie gebrochen?«

Emma tastete herum, fuhr über die Nase und schüttelte dann den Kopf. »Äußerlich ist nichts spürbar ... ich bräuchte ein Röntgenbild, um es auszuschließen.«

Wir rasten die Straßen entlang und ließen Kilometer für Kilometer hinter uns. Je ferner wir uns von Städten hielten, desto vereinzelter begegneten wir Zombies. Außerdem fiel uns auf, dass sie oft in großen Gruppen auftraten, nur selten waren sie allein unterwegs. Dieser Umstand legte die Vermutung nahe, dass es ein gewisses *Rudelverhalten* unter ihnen geben musste, wenn auch nicht so ausgeprägt wie bei normalen Lebewesen. Anscheinend ließ das Virus also wirklich nur die niedersten Instinkte zu, vergleichbar mit der Intelligenz

von Bakterien. Wir folgten dem Straßenverlauf Richtung Süden, krochen aber streckenweise wie eine Schnecke über den Asphalt. Oft mussten wir anhalten und Fahrzeuge aus dem Weg schieben oder Bäume und Äste fortschaffen. Wenn dann aber ein freies Stück kam, konnten wir Gas geben und etwas Zeit gutmachen. Die Landschaft zog an uns vorbei, wechselte von Hügeln zu Flachland, von Flachland zu Weinhängen, von Weinhängen zu brachliegenden Feldern. Wir sahen die Schönheit des Landes, die nur davon getrübt wurde, dass Zombies durch sie hindurchstreiften.

Irgendwann, als die Sonne fast hinter dem Horizont verschwand, fuhren wir von der Autobahn ab und hielten Ausschau nach einer Bleibe für die Nacht. Nicht noch einmal wollten wir im Wagen überrascht werden –

der Zwischenfall mit Milena saß uns noch tief in den Knochen. Ein Schild tauchte auf, das einen Gasthof ankündigte. *Zum alten Rüsselschwein* stand in altdeutscher Schrift auf einem verwitterten Stück Blech.

»Heute schlafen wir mal wieder in einem richtigen Bett«, murmelte ich, nachdem Jamiah in eine schmale Seitenstraße abbog.

»Was machen wir mit dem Wagen? Wir können ihn nicht unbeobachtet lassen«, gab Emma zu bedenken.

Bevor wir uns darüber jedoch Gedanken machen konnten, zeichnete sich in der Ferne bereits ein altes Gemäuer ab, das allem Anschein nach der Gasthof war. Je näher wir kamen, desto unheimlicher wurde mir die Gegend, erinnerte sie mich doch irgendwie an alte Vampirgeschichten.

»Schlafen wir heute in einem richtigen Bett oder in Särgen im Keller?«, fragte Jamiah.

Ich kicherte. »Hast du etwa Angst vor Vampiren?«

»Hättest du meine Tante gekannt, würdest du nicht fragen.«

»Mach dir mal nicht ins Hemd.« Patrick grinste.

»Du musst ja keine Angst haben, bei dir gibt's ohnehin nichts mehr zu holen, außer einer Raucherlunge«, brummte Jamiah.

Nach einer Steinbrücke, die über einen ausgetrockneten Fluss führte, rollten wir durch einen Torbogen und hielten auf dem Parkplatz. Megan meldete sich aufdringlich freiwillig, mit Hayley und laufendem Motor im Wagen auf uns zu warten. Zwar hatte das kleine Mädchen das Bewusstsein wiedererlangt, dennoch hatte sie von dem Sturz eine Gehirnerschütterung davongetragen, die sich jetzt in Form von Übelkeit und Kopfschmerzen äußerte.

Mit den Gewehren in der Hand stiegen

wir aus und sahen uns um. Smaragdgrüner Efeu rankte sich am Mauerwerk hoch und hüllte den Gasthof in einen dunklen Schleier. Fenster und Türen waren noch intakt, was darauf schließen ließ, dass hierher keine Zombies vorgedrungen waren – vielleicht fürchteten sie sich ja vor Vampiren ...

Vor einer massiven, schweren Holztür, die den Gästen als Eingang diente, zeigte Jamiah auf eine Speisekarte und sah mich erwartend an. »Gibt's hier was Feines?«

Ich überflog die Zeilen und riss die Augen auf. Voller Entsetzen hielt ich mir die Hand vor den Mund. »Das kann nicht sein ... das muss ein Scherz sein.«

»Sag schon! Was steht da?«, hakte er ungeduldig nach.

»Es gibt Steak ...«

Jamiah rieb sich die Hände. »Lecker!«

»Und Blut ... gewonnen aus den Körpern unschuldiger Menschen.« Ich lachte.



Wir brachten die Waffen in Anschlag und drückten gegen die Tür: abgesperrt. Chrissy zeigte auf eine breite, geschwungene Treppe, die eine Etage höher zu einer Sonnenterrasse führte. Oben angekommen, blickten wir durch die Glasfronten und suchten nach einer Möglichkeit, ins Gebäude einzudringen, ohne die Fenster zu zerschlagen. Patrick winkte uns heran und zückte sein Messer. Er zwängte die Klinge in den Spalt einer Glastür und stemmte sich dagegen. Kurz darauf stand Jamiah mit einer Brechstange aus seinem Rucksack neben uns und quetschte sie in die Lücke. Wir zogen und drückten, bis das Schloss schließlich knackte und die Tür aufsprang.

Jamiah und ich gingen mit Cleo vor, gefolgt vom Rest. Im Inneren des Gasthofs war von der beängstigenden Stimmung nichts mehr zu erkennen. Moderne Möbel reihten sich nahtlos mit alten Ritterrüstungen,

Ölgemälden und Steinwänden aneinander. Orientalische Teppiche mit aufwendigen Mustern zierten den Boden, der aus dunklem Holz bestand und einen Kontrast zum Interieur bildete.

»Zimmerservice«, rief ich und stampfte mehrmals laut auf den Boden. Aber der Gasthof blieb still.

Chrissy ging hinter den Empfang, öffnete einen Schrank und nahm sämtliche Schlüssel an sich.

Die Zimmer waren hell und geräumig und erweckten den Eindruck, als stammten sie von Herrschern längst vergangener Zeiten. Auch der Gasthof war sauber – buchstäblich. Er wurde fein säuberlich hinterlassen und geschlossen, bevor das Virus ausbrach. An keiner Stelle fanden sich Hinweise, die auf ein gewaltsames Eindringen von unliebsamen Kreaturen schließen ließ.

Unsere Gruppe hatte Zimmer in derselben

Etage bezogen und den Wagen hinterm Haus versteckt. Emma, Hayley, Cleo und ich hatten es uns in einem der Zimmer gemütlich gemacht und lagen in unseren Betten, die Sonne war bereits untergegangen. Grillen zirpten und der Wind brachte die Bäume vor dem Fenster zum Rascheln.

»Emma? Schläfst du schon?«, fragte ich mit leiser Stimme.

Ihr gleichmäßiges, ruhiges Atmen war Antwort genug. Hayley lag neben uns im Bett und hielt Hasi fest umklammert. Ich schloss die Augen und dachte an morgen. Vermutlich würden sich dann meine schlimmsten Befürchtungen bewahrheiten.

Ich war schon fast eingeschlafen, als mich ein seltsames Geräusch vor dem Fenster weckte. Unsicher, ob ich es mir nur eingebildet hatte, spitzte ich die Ohren und lauschte. Aber da war nichts. Müde rollte ich mich zur Seite und ärgerte mich, wieder wach zu sein.

Aber während ich versuchte einzuschlafen, wurde mir schlagartig bewusst: da war wirklich nichts. Gar nichts. Die Grillen hatten aufgehört zu zirpen und die Bäume raschelten nicht mehr. Ich riss die Augen auf und hielt die Luft an. Wieder vernahm ich das seltsame Geräusch. Fast hörte es sich wie ein ... *Knacken* ... an. Und irgendwie kam es mir so vor, als hätte ich es schon einmal gehört – nur wo?

Ich stieg aus dem Bett und schlich zum Fenster. Dicke Wolken schoben sich in unregelmäßigen Abständen vor den Mond und hüllten die Nacht in ein dunkles Schwarz. Ich kniff die Augen zusammen und ließ den Blick schweifen: Wiesen, Hügel, dahinter Bäume. Jetzt bemerkte ich, warum der Fluss vor dem Gasthof ausgetrocknet war. Nicht weit von uns wurde er umgeleitet und führte durch einen künstlich angelegten Kanal. Einige Zeit verweilte ich vor dem Fenster, starrte nach draußen und genoss die Stille.

Als ich wieder zurück ins Bett steigen wollte, bemerkte ich auf einmal, dass unsere Tür einen winzigen Spalt offen stand. Ich hätte schwören können, sie vor dem zu Bett gehen geschlossen zu haben ... ob der Wind sie geöffnet hat? Ich nahm mein Gewehr, schlich zur Tür und lauschte. Cleo war mit einem Satz neben mir. Stück für Stück

öffnete ich die Tür und spähte hinaus in den Gang. »Hallo?«, fragte ich zaghaft und schaltete die Taschenlampe an. Doch im Gang sprang mir nur eine gähnende Leere entgegen, alles sah aus wie zuvor. Langsam gingen Cleo und ich an den Türen der anderen vorbei, bis wir am Ende des Gangs umdrehten und zurück ins Zimmer schlichen. Diesmal stellte ich aber sicher, dass die Tür auch wirklich geschlossen war.

Ich legte mich wieder neben Emma und streifte mir durch den Bart. Seit wir über die Brücke gefahren waren, ließ mich das beklemmende Gefühl nicht los, dass etwas mit dem Gasthof nicht stimmte. Warum hatte niemand vor uns versucht hier einzudringen? Immerhin war der Gasthof ausgeschildert und leicht zu finden. Ich verwarf die Gedanken und kuschelte mich unter die warme Decke. Es dauerte nicht lang, und ich war wieder eingeschlafen.

Erneut weckte mich ein Knackgeräusch – diesmal war ich mir aber sicher, es mir nicht eingebildet zu haben. Schlagartig sprang ich aus dem Bett, griff nach meinem Gewehr und eilte zum Fenster: Im Schutz der Dunkelheit huschte etwas vorbei, dann war es verschwunden. Sofort weckte ich Emma und warf meine Klamotten über.

»Was ist passiert?«, fragte sie verschlafen und sah mich an.

Ich zuckte mit den Achseln und presste einen Finger gegen den Mund. »Weck die anderen!« Leise öffnete ich die Tür, stellte sicher, dass niemand im Gang war, und huschte zu Patrick ins Zimmer, während Emma zu Jamiah und Chrissy schlich. Als auch Megan wach war, versammelten wir uns in unserem Zimmer und schlossen die Tür ab.

»Was hast du gesehen?« Ein Ausdruck von Unsicherheit und Furcht stand Megan ins

Gesicht geschrieben.

»Ich weiß nicht, was es war«, sagte ich.  
»Da war ein Schatten, dann war er weg.  
Aber so wie er lief, kann es unmöglich ein  
Mensch gewesen sein; vielmehr sah es wie  
eine *Kugel* aus.«

»Eine Kugel?« Jamiah runzelte die Stirn.

»Seid still!«, zischte Chrissy und zeigte  
nach draußen.

Etwas tauchte für kurze Zeit hinter einem  
der Hügel auf, lief über die Wiese und war  
dann verschwunden.

»Shit! Was war denn das?« Patrick  
umklammerte sein Gewehr und drückte es  
fest an sich.

»Das müssen Menschen sein«, vermutete  
Emma und sah uns eindringlich an. »Ohne  
Grund laufen Zombies nicht so schnell ...«

»Die müssen uns beobachtet haben und  
gefolgt sein«, flüsterte Megan. »Und wollen  
jetzt an unsere Vorräte ... oder den Wagen.«



»Oder es geht ihnen um nichts von beidem – sondern um *uns*.«

Als Emma das Aussprach, sahen wir uns an, als würde uns in diesem Moment schlagartig bewusst werden, dass wir in eine Falle getappt waren. Jetzt realisierte ich auch, wieso der Gasthof in so gutem Zustand war: Die Türen waren *abgeschlossen*. Anscheinend waren wir in ihr zu Hause eingedrungen.

»Zum Wagen!«, flüsterte Jamiah und schlich zur Tür. »Holt eure Sachen, und dann nichts wie weg hier.«

Auf Zehenspitzen folgten wir ihm und warfen einen Blick in den Gang. Er war leer. Schnell suchten wir unsere Sachen zusammen, stiegen leise die Treppen hinab und blieben vor der aufgebrochenen Verandatür stehen. Wir spähten nach draußen und schoben sie auf.

»Bleibt zusammen«, flüsterte ich und ging

mit Cleo vor.

Aufmerksam näherten wir uns der steinernen Treppe und blickten zu den Hügeln. Von den Gestalten war weder etwas zu sehen noch zu hören. Wir waren schon fast ums Haus, als wir ein verdächtiges Geräusch vernahmen. Sofort brachten wir unsere Gewehre in Anschlag und warteten ab.

Stille.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Patrick und blickte nervös in jede Richtung.

»Solange da draußen irgendwelche Gestalten frei herumlaufen, mache ich hier kein Auge mehr zu«, entgegnete Megan.

»Lasst uns abhauen, mir war diese Gruft von Anfang an nicht geheuer«, wisperte Jamiah.

Ein Ast brach.

»Das sind keine Menschen«, flüsterte ich, als Cleo anfang zu knurren. »Zurück ins Ho-«  
Es war zu spät. Aus der Dunkelheit tauchte

ein Schatten auf, dann noch einer und noch einer. Sie näherten sich mit furchteinflößender Geschwindigkeit, machten dabei aber keinen Laut außer einem verräterischen Knacken.

»LAUFT!«, brüllte Jamiah und drehte auf der Stelle um.

Wir sprinteten zurück zur Treppe, erreichten die Verandatür und zogen sie hinter uns zu. So schnell wir konnten, liefen wir durch den Empfangsbereich, am Restaurant vorbei und nach oben in unser Zimmer.

»Blockiert die Tür!«, rief Emma und stemmte sich gegen eine Kommode.

Schnell schoben wir auch noch das Bett und einen Wandschrank davor und zwängten uns in die andere Seite des Raumes.

»Verdammt, was war das?«, fragte Megan.

Patrick zuckte mit den Schultern. »Ich habe keinen blassen Schimmer ...«

»Damals ... in der Stadt«, sagte ich und schnaufte. »Da haben wir so ein Ding schon einmal gesehen.«

Emma nickte. »In der Kanalisation. Es hat nicht geschrien, nicht gebrüllt ... nur geknackt.«

Eine Scheibe klirrte.

Entgeistert blickten wir nach unten, als wäre der Boden durchsichtig.

»Das muss die Verandatür gewesen sein«, vermutete Chrissy.

»Hört ihr was?« Megan schluckte.

»Pst!«, zischte ich, schob mich am Bett vorbei und drückte mein Ohr gegen die Tür. Nach einer Weile nahm ich plötzlich ein leises Platschen wahr. »Es geht die Treppe hoch.«

Emma eilte zum Fenster und blickte nach draußen. »Los, hier geht's raus!«

»Was? Aber da draußen warten bestimmt noch mehr davon!«, entgegnete Megan.

»Wir haben keine andere Wahl!« Sie öffnete das Fenster, streckte langsam das Gewehr raus und zielte in jede Richtung. »Die Luft ist rein! Wir können über -«

BUMM, BUMM!

Die Kreatur schlug unaufhaltsam gegen die Tür, sodass der Putz von der Wand bröckelte. Ein Bild flog vom Nagel und landete auf dem Boden. Kurz darauf splitterte Holz, und eine schwarze Hand wurde durch die winzige Öffnung gestreckt.

»Durchs Fenster!«, rief ich und legte meine Waffe an. Im Schein der Taschenlampe zog die Kreatur die Hand zurück und ein gelb unterlaufenes Auge trat ins Licht. Für einen Sekundenbruchteil starrte es mich an, dann drückte ich ab und verschoss ein gesamtes Magazin. Am Ende blieb von der Tür kaum etwas übrig. Das Hämmern war verstummt.

»Ist es tot?«, fragte Jamiah.

Bevor wir darauf eine Antwort wussten, hörten wir viele nasse Füße über die Treppe poltern.

»Raus hier!«, brüllte ich und rannte zum Fenster.

Chrissy stieg als Erste nach draußen, gefolgt von Megan. Die beiden Frauen hangelten sich am schmalen Mauervorsprung entlang und verschwanden aus meinem Blickfeld. Hinter ihr stieg Emma aus dem Fenster, der ich Hayley überreichte.

»Beeilt euch!«, rief Patrick und blickte panisch zur Tür, die gerade in alle Einzelteile zerlegt wurde. Nur noch der Schrank und das Bett hinderten die Kreaturen daran, uns bei lebendigem Leib zu zerfleischen.

Während Jamiah und Patrick sich fast gleichzeitig aus dem Fenster zwängten, hob ich Cleo auf meine Schultern und kletterte aufs Fensterbrett. Hinter mir gab es einen

gewaltigen Schlag, eine der Kreaturen quetschte sich am Bett vorbei und rannte auf mich zu. Ihr Körper war übersät mit aufgeblähten Pusteln und Beulen, die Haut schwarz und glitschig. Nachdem ich auch den zweiten Fuß auf den Vorsprung setzte, schnappte eine Klaue nach meinem Bein, der ich gerade noch ausweichen konnte. Ich versetzte der Kreatur einen Tritt ins Gesicht und hangelte mich über das Dach zu den anderen.

Wir befanden uns viele Meter über dem Boden – genug, um sich beim Sprung beide Beine zu brechen. Mit Cleo auf den Schultern und nur einer Hand frei standen die Chancen ungemein höher. Vorsichtig hangelten wir uns am Mauervorsprung entlang, bis eine schmale Wartungsleiter auf flach zulaufende Dach führte. Oben setzte ich Cleo ab und duckte mich, die Ziegel klapperten dabei mit jedem Schritt.

»Wohin?«, fragte Chrissy und sah sich um.

Emma zeigte auf einen Baum, dessen Äste in unmittelbarer Reichweite zum Dach gewachsen waren. »Wenn wir an ihm runterklettern, sind wir schneller am Wagen.«

Ich nickte. »Das könnte klappen ...«

So leise wie möglich schlichen wir übers Dach, bis plötzlich eine Scheibe klirrte und Megan lauthals schrie. Erschrocken fuhren wir herum und sahen, wie sie sich verzweifelt am Fensterrahmen einer Dachluke festklammerte. Etwas zog an ihr und versuchte, sie mit ins Ungewisse zu reißen.

»Hilfe!«, schrie sie und kreischte voller Angst.

Blitzschnell eilten wir zu ihr, warfen uns auf die Dachziegel und zogen an ihren Armen. In dem Tumult erkannte ich nicht, wer oder was an ihr zerrte, aber es mussten



viele sein. Megan schrie, und langsam drohten ihre Arme aus unseren Händen zu gleiten. Mit aller Kraft stemmten wir uns dagegen und hielten sie fest, ehe es auf einmal einen gewaltigen Ruck gab und Megan in die Tiefe rutschte.

»Megan!«, schrie ich und krabbelte an den Rand der Luke, doch sie war verschwunden. Ihre verzweifelten Schreie drangen zu uns, ehe sie abrupt verhallten. Ich leuchtete in das Loch und entdeckte eine frische Blutspur, die aus einer Tür führte. Ohne lange nachzudenken, drehte ich mich um und ließ mich die Dachluke hinab. Während Jamiah seine Beine nach unten streckte, um mir zu Hilfe zu kommen, schlich ich bereits durchs Zimmer und blieb an einer Tür stehen. Laute Knackgeräusche durchdrangen die Stille – von denen ich mir nicht sicher war, ob es nicht sogar das Brechen von Knochen war. Mit der Waffe im Anschlag folgte ich der

Blutspur, die am Ende des Flurs abbog und in ein weiteres Zimmer führte. Ich deckte die Taschenlampe mit der Hand ab und ließ nur einen winzigen Spalt leuchten; jeden Moment rechnete ich damit, direkt in die Arme einer der Gestalten zu stolpern. Doch als ich am Ende des Flurs um die Ecke blickte und den nackten, knöchrigen Buckel der Kreatur sah, die sich über Megan beugte und ihr ein Stück des Halses herausriss, gefror mir das Blut in den Adern.

Jamiah packte mich an der Schulter und zerrte mich weg. »Du kannst nichts mehr für sie tun ... komm!«

Aufgelöst schlich ich zurück, stieg wieder aufs Dach und blickte in die Gesichter der anderen. Ein Kopfschütteln verdeutlichte ihnen, dass wir Megan nie wieder sehen würden. Ich nahm Cleo auf meine Schultern, griff nach einem Ast und kletterte nach unten, bis wir knapp über dem Boden verharrten.

Von irgendwoher vernahmen wir wieder das seltsame Knacken, das sich wie zwei aufeinanderschlagende Steine anhörte.

»Und los!«, flüsterte ich und sprang auf den Boden.

Sofort sprinteten wir zum Wagen, ließen den Motor an und rasten vom Parkplatz. Aber nach nur wenigen Metern entdeckte ich im Augenwinkel eine weitere Gestalt, die mit hoher Geschwindigkeit durch eine Glasfassade sprang und auf der Motorhaube landete. Mit einer Hand klammerte sie sich fest, mit der anderen schlug sie wutentbrannt gegen die Windschutzscheibe.

»Knallt es ab!«, brüllte Patrick und fuchtelte mit seinem Gewehr herum.

Emma hob ihre Waffe und drückte ab. Meine Ohren klingelten, und von der Scheibe blieb nicht viel übrig; regungslos brach die Kreatur zusammen und rollte von der Motorhaube. Der Wagen rumpelte, als wir

mit dem Hinterreifen über ihren Kopf rasten und sie auf der Straße zurückließen.

»Verfluchte Scheiße! Was sind das für Dinger?!« Jamiah war außer sich. Mehrmals blickte er zurück und fluchte lautstark.

Emma wischte sich eine Träne aus dem Gesicht und schluckte schwer. »Arme Megan ... das hat sie nicht verdient.«

»Wenigstens musste sie nicht leiden«, versuchte Patrick sie aufzumuntern, erreichte aber das genaue Gegenteil. Emma und Chrissy brachen nun beide in Tränen aus.

»Dieses Virus geht mir gehörig auf die Eier ... Bestimmt entspringen diese Kreaturen irgendwelchen kranken Machenschaften kranker Menschen aus noch krankeren Geheimlaboren. Das ist doch krank!« Jamiah kurbelte das Fenster runter und schnappte wie ein Fisch nach Luft.

Wir ließen die Gemäuer hinter uns und fuhren die ganze Nacht hindurch, bis rot-

lilafarbene Wolken am Himmel aufzogen und zusammen mit den ersten Sonnenstrahlen einen neuen Tag ankündigten. Umrisse der Alpen zeichneten sich am Horizont ab und hätten mich glücklich stimmen sollen, doch mein Herz war voller Trauer.

»Wie spät ist es?«, fragte ich und streckte meine müden Glieder. Mein Genick schmerzte und mein Arm war eingeschlafen und kribbelte.

»Mittag«, antwortete Emma und seufzte.

Wir hatten die Nacht auf einem Rastplatz verbracht, aber jetzt war der Wagen leer, auch Hayley fehlte.

»Wo ist der Rest?«

»Chrissy hat irgendwas entdeckt, das wollten sie sich näher anschauen.«

Ich hob die Augenbrauen. »Essen?«

Emma schüttelte den Kopf. »Sie hat von einem Wohnwagen erzählt.«

»Und Hayley ist mit ihnen mit?«

»Chrissy hat versprochen, auf sie aufzupassen ... außerdem sind Patrick und Jamiah dabei, die kriegen das schon hin.«

Ich atmete schwer ein und nickte.

Minuten vergingen und niemand kam. Weit und breit war von einem Wohnwagen nichts zu sehen. Ich drehte das Funkgerät lauter und sprach mehrmals hinein.

Niemand antwortete.

Langsam wurde ich nervös; ich starrte auf die Uhr und tippte gegen das Lenkrad. »Hat sie was über den Wohnwagen gesagt? War er verlassen?«

»Nein ... das hat sie nicht erwähnt.«  
Emma sah mich verunsichert an.

Doch nur wenig später rollte ein weißes Ungetüm um die Ecke und zerstreute unsere Sorgen. Ich erblickte Hayley auf dem Beifahrersitz, ihre Augen strahlten voller Begeisterung. Freudig gluckste sie und kaute

auf Hasis Ohr herum, als Jamiah neben uns hielt und das Fenster runterkurbelte.

»Willst du im Wohnwagen mitfahren?«, fragte ich Hayley und lächelte.

»O ja!«, rief sie begeistert und lehnte sich in den dick gepolsterten Sitz zurück.

Nach etwa einer Stunde Fahrt befanden sich die Berge nun unmittelbar vor uns, die Straßen wurden hügelig und die Laubbäume wechselten zu Nadelwäldern. Wir pesten gerade eine Autobahn entlang, als wir am Horizont eine Straßenblockade aus ausrangierten Lkws erblickten.

»Da kommen wir nicht vorbei«, sprach ich ins Funkgerät und hielt Ausschau nach einer Ausfahrt.

Wir fuhren ab und entschieden, vorerst auf Landstraßen zu bleiben. Aber schon bald begannen zerschossene Wagen die Fahrbahn zu säumen, und manchmal kam es mir so vor,

als seien die Menschen darin noch gar nicht lange tot. Auch Emma blickte skeptisch aus dem Fenster.

»Die sehen gar nicht aus wie Zombies ...«, raunte sie.

»Halt die Augen offen ... mir gefällt das nicht.«

»Sollen wir die Route ändern?«

Ich seufzte und griff nach dem Funkgerät. »Irgendetwas stimmt hier nicht. Bleibt wachsam; sobald es möglich ist, ändern wir die Route.«

»Gerade haben wir darüber geredet: Die Toten sehen nicht aus wie Zombies«, meinte Chrissy.

An der nächsten Kreuzung bogen wir ab und wählten einen unauffälligeren Weg; er führte über eine schmale, schlecht befestigte Landstraße, die in einiger Entfernung geradewegs in einen Wald hineinführte. Die Straßen wurden leerer, weit und breit waren



nun keine Wagen mehr zu sehen. Doch trotzdem – oder gerade deswegen – begann mein Herz zu pochen. Emma entsicherte ihr Gewehr und musterte aufmerksam die Gegend.

Der Wald kam auf uns zu, nur um uns kurz darauf in seinem riesigen Schlund zu verschlucken. Umgestürzte Bäume, dicke Äste und allerlei Laub bremsten uns ab und brachten uns manchmal beinahe zum Stehen. Ein Sturm hatte gewütet und dabei eine Schneise der Zerstörung hinterlassen.

Als ein Baum quer zur Fahrbahn lag, stoppte ich den Wagen und sah mich nervös um. »Kommt ihr mit eurem Teil durchs Gelände?«

»Das ist ein Wohnmobil, kein Monstertruck – in dem Unterholz bleiben wir stecken. Wir haben keine Wahl, entweder wir drehen um, oder wir räumen den Baumstamm weg«, meinte Jamiah.

»Dann lasst uns nicht lange reden. Los, räumen wir das Ding von der Spur und dann weiter«, meinte Patrick.

Widerwillig fuhr ich mir durch die Haare und blickte zu Emma.

»Ich gebe euch Feuerschutz«, sagte sie und stieg mit Cleo aus.

Wir knoteten mehrere Bettlaken zusammen, die wir im Wohnwagen fanden, tränkten sie im Schlamm neben der Straße und wickelten unser neugewonnenes Seil um den Baumstamm. Auch wenn mein Blick unablässig zum Wald wanderte, wurde ich das Gefühl nicht los, dass man uns beobachtete. Ich redete mir ein, es seien höchstens Ameisen und Käfer, deren Augen uns auf Schritt und Tritt verfolgten. Trotzdem zuckte ich bei jedem Klopfen eines Spechts oder Zwitschern eines Vogels zusammen.

Emma und Chrissy sicherten uns ab und hielten ihre Gewehre bereit zum Feuern,

Cleo stand aufmerksam daneben und beäugte uns kritisch. Die Enden der Bettlaken befestigten wir am Geländewagen, verknoteten sie und stellten uns hinter den Baumstamm. Während Chrissy in den Wagen stieg und vorsichtig Gas gab, stemmten wir uns gegen den Baum, bis er sich Stück für Stück von der Straße bewegte.

Nach einer halben Ewigkeit und mehreren Anläufen hatten wir es endlich geschafft: der Weg war frei. Unsere Kolonne setzte sich wieder in Bewegung und folgte der Straße, die sich durch den Wald schlängelte. Der Sturm hatte ganze Arbeit geleistet, nicht selten entdeckten wir ausgerissene Bäume, die samt ihres mächtigen Wurzelwerks wie Streichhölzer herausgerissen worden waren.

»Denkst du manchmal noch an zu Hause?«, fragte Emma, als wir gerade durch eine Lichtung fuhren.

Ich zögerte. »Manchmal ... aber es wird

weniger. Wer hätte gedacht, dass unser Traum so schnell zu Ende sein wird. Und wenn wir nicht finden, wonach wir suchen, frage ich mich, ob es das alles wert war ... oder ob wir nicht lieber in den USA hätten bleiben sollen.«

Sie blickte mich unsicher an. »Selbst wenn von ihnen niemand mehr am Leben ist, haben wir unser Bestes getan, um sie zu finden. Dann haben wir uns nichts vorzuwerfen.«

Ein leises Stöhnen entfuhr meiner Kehle. »Zu welchem Preis? Wesley und Milena sind tot, genauso wie Megan und Evan.«

Emma senkte den Blick. »Sie sind mitgekommen, weil sie es wollten. Sie wussten, in welcher Welt wir leben, welche Gefahren da draußen lauern. Aber hättest du an ihrer Stelle nicht dasselbe getan? Wofür lohnt es sich noch zu leben, wenn nicht für die wenigen verbliebenen Menschen, die uns

etwas bedeuten? Willst du dich für immer einsperren und darauf warten, dass du irgendwann zu alt bist, um den Zombies zu entkommen?«

»Nein.« Ich verzog den Mund. »Aber machen wir denn etwas anderes? Dein ganzes Leben hast du von einer eigenen Praxis geträumt. Jetzt gibt es keine Praxis mehr, niemand wird dich jemals wieder um Hilfe für sein Tier bitten.«

Emma stöhnte. »Manchmal laufen die Dinge eben anders, als wir uns erhoffen oder planen. Du weißt nie, welche Überraschungen das Leben morgen für dich bereithält – aber es ist an uns, deswegen nicht den Mut zu verlieren.«

Ich lehnte den Kopf zurück und schwieg. *Vieles passiert aus einem bestimmten Grund, doch verstehen wir manchmal erst später, warum.* Philomenas Worte geisterten in letzter Zeit häufiger durch meinen Kopf.

Verzweifelt versuchte ich einen Sinn dahinter zu erkennen, dass ein Virus nahezu die gesamte Menschheit zu Grunde richtete. Aber welchen Sinn konnte es dafür schon geben? War die Erde zu voll und dies ihr Befreiungsschlag? Eine Art *Neustart*? Sollten die Menschen gar Platz schaffen für eine intelligentere Spezies wie die Dinosaurier damals? Hoffentlich würde es dann aber eine sein, die nicht den Ast absägte, auf dem sie saß.

Emma packte mich plötzlich am Bein und brachte vor Schreck kein Wort heraus.

»Ach du ...« Abrupt bremste ich den Wagen ab, als hinter einer Kurve ein Militärlastwagen auftauchte. Er stand über beide Fahrspuren und versperrte jegliche Weiterfahrt. Zwei schwer bewaffnete Männer in Uniform machten uns deutlich, die Geschwindigkeit zu verringern.

»Was ist da vorne los?«, fragte Chrissy durchs Funkgerät.

»Abwarten – die sind vom Militär, vielleicht liegt vor uns ein Camp mit Überlebenden«, sagte ich und versteckte meine Pistole griffbereit unter dem Bein.

Emma gab Cleo ein Zeichen Still zu sitzen und verbarg ihr Gewehr unter der Jacke.

Ich hielt neben den zwei Gestalten und ließ das Fenster ein Stück herunter. »Wir

sind nur auf Durchrei-«

»A ruah is do!«

»Was?«

»Preißn«, sagte ein schmaler, hochgewachsener Soldat und lachte.

»Wer seid ihr, woher kommt ihr, was wollt ihr hier?«, fragte der andere und beugte sich zum Fenster hinab. Sein dickes Maschinengewehr rutschte dabei über seinen Rücken und zeigte mit dem Lauf direkt auf mich.

»Nur ein paar Freunde auf der Suche nach ihren Eltern. Wir wollen keinen Ärger. Falls die Straße gesperrt ist, drehen wir einfach um«, erklärte ich.

Der Soldat mit dem Dialekt schüttelte den Finger. »Na, ihr bleibt's sche do!«

Im Außenspiegel bemerkte ich, wie ein weiterer Lkw hinter dem Wohnwagen auftauchte und uns einkesselte. Es war der Moment, in dem mir klar wurde, dass der



Tag anders laufen würde als geplant. »Kann dein Freund kein Deutsch, oder was ist sein Problem?«, fragte ich genervt und schnalzte mit der Zunge.

»Du redest nur, wenn du gefragt wirst, Freundchen.«

»Wir sind keine Freunde.«

Die Miene der beiden verdunkelte sich; mit zusammengekniffenen Augen sahen sie mich an. »Wartet hier!« Die beiden gingen zurück zum Lastwagen, stiegen ein und nahmen einen Hörer in die Hand.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Emma nervös.

»Sie erschießen. Die lassen uns nicht gehen, die sind auf Ärger aus.«

»Adrien, was wollen die zwei Hampelmänner?«, fragte Jamiah.

»Ich will euch ja nicht beunruhigen, aber zurück kommen wir nicht mehr«, sagte Patrick.

»Schon gesehen ...« Meine Hand wanderte zur Pistole. »Macht euch bereit – wenn sie den Lastwagen nicht freiwillig aus dem Weg fahren, müssen wir es tun.«

Die zwei Soldaten stiegen wieder aus.

»Ruhe!«, zischte ich ins Funkgerät und rang mir ein Lächeln ab.

»Im Namen des Königs von Bayern werdet ihr hiermit wegen Landfriedensbruch festgenommen!«, riefen die beiden und kamen schnellen Schrittes auf uns zu.

»König von was? Haben die den Verstand verloren?« Emma schüttelte fassungslos den Kopf.

»Das bedeutet Ärger«, flüsterte ich und ging in Gedanken meinen Fluchtplan durch. »Emma, du nimmst den Kleinen mit dem Schnauzbart, ich knöpfe mir die Bohnenranke vor.«

Die Soldaten teilten sich auf und gingen jeweils zu unseren Türen.

»Im Wald!«, flüsterte Emma aufgeregt.

Auf einmal entdeckte ich dutzende Gestalten versteckt hinter Bäumen. »Ein Hinterhalt!« Blitzschnell zog ich meine Pistole hervor und jagte dem Soldaten eine Kugel zwischen die Augen, Emma zückte ihr Gewehr und verpasste dem zweiten neue Luftlöcher. »Fahrt!«, brüllte ich ins Funkgerät und drückte das Gaspedal durch.

Ich lenkte den Wagen von der Straße hinab und hörte die ersten Schüsse durch die Luft pfeifen. Wir rasten durchs Unterholz und gelangten hinter dem Lastwagen wieder auf die Straße, doch als wir zurückblickten, sahen wir, dass Jamiah mit dem Wohnmobil steckengeblieben war und keinen Zentimeter vorwärts kam. Dunkle Gestalten kamen aus dem Wald gelaufen und umzingelten sie.

»Zurück! Die sitzen in der Klemme«, rief Emma und sah mich voller Entsetzen an.

Doch ich beschleunigte den Wagen und

raste davon.

»Was machst du?! Bleib stehen!«

»Emma, hast du nicht gesehen? Die sind in der Überzahl! Sobald wir zurückfahren, werden sie uns ebenfalls gefangen nehmen. Wenn wir den anderen helfen wollen, müssen wir herausfinden, wo die Soldaten sie hinbringen.«

»Sie werden sie umbringen!«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, werden sie nicht, vertrau mir.«

Emma zog die Stirn kraus. »Wie kannst du dir da so sicher sein? Die sind nicht zurechnungsfähig!«

»Wenn sie uns hätten umbringen wollen, hätten sie erst gar nicht so einen Umstand bereitet, sondern uns einfach in einen Hinterhalt gelockt und umgelegt.«

Wir rauschten über die Straße, bis wir nach einigen Kilometern auf einen Forstweg abbogen. Ich parkte den Wagen hinter einer

Ansammlung von Nadelbäumen, schmiss Laub und Erde aufs Blech und nahm Cleo an die Leine. Dann näherten wir uns wieder der Landstraße und legten uns flach auf den Boden, robbten in eine Mulde und bedeckten uns mit Erde.

Nur wenige Minuten vergingen, ehe ein Wagen mit hoher Geschwindigkeit an uns vorbeiraste, doch in ihm saßen nur vier Soldaten – von Jamiah, Chrissy, Patrick und Hayley fehlte jede Spur.

»Die suchen nach uns«, flüsterte ich.

»Hayley ...« Emmas Stimme zitterte, ihre Augen wurden glasig.

»Ich habe ihrer toten Mutter ein Versprechen gegeben – und ich werde es halten.«

Eine Viertelstunde später vernahmen wir das Dröhnen von Motoren, kurz darauf donnerten zwei Lastwagen über die Straße, gefolgt von dem Wohnmobil. Unsere Freunde

und Hayley saßen mit gefesselten Händen auf der Tragfläche des Lastwagens und hielten die Köpfe gesenkt. Wir rannten zurück zum Wagen und folgten der Richtung, in die sie gefahren waren. Es dauerte nicht lange, und wir hörten wieder den Konvoi. Viele Kilometer ging es durch den Wald, talabwärts an einem kleinen Dorf vorbei und wieder in höhere Lagen. Als wir das behäbige Quietschen von Bremsen vernahmen, stoppte ich den Wagen.

»Sie haben angehalten«, flüsterte Emma.

»Wir parken das Auto hier und gehen zu Fuß weiter.«

Die Äste und Nadeln eines umgestürzten Baumes dienten unserem Wagen als Tarnung, reflektierende Lichter deckten wir mit Erde und Schlamm ab. Unsere Gesichter und Arme blieben nicht von der unfreiwilligen Schönheitskur verschont, auch Cleos weißes Fell musste dran glauben. Nachdem wir alle

drei wie Schornsteinfeger aussahen, schlichen wir den Wald entlang und hielten Ausschau nach Wachposten oder Patrouillen. Unerwartet packte Emma mich am Arm und hielt mich zurück. Auf der Straße fuhr ein Geländewagen mit Tarnmuster vorbei, dahinter erspähten wir eine Straßensperre und einen Wachposten.

Wir änderten unsere Route und machten einen großen Bogen, schlichen durchs Unterholz und gelangten schließlich ans Ende des Waldes. In einiger Entfernung war ein See zu sehen, daneben weite Wiesen und Felder. Dahinter standen Häuser und Zelte, umgeben von hohen Zäunen.

»Adrien, schau«, flüsterte Emma und zeigte auf einen weißen Punkt. Das Wohnmobil ragte wie ein Leuchtsignal aus dem sonst in Tarnmuster gehüllten Camp; was aber aus unseren Freunden geworden war, blieb im Ungewissen. »Wie kommen

wir da ran, ohne dass man uns auf halber Strecke entdeckt?« Nachdenklich kaute sie auf der Lippe.

»Bei Nacht wird man uns nicht kommen sehen. Das ist unsere Chance.«

»Und wenn sie Nachtsichtgeräte haben oder das Gebiet um das Camp ausleuchten?«

Daran hatte ich nicht gedacht. Also müssten wir sie ablenken – nur wie?

Wir schlichen zurück in den Wald und am Wachposten vorbei. Als wir unserem Wagen schon ganz nah waren, vernahmen wir auf einmal Stimmen. Sofort duckten wir uns und suchten hinter einen Baum Deckung. Wurzel für Wurzel, Ameisenhaufen für Ameisenhaufen näherten wir uns dem Lärm. Drei Männer in Uniform liefen um unseren Wagen und riefen sich etwas zu. So wie es aussah, versuchten sie unsere Spuren auszumachen.

»Wenn die dem König Bescheid geben,



werden noch mehr kommen und nach uns suchen«, flüsterte ich.

»König? Fängst du jetzt auch damit an?« Emma spitzte die Lippen. »Dem König werde ich noch was erzählen.«

Wir beobachteten die drei für einige Zeit und verhielten uns ruhig, dann flüsterte sie mir etwas ins Ohr.

»Hilfe! Ist da jemand? Bitte, so helft mir doch!« Emma klang wirklich überzeugend.

Die drei schreckten hoch. Angestrengt ließen sie die Blicke schweifen, konnten sie aber nicht sehen.

»Hier hinten! Hilfe!«, rief sie erneut und winkte verzweifelt.

Ich hörte die Männer etwas sagen, aber sie schienen nicht mit Intelligenz gesegnet worden zu sein.

»Hier hinten, ihr Trottel! Mensch, muss man denn alles selbst machen?« Emma stand auf, humpelte ihnen entgegen, und als die

Soldaten sie endlich bemerkten, ließ sie sich theatralisch zu Boden fallen.

Die Männer grölten und piffen, gingen auf sie zu und lachten triumphierend. Unterdessen machte ich mich bereit und zückte mein Messer.

»Na, wen haben wir denn da? Hat man dich zurückgelassen, Schätzchen?«

Wieder lachten sie.

»Ja, ich habe mir den Fuß verstaucht oder gebrochen. Könnt ihr mir helfen?«

Einer der Soldaten, der über seinem Gürtel eine kleine Wampe spazieren trug, zog den Helm ab und wischte sich die spärlichen, verschwitzten Haare zur Seite. »Und ob wir dir helfen können, Süße ...«

Sein überhebliches Lachen verriet mir, dass er angebissen hatte. Mit meinen Händen formte ich eine Art Sprachrohr und versuchte, das Röhren eines Hirsches nachzuahmen. Leider hatte ich keine Ahnung,

wie Hirsche röhren, und so kam es eher einer defekten Tröte gleich.

»Was war das?«, fragte einer der Männer und sah sich erschrocken um.

»Vermutlich hat ein Reh gefurzt, weiter nichts«, entgegnete ein anderer.

»Rehe furzen?« Ihm war anzusehen, dass ihn die Antwort nicht zufriedenstellte.

Der Soldat mit den wenigen Haaren drehte sich um, während er sich den Gürtel auszog. »Schaut nach, ihr zwei! Ich *kümmere* mich derweil um unsere Gefangene ...«

»Der König wird mächtig sauer sein, wenn er das erfährt.«

»Ach ja?« Verärgert fuhr der Soldat herum, dabei lugte seine Wampe nun offen unter dem Hemd hervor. »Der König wird davon nichts erfahren, hast du mich verstanden?! Also, sucht jetzt nach dem Reh und bringt es mir! Heute Abend gibt es einen saftigen Braten!«

Die zwei Soldaten sahen sich an, zuckten mit den Schultern und schwirrten in entgegengesetzte Richtungen aus.

Ich duckte mich und atmete flach und leise, ließ keinen von ihnen auch nur eine Sekunde aus den Augen.

»Hey, was hast du vor? Geh weg von mir, du Widerling!«, rief Emma und trat mit den Beinen um sich, als der Soldat nur noch in Unterhosen vor ihr stand.

*Wenige Meter noch ...* Ich zog meine Klinge an mich heran ... *zwei Meter ...* Als einer der Soldaten nahe dem Baum vorbeikam, hinter dem ich mich versteckte, schnellte ich wie eine Schlange hervor, ramnte ihm die Klinge in den Hals und drückte seinen Mund zu. Lautlos zog ich ihn hinter den Baum und wartete. Niemand hatte uns bemerkt. Ich gab Cleo ein Zeichen zu warten, huschte von Baum zu Baum und näherte mich dem anderen Soldaten, der

gerade durchs Unterholz stapfte. Im Bruchteil einer Sekunde drang die Klinge in seine Brust, er schnappte verzweifelt nach Luft, dann tränkte sein Blut den Boden.

»Cleo, fass!«, brüllte ich, und sofort erhob sie sich aus ihrer Deckung und sprintete los. Bevor der verbliebene Soldat wusste, wie ihm geschah, verbiss sie sich in seinen Arm und zog ihn von Emma weg.

Diese sprang auf, kickte seine Pistole weg und bäumte sich vor ihm auf. »Das ist dafür, dass du widerlicher Kerl eine Frau in Not schamlos ausnutzt!« Mit voller Wucht trat sie gegen seine Unterhose.

Er jaulte schmerzerfüllt auf und versuchte, seinen blutigen Arm aus Cleos Fängen zu befreien, ehe ich sie zu mir rief.

Emma richtete das Gewehr auf den Kopf des Soldaten und kniff die Augen zusammen. »Wo ist Hayley?«

Der Mann wimmerte und begann zu

weinen.

Sie gab ihm eine schallende Ohrfeige. »Hör auf zu flennen, du Waschlappen! Wo habt ihr Hayley hinggebracht?«

»Was? Ich verstehe nicht ...« Nur mühsam schaffte er es, seine Tränen zu unterdrücken.

»Das kleine Mädchen! Stell dich nicht dümmer, als du bist«, blaffte ich.

»Ich weiß nichts von einem Mädchen, ehrlich! Ich schwöre es!«

Ich packte ihn am Kragen und schlug ihm mehrmals mit der Faust ins Gesicht. »Wo ist das Mädchen?«

Er spuckte Blut aus und röchelte. »Ich weiß ... von nichts ...«

»Also auf die harte Tour«, murmelte ich. Mit einem gezielten Schlag – vielleicht waren es auch ein paar mehr – setzte ich den Soldaten außer Gefecht und fasste mir an die Knöchel. »Wir müssen ihren Wagen verschwinden lassen, sonst wissen sie, wo

sie nach uns suchen müssen.«

»Und was machen wir mit ihm?« Emma schnaubte verächtlich.

»Erst mal bringen wir ihn hier weg, dann sehen wir weiter.«

Mit den zwei toten Soldaten an Bord raste ich in ihrem Geländewagen die Straße entlang, bis ich die ersten Zombies auf einem Feld entdeckte. Ich legte den ersten Gang ein und stieg zu Emma ins Auto.

Als der gefesselte Soldat wieder zu sich kam, hatten wir weit abseits auf einem Forstweg gehalten und starrten ihn an.

»Wo ... wo bin ich?«, stammelte er.

»Zumindest nicht bei deinen zwei Kollegen, die gerade als kleiner Appetithappen enden«, erwiderte Emma.

Er machte große Augen. »Die beiden sind mir egal – verschont mich, und ihr werdet nie wieder etwas von mir hören!«

»So wie du Emma verschonen wolltest?«  
Mit voller Wucht schlug ich ihm in den Magen. »Vergiss es!«

Er hustete und röchelte, kniff die Augen zusammen und heulte wieder los.

Ich hielt ihm die Pistole an den Kopf und zog den Hahn nach hinten. »Wenn ich dich noch einmal heulen höre, landet dein Hirn auf dem Fußboden. Also rei dich zusammen, dann werden wir dich auch nicht umbringen! Vielleicht. Wenn ich gut drauf bin. Also vermutlich nicht. Stell dich darauf ein, zu sterben.«

Der Soldat unterdrückte sich jeden weiteren Mucks und sah uns voller Angst an.

»Für wen arbeitest du?« Mein Finger schloss sich fester um den Abzug meiner Waffe. »Und wo habt ihr die Gefangenen hingebracht?«

Er schielte zum Pistolenlauf und schluckte laut. »Die sind ... beim König ... Wir hatten



Befehl, euch zu suchen. Mehr weiß ich nicht!«

»Wer ist dieser *König*?«, hakte Emma ungehalten nach.

»Ihr seid im Königreich von Bayern. Es gehört alles ihm.«

Noch einmal trat sie ihm in die Unterhose. »Das ist für den König!«

Der Soldat jaulte auf und biss die Zähne zusammen.

»Und bis wohin geht dieses ... *Königreich*?« Bei dem letzten Wort kam ich mir ziemlich dumm vor.

»Weit, sehr weit. Ihr befindet euch hier im Zentrum, im Herzen sozusagen. Der König glaubt, ihr seid geflohen. Man wird euch am wenigsten in der Nähe erwarten ... Es gibt eine Hütte, tief im Wald. Eine kleine Jagdhütte, kaum größer als ein Zimmer.«

Ich runzelte die Stirn. »Woher weißt du das?«

»Ich kenne die Gegend. Als Kinder haben wir dort oft gespielt, sie steht schon lange verlassen. Der König weiß nichts von ihr.«

Emma massierte sich genervt die Schläfen und stöhnte. »Okay, können wir uns ein für alle Mal auf etwas einigen? Ich nenne niemanden König, wir leben nicht irgendwo im Wunderland. Also, wie heißt dieser Knilch?«

»Sch ... Schorsch.«

»Was?«

»Georg.«

Emma lachte. »Georg also. Klingt gleich unspektakulärer. Und wie ist dein Name?«

»Ludwig.«

»Geht doch. Und wir sind Hinz und Kunz.«

Ludwig lotste uns zu einer Hütte, die tatsächlich weit abgeschieden war. Warum wir ihm vertrauten? Die Pistole, mit der

Emma nahe seinem Kopf spielte, war ein unschlagbares Argument, uns nicht an der Nase herumzuführen. Wir brachten die Sachen ins Haus, fesselten Ludwig an einen Holzbalken und tarnten den Wagen. Uns war klar, um mit Pauken und Trompeten ins Camp einzufallen, waren wir zahlenmäßig weit unterlegen. Und da ich weder eine Schildkröte mit Superkräften war noch fliegen konnte, musste unser Plan bombensicher sein – schließlich hatten wir nur einen Versuch.

»Gibt es einen Weg da rein, ohne dass wir auf Wachen stoßen?«, wollte ich wissen.

Ludwig schüttelte den Kopf. »Überall sind Patrouillen, keine Chance. Man würde euch bemerken, bevor ihr auch nur in die Nähe kommt. Aber es gibt einen Weg ... der See wird nicht bewacht, da der König – ähh, ich meine Georg – weiß, dass Zombies nicht schwimmen können.«

»Ein Boot wird man entdecken«, warf Emma ein. »Egal wie klein es ist.«

»Ein Ruderboot, vermutlich – aber nicht etwas flaches wie ein Floß.«

Emma und ich sahen uns an. Wo sollten wir auf die Schnelle ein Floß herbekommen?

»Und wenn wir es tatsächlich ins Camp schaffen sollten: Wie kommen wir an unsere Freunde? Wo werden sie gefangen gehalten? Was geschieht mit ihnen?«

»Falls eure Freunde dort sind, dann im Gemeindehaus. Georg hält sich Gefangene wie Sklaven. Frauen dienen ihm zum Vergnügen, Männer müssen hart arbeiten. Wer nicht arbeiten kann, wird erschossen. Ihr braucht eine Armee, mehrere hundert Männer sind ihm unterstellt.«

Emma lehnte sich auf einem alten Holzstuhl zurück und seufzte ausgedehnt. »Dagegen haben wir keine Chance.«

Nachdenklich fuhr ich mir durch den Bart.

»Abwarten.«

Stunden vergingen, in denen Emma und ich am Waldrand lagen und mit Ludwigs Fernglas das Lager beobachteten. Wir sahen zahllose Soldaten wie Ameisen herumwuseln, Fahrzeuge passierten die Tore und Patrouillen wechselten sich an den Außenposten ab. Das Lager war extrem gut gesichert, und selbst das war noch eine Untertreibung. Es würde kein leichtes Unterfangen werden, da reinzukommen, dessen war ich mir sicher. Als die Dämmerung heranbrach, kehrten wir zurück zum Versteck, in dem Ludwig noch immer am Holzbalken gefesselt auf uns wartete. Für das, was er Emma antun wollte, hätte ich ihn am liebsten umgelegt, aber ich brauchte ihn noch, immerhin war er die Schlüsselfigur

meines Plans.

Die Luft war verbraucht und stickig. Ich vernahm das Dröhnen eines Wagens, dann hielt er an. Schlagartig war ich wach. Emma lag neben mir im winzigen Bett, Cleo stand vor der Tür und Ludwig schlief gefesselt an der Wand, der Kopf lehnte auf seiner spärlich behaarten Brust. Panisch weckte ich Emma, drängte sie unters Bett und schob Cleo zu ihr. Dann befreite ich Ludwig vom Balken, wuchtete seinen massigen Körper hoch und quetschte mich mit ihm zu Emma unters Bett.

»Ein Wort, und ich lege dich um«, flüsterte ich ihm ins Ohr und hielt die Pistole an seine Schläfe.

Vor dem Haus hörte ich Schritte, ein Schatten tauchte unter dem Türspalt auf, dann klopfte es an die Tür.

»Wickerl? I bin's, da Huaba!«, rief eine

Stimme.

Meine Hand schloss sich fest um Ludwigs Mund.

Erneut klopfte es gegen die Tür, diesmal heftiger. Kurz darauf waren Tritte zu hören, dann flog die Tür auf. Ein frischer Wind wehte durch die Jagdhütte.

»Ludwig?«

Schwarze Stiefel waren zu sehen, traten langsam ein und gingen an uns vorbei. Der Mann drehte sich im Kreis, atmete laut ein und wieder aus.

»Na, herin isser a ned!« Schnellen Schrittes verschwand der Mann wieder und zog die Tür mit einem lauten Scheppern hinter sich zu.

Ein Motor sprang an, jemand wendete, dann wurde es leise. Wir harrten mehrere Minuten unter dem Bett aus und redeten kein Wort für den Fall, dass das Verschwinden nur vorgetäuscht war. Als sich nichts regte,



robbte ich langsam hervor, schlich zum einzigen Fenster und blickte nach draußen. Niemand zu sehen.

»Wer war das?! Woher wussten die, dass wir hier sind?« Meine Faust traf Ludwig mitten ins Gesicht.

Er jaulte auf, sagte aber kein Wort.

»Wenn ich nicht rechtzeitig wach geworden wäre, wären wir jetzt tot – du wusstest, dass man hier nach dir suchen wird! Du hast uns absichtlich in eine Falle gelockt!« Noch einmal schlug ich ihm mit aller Kraft ins Gesicht. »Wenn Hayley oder den anderen etwas zustößt, wirst du dafür büßen!«

Ludwig starrte regungslos zu Boden.

Aus meinem Rucksack kramte ich Hayleys Malsachen und legte sie auf den Tisch. Dann nahm ich Ludwig die Fesseln ab und drehte seinen Arm hinter den Rücken. »Du malst mir jetzt einen exakten Plan von dem Lager

auf, sonst breche ich dir jeden einzelnen Knochen in deinem Körper – verstanden?«

Mit seiner freien Hand griff er nach dem Bleistift, setzte an und zeichnete einen Strich. Nach nur wenigen Augenblicken legte er den Stift zur Seite und schüttelte den Kopf. »Sie werden mich umbringen, wenn ich das tue!«

Ich nahm einen seiner Finger und bog ihn langsam zur Seite, bis es knackte.

Ludwig schrie, ehe er Emmas Pistole erblickte.

»Verrate mir: Was denkst du, werde ich mit dir machen, wenn sich herausstellt, dass du vollkommen nutzlos für mich bist?«, fragte ich mit ruhiger, bestimmter Stimme und nahm einen weiteren seiner Finger. »Meinst du, dass du mit zwei gebrochenen Beinen schneller rennen kannst als ein Zombie?«

»Okay, schon gut, schon gut ...« Er wischte sich über die schweißnasse Stirn

und nahm den Stift wieder zwischen die Finger. Mit zitternder Hand kritzelte er einen Plan aufs Papier und beschriftete markante Gebäude. Nachdem er fertig war, legte er den Stift zur Seite und stöhnte. »Das ist alles, was ich weiß.«

Ich nahm den Zettel an mich und begutachtete ihn. »Ich hoffe für dich, dass der Plan stimmt.«

Mit Ludwig im Schlepptau verließen wir die Hütte, schmissen ihn in den Wagen und fuhren los. Falls wir unterwegs auf Patrouillen treffen würden, malte ich uns keine hohen Überlebenschancen aus. Wir rasten zum nächsten Ort, von dem uns Ludwig versprach, dort zu finden, wonach wir suchten. Und tatsächlich hielt er sein Wort. Die Supermärkte waren allesamt geplündert worden, dafür aber nicht der örtliche Baumarkt. Warum auch? Wer würde schon auf die Idee kommen, sein Haus zu

renovieren, wenn jetzt ohnehin alle Traumhäuser dieser Welt frei standen. Wir rasten in den Eingang und kamen erst vor den Kassen zum Stehen. Mit mehreren Einkaufswagen bewaffnet, huschten wir durch die Gänge und räumten alles ein, was wir für unseren Plan benötigten.

So schnell wie wir gekommen waren, verließen wir das Gelände, donnerten zurück zur Hütte und luden alles ab. Weitere Geschäfte standen auf der Liste, aus denen wir noch ein paar Dinge benötigten. Als wir nach vielen Stunden und noch mehr Fahrerei alles zusammen hatten, machten wir uns auf den Rückweg. Doch plötzlich entdeckte ich die Umrisse eines Wagens. Ich machte eine Vollbremsung, wendete und blickte nervös in den Rückspiegel, ob man uns bemerkt hatte – natürlich hatte man. Das Auto brettete uns hinterher, hupte und leuchtete mit den Fernlichtern auf.

Im Kofferraum lachte Ludwig und johlte.  
»Jetzt seid ihr dran!«

Ein Feldweg kreuzte die Fahrbahn; wir schlitterten um die Kurve, landeten fast im Acker und polterten über zahllose Schlaglöcher.

Ihm verging das Lachen. »Au! Du Depp, pass doch auf, wo du hinfährst! Aua!«

Unsere Verfolger kamen näher und näher, jetzt erkannte ich auch die Insassen: fünf Soldaten. Emma nahm ihr Gewehr, zielte durch die Heckscheibe und feuerte mehrere Schüsse ab. Der Fahrer wich aus und fuhr Schlangenlinien, im nächsten Augenblick erwiderten die Insassen das Feuer. Kugeln pfften uns nur knapp um die Ohren, schlugen im Blech ein und ließen die Scheiben zerbersten. Wir rasten um eine Kurve, doch der Wagen war zu schnell und auf dem staubigen Untergrund hatten die Reifen keine Chance, uns in der Spur zu halten. Nahezu

ungebremst rutschten wir in ein verwildertes Maisfeld. Die Fahrt ging sprichwörtlich über Stock und Stein, der Wagen verlor merklich an Geschwindigkeit; kurz darauf hatten sich die Reifen in der Erde festgefahren.

Emma blickte voller Panik zurück.

»Komm!«, rief ich, packte mein Gewehr ein und ließ Cleo aus dem Auto.

»Was ist mit Ludwig?«

»Vergiss ihn!«

Wir hetzten durchs Maisfeld, das sich mit wilden Gräsern, Weizenhalmen und anderen Sträuchern abwechselte, und versuchten, zu Fuß zu entkommen. Aber es dauerte nicht lange, und wir vernahmen das Rascheln und Brechen der Halme, Sekunden später erblickten wir den Wagen unserer Verfolger.

»Versteck dich hier«, flüsterte ich Emma zu und drückte ihr Cleos Leine in die Hand.

»Adrien, warte! Was hast du vor?«

»Vertrau mir!« Ich rannte einen Bogen,

kniete mich auf den Boden und schrie: »Hey, hier sind wir!«

Die Soldaten hörten mich nicht.

Noch einmal rief ich, diesmal so laut ich nur konnte.

Der Wagen drehte und donnerte nun in meine Richtung. Blitzschnell sprang ich auf und lief weiter, feuerte auf die Soldaten, machte einen Haken und verschwand aus ihrem Sichtfeld. Weitere Haken folgten, dann warf ich mich zu Boden und verharrte lautlos an Ort und Stelle. Der Wagen entfernte sich, drehte und wurde lauter.

»Verdammt«, fluchte ich und hielt meine Waffe fest umschlossen.

Unweit von mir stoppten sie.

»Los, verteilt euch, ihr Penner!«, brüllte jemand.

Ich hörte sie schimpfen, dann gab der Wagen wieder Gas und pflügte durchs Feld.

»Ihr geht da hinten lang, wir suchen hier

alles ab«, rief ein anderer.

»Schrei doch nicht so, du Trottel!«

»Was hast du denn? Der ist doch schon längst weg.«

Wenn die wüssten ... Wie ein Fisch, verborgen am Meeresgrund, lauerte ich auf meine Beute. Maishalme brachen, Blätter raschelten, weit konnten sie nicht mehr sein. Sekunden vergingen, die sich wie Stunden anfühlten. Sollte man mich zuerst entdecken, wäre ich tot. Mit dieser Gewissheit wartete ich auf mein erstes Opfer – und das ließ nicht lange auf sich warten. Ich erspähte ihn, als er nur wenige Meter von mir entfernt durchs Feld stapfte. Die hohen Gräser und der vereinzelte Mais raubten ihm jegliche Aufmerksamkeit; er fuchtelte wild mit den Armen und schlug die Pflanzen aus seinem Gesicht. Dabei bemerkte er nicht, dass nicht nur seinetwegen die Blätter raschelten. Schritt für Schritt pirschte ich mich an ihn



heran, hob mein Messer, hielt ihm den Mund zu und ramnte ihm die Klinge tief in den Rücken. Lautlos legte ich seinen Körper zu Boden und schaute mich um. Von den anderen Soldaten fehlte jede Spur. Ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte zu suchen, noch dazu versteckte sich auch Emma in diesem Feld und konnte jeden Moment entdeckt werden.

»Nein, nicht! Ich ergebe mich!«, schrie ich und drückte zweimal ab, kreischte und drückte noch einmal ab. Ich wischte mir das Blut des toten Soldaten ins Gesicht und legte mich regungslos neben ihn. Sofort vernahm ich wieder das Rascheln der Blätter. Ein Soldat tauchte auf, entdeckte mich und seinen leblosen Kameraden, drehte sich um und senkte seine Waffe.

»Hier ist er, er ist tot! Franz hat's auch -«

Ehe er den Satz beenden konnte, steckte das Messer schon in seinem Hals. Blut

schoß aus seinem Körper, dann brach auch er zusammen. Ich legte die zwei nebeneinander, huschte davon und warf mich wieder auf den Boden. Mit den beiden Toten im Blick lauerte ich auf die verbliebenen Soldaten. Mindestens zwei waren noch übrig, falls der Fahrer auch ausgestiegen war, wären es sogar drei.

Ich wartete und wartete – doch niemand kam. Langsam wurde ich unruhig. Haben sie uns nicht gehört? Ausgeschlossen, wenn schon nicht die Rufe, dann wenigstens die Schüsse. Oder sind sie taub? Unerbittlich brannte die Sonne auf mich nieder und trieb mir die Schweißperlen auf die Stirn. Doch auf einmal spürte ich etwas Kaltes, Hartes an meinem Rücken.

»Du nimmst jetzt schön langsam die Hände hoch und lässt die Waffen fallen. Eine falsche Bewegung, und es knallt«, drohte jemand mit fester Stimme.

Verdammt! Wie kann das sein? Wie hat er es geschafft, sich unbemerkt an mich anzuschleichen? Ich tat wie befohlen und streckte die Hände in die Luft.

»Aufstehen, sofort!«

Ohne mich umzudrehen, rappelte ich mich auf und suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, lebend aus dieser Situation rauszukommen. »Ich habe euren Freund, Ludwig. Lasst mich gehen, dann bekommt ihr ihn wieder. Er lebt.«

Schallendes Gelächter. »Ludwig? Es interessiert mich nicht, ob der Fettsack lebt oder nicht. Bring ihn um oder auch nicht – wen kümmert es.«

Ludwig, meine einzige Hoffnung, mein letzter Strohalm, wurde soeben zunichte gemacht von einer erbarmungslosen Dampfwalze. Dabei war ich davon ausgegangen, ich hätte mit ihm noch ein Ass im Ärmel – jetzt stellte sich heraus, dass er

nur ein Klotz am Bein war. Ich hätte ihn umbringen sollen; ohnehin hatte er uns nur wertvolle Verpflegung gekostet.

»Woife, i hob ihn!«, rief der Mann hinter mir.

»Ois kla, i kimm.«

Sie hätten genauso gut Chinesisch reden können, ich hätte nicht weniger verstanden.

Ein Soldat tauchte auf, grinste und legte sich die Waffe um den Rücken. Er ging voraus, der andere gab mir einen Tritt und schubste mich vor sich her.

»Was zahlt euch der König dafür, dass ihr seine Drecksarbeit macht?«, fragte ich.

Der Mann neben mir lachte verächtlich.  
»Gar nichts.«

»Und warum macht ihr es dann?«

»Warum, warum ... Immer höre ich nur warum. Warum muss man für alles einen Grund haben? Wieso kann's nicht einfach nur aus *Spaß* sein?«

»Du hast Spaß daran, Menschen zu quälen und umzubringen? Na, du musst ja eine schöne Kindheit gehabt haben.«

Der Soldat, der uns vorweg ging, kicherte.

»Befehl ist Befehl«, versuchte sich der andere jetzt zu rechtfertigen.

»Ach so, und du bist einer, der natürlich blindlings folgt und nichts hinterfragt. Sehr gut.«

»Irgendeiner muss dieses Land ja wieder aufbauen, oder nicht?«

Ich lachte. »Ja, und ihr zwei Flaschen seid genau die Richtigen dafür ... Ihr fahrt den Karren endgültig an die Wand.«

»Schnauze!«, plärrte der Soldat neben mir und schlug mir mit der flachen Hand gegen den Hinterkopf.

Wir gingen weiter durchs Feld und kamen an der Stelle vorbei, an der Emma und ich uns getrennt hatten.

»Weißt du, ich war mal in einer ganz

ähnlichen Situation wie jetzt«, fing ich an. »Abgesehen davon, dass der Kerl mehr Intelligenz hatte als ihr zwei zusammen. Ich habe ihm versprochen, ihm irgendwann eine Kugel zwischen die Augen zu jagen und -«

Der Soldat blieb abrupt stehen und packte mich am Kragen. »Sog amoi, bist du bled? Konnst du ned amoi a Minutn a ruah gebn? Oan Wort no, und i -«

Ein Schuss hallte durch die Luft, warmes Blut spritzte mir ins Gesicht. Ehe ich begriff, was los war, fiel schon der zweite Soldat tot um. Emma sah mich an, lächelte und fiel mir um den Hals. Ich küsste sie und drückte sie fest an mich.

»Ihr wart kilometerweit zu hören«, sagte sie schließlich.

Ein zufriedenes Grinsen huschte über mein Gesicht. »Ich wusste, das ist meine einzige Chance. War wirklich schwer, mit den zwei Flöten ins Gespräch zu kommen, aber es hat

funktioniert.«

»Wie viele sind tot?«

»Vier.«

»Der Fahrer lebt?«

Ich nickte. »Wahrscheinlich.«

Wir sahen uns um und lauschten. Entweder er war in der Nähe und lauerte auf uns, oder er wartete in sicherer Entfernung auf die anderen. Als wir unseren Wagen erreichten, schlichen wir im Bogen um ihn herum und warteten ab. Nein, hier war definitiv niemand.

»Meinst du, Ludwig schwitzt schon etwas im Kofferraum?«, fragte Emma und kicherte.

Ich lachte. »Gleich werden wir es herausfinden.«

Aber nein, er schwitzte nicht. Er atmete auch nicht. Zumindest war ich mir sicher, dass die Schusswunden nicht zum Atmen gedacht waren. Wir hievten seinen entstellten Körper aus dem Kofferraum, ließen ihn im

Feld liegen und buddelten die Reifen aus der Erde. Wenig später erreichten wir den Feldweg und fuhren Richtung Landstraße, bis Emma auf etwas zeigte. Ich entdeckte den Wagen der Soldaten; die Fahrertür stand offen. Mit großen Augen sahen wir uns an – und schlagartig wurde mir bewusst, wo der Fahrer sich versteckt hielt. Auf unserer Rückbank! Warum haben wir dort nicht nachgesehen? In jedem Film wartete der Bösewicht immer dort, aber jetzt war es zu spät. Ich drehte mich um und blickte nach hinten – aber da war nichts. Niemand wartete dort.

Und nur Minuten danach wussten wir auch, wo der Fahrer wartete: tot am Straßenrand. Die Zombies mussten ihn überrascht haben und stritten sich nun gefräßig um sein Fleisch.

Mit den letzten Sonnenstrahlen waren unsere



Vorbereitungen abgeschlossen. Ludwig hatte uns versichert, dass nachts der Großteil des Camps schlief und wir so auf nur wenige Patrouillen stoßen sollten; auch die Wachposten waren zu dieser Zeit oft unterbesetzt. Zugleich besaß nicht jeder Soldat Fernglas und Nachtsichtgerät, sondern nur Offiziere – so wie Ludwig.

Von unseren Vorräten gestärkt, verließen wir kurz vor Mitternacht die Jagdhütte. Geisterstunde, dachte ich mir. Und wie Geister mussten wir auch vorgehen, wollten wir nicht als Fischfutter auf dem Grund des Sees enden. Wir fuhren aus dem Wald heraus, zurück auf die Landstraße und bogen schon bald auf ein Feld ab. Ich hatte Ludwig versprochen, wir würden ihn laufen lassen, sollte er uns helfen, eine Schwachstelle im Camp zu finden. Wenigstens musste ich jetzt nicht mehr mein Versprechen brechen.

Nach einer holprigen Fahrt über Wurzeln,

Äste und Steine gelangten wir an einen Zaun, zerschnitten ihn mit Zangen aus dem Baumarkt und stellten den Wagen dahinter ab. »Es gibt mehrere Wachposten rund ums Lager, nachts sind dort aber nur jeweils zwei Männer abgestellt«, hatte Ludwig uns gesagt. Er hatte nicht gelogen. Mit dem Nachtsichtgerät entdeckte ich die zwei, schlich geduckt durchs Feld und blieb wenige Meter von ihnen entfernt stehen. Einer lief auf und ab, der andere saß im Gras und polierte sein Gewehr. Emma kauerte neben mir und wartete auf mein Zeichen. Ich nahm den größten Stein vom Boden, den ich ertasten konnte, und schleuderte ihn, so weit ich konnte. Es gab einen dumpfen Schlag, und sofort fuhren die beiden herum und brachten ihre Gewehre in Anschlag.

»Was war das?«, flüsterte einer.

»Pst!«

Mit den Rücken zu uns gedreht, hatten sie

keine Chance, uns in der Dunkelheit kommen zu sehen. Schnell und ungesehen brachten wir sie zum Schweigen, zogen ihre Leichen ins Feld und liefen zurück zum Wagen. Weiter ging die Fahrt, immer tiefer ins Camp hinein. Ich war angespannt, immerhin waren wir nur zu dritt – gegen eine Armee von etwa fünfhundert Soldaten. Doch die Angst, was man unseren Freunden antun könnte, war größer, als die Furcht zu sterben.

Auch die nächsten Wachposten erledigten wir heimlich, still und leise und waren nun den Haupttoren ganz nah. Hier aber war unsere Fahrt beendet, noch näher konnten wir nicht fahren, ohne dass man uns bemerkt hätte. Mit dem Fernglas, das die Nacht in ein stechendes Grün verwandelte, erkannten wir zahllose Wachposten an den Mauern auf- und ablaufen.

»Uns bleiben zwei Stunden, dann wechseln die Soldaten sich ab«, flüsterte ich

und hoffte, dass Ludwig uns die Wahrheit gesagt hatte. Andernfalls würden sie die fehlenden Kameraden bemerken und umgehend Alarm schlagen.

Wir fuhren wieder aus dem Camp heraus und rasten in jenes Dorf, in welchem wir tagsüber den Wagen der toten Soldaten abgestellt und präpariert hatten. Die Hupe war bereits ausgegangen, hatte ihr Ziel dennoch nicht verfehlt: So weit das Auge reichte, irrten Zombies durch die Gegend und versuchten, dem Ursprung des Lärms auf den Grund zu gehen. Als sie uns erblickten, ließen sie vom Wagen ab und rannten auf uns zu. Wir wendeten und fuhren gerade schnell genug, um sie wenige Meter auf Distanz zu halten.

Emma blickte nervös auf die Uhr. »Wenn die Wachablösung auch nur wenige Minuten früher kommt, schaffen wir es in dem Tempo nicht mehr rechtzeitig dorthin.«

Das Schreien und Kreischen nahm zu, hunderte, vielleicht sogar tausende Beine trampelten uns hinterher.

Etwa zwei Stunden nach Mitternacht erreichten wir endlich den Feldweg, der uns schnurstracks ins Camp führte. Eine angespannte Ruhe herrschte im Wagen – ohnehin hätten wir bei dem Lärm hinter uns kaum ein Wort verstanden – und jeder schien in Gedanken seinen Part des Plans durchzugehen.

Das letzte Stück gab ich Gas, ließ den Motor mehrmals aufheulen, um die Zombies weiterhin bei Stange zu halten, und stieg schnell mit Emma und Cleo aus. Wir klemmten einen Stock zwischen Sitz und Gaspedal und brachten uns in Sicherheit. Führerlos brettete das Auto mit seiner tödlichen Fracht zu den Haupttoren des Camps. Eilig liefen wir zum See, legten uns

flach auf den Boden und warteten ab.

Es dauerte nicht lange, und wir hörten eine Alarmglocke, dann Rufe – dann Schüsse. Eine gewaltige Explosion erschütterte die Umgebung, gefolgt von einem riesigen Feuerball und noch mehr Explosionen. Emma und ich nickten uns zufrieden zu. Die bis an die Decke des Wagens gezwängten Gasflaschen sowie der selbstgebastelte Sprengstoff mit Zutaten aus einer Apotheke hatten ihren Teil des Plans erfüllt. Zeit für die nächste Stufe.

Während ich noch die Luftmatratze aufblies, betrachteten wir das Schauspiel, das sich uns bot. Horden von Zombies stürmten auf die vollkommen zerstörten Tore zu, wo die Soldaten gerade damit beschäftigt waren, die zahlreichen Feuer in den Griff zu bekommen. Aber sie hatten keine Chance. Ehe sie mit ihren winzigen Wassereimerchen ein Haus löschen konnten, sprangen die

Funken aufs nächste über und setzten es in Brand. In all dem Trubel hatten die Zombies leichtes Spiel und fielen nahezu ungebremsst ins Camp ein. Verzweifelte Schreie drangen zu uns, begleitet von Gewehrfeuer.

»Ich komme wieder. Versprochen.« Ich drückte Emma einen Kuss auf die Lippen und lief ins Wasser. Der See war trotz warmer Außentemperaturen bitterkalt, doch meine Sorge um Hayley und die anderen ließ jegliches Empfinden in mir verstummen. Gerade als ich mich auf die Luftmatratze schwang, erfüllten weitere Explosionen die Nacht. Ihr Munitionslager ging mit gewaltigem Krawall in Flammen auf und riss zahllose Soldaten mit in den Tod. In der Ferne waren immer mehr Schreie zu hören; angelockt durch den Lärm, hatten die Zombies es leicht, ihre nächste Mahlzeit zu finden – sie mussten nur dem Feuer folgen.

Motoren wurden gestartet, Lichter

eingeschaltet und das Camp ausgeleuchtet. Ich sah Zelte, kleine Häuser und etwas, das ein Rathaus sein konnte. Suchscheinwerfer wurden auf die Tore gerichtet, Schüsse fielen und Menschen schrien. Die Zombies leisteten ganze Arbeit und fielen in das Camp ein wie Heuschrecken über ein Maisfeld. Ich paddelte schneller und streckte die Füße dabei noch tiefer ins Wasser, um kein Geräusch zu machen.

Als mich nur noch wenige Meter vom Ufer trennten, steuerte ich ein Gebüsch an, versteckte meine Matratze und zog mich aus. Meine Kleidung war nass und würde mich selbst in diesem Durcheinander verraten. Aber auch daran hatten wir gedacht: Auf der Luftmatratze hatte ich die Ausrüstung dabei, zu der auch Ludwigs Soldatenuniform zählte. Sie saß zwar nicht wie angegossen – eigentlich kam ich mir vor wie ein Clown – aber fürs Erste sollte es reichen. Ich setzte



den Helm auf, legte meine Waffen um und huschte durch die Dunkelheit.

An einer Häuserecke blieb ich stehen und beobachtete den Tumult. Zombies strömten unaufhörlich durch die Haupttore, rissen Männer nieder oder gingen selbst getroffen zu Boden. Ein letztes Mal atmete ich tief durch, dachte an Hayley und rannte ins Licht.

Für einen kurzen Moment blieb mein Herz stehen, als dutzende Soldaten auf mich zuliefen; doch sie rannten an mir vorbei und zu den Toren. Ludwig hatte mir das Haus beschrieben, in dem man die Gefangenen hielt, doch da die Lichter alle auf die Zombies gerichtet waren, glich in der Dunkelheit nun ein Gebäude dem anderen.

An einem Haus, welches vielversprechend aussah, blieb ich stehen, öffnete die Tür – und sah einen Soldaten, der hektisch Sachen in einen Koffer schmiss. Wie versteinert starrte er mich an und rührte sich nicht. Mein Blick wanderte zu seiner Pistole, die griffbereit in seinem Gürtel steckte.

»Bitte, verrate mich nicht!«, flehte er und schluckte.

Ich schüttelte den Kopf und schmiss die Tür wieder zu. Kurz bevor ich das nächste Haus erreichte, rempelte mich ein Soldat mit grauen Haaren an.

»Zum Tor mit dir!«, brüllte er und zog eine Pistole. »Willst du etwa abhauen?!«

Verdutzt drehte ich mich um und rannte Richtung Tor. Immer wieder blickte ich zurück, bis ich aus seinem Sichtfeld verschwunden war – und direkt in die Arme eines Zombies rannte. Ich stolperte über sein Bein und stürzte zu Boden. Noch bevor er seine fauligen, schwarzen Zähne entblößen konnte, trat ich ihm gegen das Knie, brachte ihn zu Fall und schoss ihm in den Schädel.

Zwischenzeitlich hatte mich der Soldat eingeholt und stieß mir schmerzhaft in die Seite. »Steh schon auf, du Nichtsnutz! Wir brauchen jeden Mann am Tor!«

Ich rappelte mich wieder auf, rutschte den Helm gerade und lief los. In einer dunklen

Ecke verschwand ich hinter einer Häuserwand und wartete ab. Natürlich hatte er mich dorthin flüchten sehen, meine Faust sah er aber nicht kommen. Mit voller Wucht traf sie seine Nase und brach sie ihm. Rücklings stolperte er zu Boden und fiel auf seinen Kopf.

»Wo ist Hayley?« Ich kniete mich über ihn und hob die Faust drohend in die Luft.

Er fasste sich an die Nase und betrachtete seine blutige Hand. »Lass mich los, damit ich dich umbringen kann, du Schwuchtel!«

Voller Zorn drückte ich seinen Hals zu; er röchelte und ruderte wild mit Armen und Beinen. »Das Mädchen! Wo ist es?!«

Er spuckte mir ins Gesicht und grinste. »Und wenn ich's dir nicht sage? Was willst du machen?«

Ich zog meine Pistole und schoss ihm in den Bauch. »Ich habe keine Zeit – sag mir, wo das Mädchen ist!«

Er wand sich vor Schmerzen und rang nach Luft, sagte aber kein Wort.

Mit einem Schuss in den Kopf setzte ich ihm ein Ende, schleifte ihn hinters Haus und nahm seine Waffen an mich. Ein kurzer Blick in alle Richtungen versicherte mir, dass uns niemand bemerkt hatte. Die Rufe und Schreie am Tor wurden immer verzweifelter, nicht mehr lange, und das Camp wäre verloren. Aber bis es so weit war, musste ich die anderen gefunden haben.

So schnell ich konnte, rannte ich den Weg zurück, wich dabei herannahenden Soldaten und Fahrzeugen aus und entdeckte schließlich ein Haus, auf das Ludwigs Beschreibung am ehesten zutraf. Die Tür war versperrt und die Fenster mit Gitterstäben gesichert, die ursprünglich vor Einbrechern schützen sollten. Doch ein Balkon im ersten Stock erregte meine Aufmerksamkeit. Verzweifelt suchte ich die Gegend ab, fand

aber nur eine alte Regentonne. Ich schob sie unter den Balkon und trat zurück. »Noah, mal sehen, ob ich's noch kann«, murmelte ich und nahm Anlauf. Ich erinnerte mich an seine Tipps und wie er mir zeigte, auch über große Hindernisse zu kommen. Mit aller Kraft sprang ich vom Boden ab, erreichte mit dem ersten Fuß die Regentonne, mit dem zweiten die Häuserwand und mit den Fingerspitzen den Mauervorsprung am Balkon. Einen Augenblick taumelte ich in der Luft und konnte es selbst kaum glauben, es geschafft zu haben.

Ich zog mich nach oben und stieg über das Geländer, schlug die Balkontür ein und war nun im Inneren des Gebäudes. Die Luft war abgestanden und stickig, roch nach altem Muff und Schuhcreme. Ich nahm mein Gewehr vom Rücken und schlich zur Tür. Von draußen drang der Lärm immer näher zu mir vor, Schüsse wurden weniger, Rufe

seltener. Die Zombies müssen es nun endgültig ins Camp geschafft haben, dachte ich mir und zog die Zimmertür auf. An den Wänden brannten Fackeln und Kerzen, die spärliches Licht spendeten.

Die Zimmer der ersten Etage mussten Unterkünfte der Soldaten sein: Betten waren provisorisch zu Stockbetten umfunktioniert worden; verrutschte Stühle, volle Aschenbecher und Karten auf dem Tisch bestätigten die Vermutung. Als ich die Treppen ins Erdgeschoss hinabstieg, rechnete ich nicht mehr damit, hier auf Hayley und die anderen zu treffen. Ludwig hat mich also angelogen, schoss es mir durch den Kopf. Aber warum sollte er? Er wusste, ich hätte ihn dafür umgebracht. Oder habe ich mich nur im Haus vertan? Ausgeschlossen, das Gebäude war genauso wie beschrieben. Hastig lief ich durch die restlichen Zimmer und erblickte eine Tür,

die zum Keller führte; gleichzeitig erinnerte ich mich daran, was ich mir geschworen hatte. »Was soll's«, flüsterte ich und schaltete meine Taschenlampe an. Ich schlich die Stufen hinab und sah mich um. Allerlei Gerümpel stand hier unten: bis oben hin vollgestopfte Regale mit Farbdosen, alte Holzplatten, rostige Fahrräder – aber von Hayley keine Spur.

»Waffe fallen lassen!«, rief eine Stimme hinter mir.

Wie angewurzelt blieb ich stehen, wirre Gedanken schossen mir durch den Kopf.

»Ich sag's nicht noch mal! Waffe fallen lassen und Hände hoch!«

Ich tat wie befohlen, streckte die Arme aus und schielte über meine Schulter, erkannte hinter mir aber nur ein alles verschlingendes Nichts.

»Was willst du von mir? Ich bin ein Soldat des Königs!«, schwindelte ich.



»Ach ja? Warum habe ich dich dann noch nie hier gesehen?«

»Ich bin noch nicht lange dabei.«

»Soso ... Und warum trägst du dann Offizierskleidung?«

»Der König hat mich gestern befördert.«

Die Person hinter mir lachte. »Das bezweifele ich ...«

»Ach ja? Und warum?« Mein Herz begann zu rasen.

»Nun ... weil Ludwig uns gewarnt hat.«

»Was?!«, platzte es aus mir. Wie kann das sein? Er ist doch tot! Fieberhaft versuchte ich, mich daran zu erinnern, wann Ludwig die Möglichkeit gehabt haben könnte, das Camp zu warnen. Vielleicht war es aber auch nur ein Bluff? »Ludwig ist tot! Er wurde von den zwei Flüchtigen erschossen.«

Wieder lachte der Mann. »Auch das bezweifele ich ...«

»Warum?«

»Weil *wir* es waren, die ihn erschossen haben.«

Mein Körper begann zu zittern, meine Tarnung war endgültig aufgefliegen.  
»Warum?«

»Er hat uns alles gesagt, was wir wissen wollten. Hätten wir ihn mitgenommen, hättest du gewusst, dass er uns warnen würde. Leider haben wir aber nicht schon so früh mit deinem Besuch gerechnet.«

Der Fahrer, dämmerte es mir. Er musste Ludwig in unserem Wagen entdeckt und befragt haben, ihn dann erschossen und per Funk dem Camp alles mitgeteilt haben. Verfluchter Mist!

Die Schreie der Zombies wurden lauter und lauter.

»Und jetzt? Legst du mich um? Warum? Der König ist wahrscheinlich schon längst tot oder über alle Berge. Und selbst wenn nicht, hör nicht auf den kranken Idioten. Ich

tue dir nichts, versprochen. Ich möchte nur meine Freunde wiederhaben.« Ich spürte, wie jemand näher an mich herantrat.

»Zufällig ... bin *ich* der König.«

Wäre meine Kinnlade nicht Teil meines Körpers, wäre sie in dem Moment zu Boden gesackt. Er trat um mich herum und sah mich musternd an. Seltsam, dachte ich mir. Ich hatte ihn mir als größtenwahnsinnigen Wichtigtuer vorgestellt, einen psychisch Kranken wie aus dem Bilderbuch. Doch vor mir stand ein ganz normaler Mann mit braunem, lichtem Haar, untersetztem Kinn und schwarzer Hornbrille auf der Nase, der auch Briefträger oder Bäcker hätte sein können. Ich erkannte keinen kranken Sadisten, sondern nur einen ganz gewöhnlichen Menschen, der die Gunst der Stunde genutzt hatte, seine Machtphantasien auszuleben.

»Du suchst deine Freunde? Ich bringe dich

zu ihnen – damit du zusehen kannst, wie sie sterben. Und dann bist du an der Reihe.« Er nahm mir meine Waffen vom Körper, steckte sie ein und tastete mich nach weiteren ab. »Los! Schafft ihn hier weg!«, befahl er zwei Soldaten, die wie aus dem Nichts neben mir auftauchten.

Im Erdgeschoss spähten wir nach draußen: Überall rannten Soldaten herum, schrien und schossen, während sich Zombies unaufhaltsam ihren Weg durchs Camp bahnten.

»Da rüber!« Er zeigte auf ein Gebäude, das ein kleines Rathaus sein könnte, und versetzte mir einen Tritt. »Wenn du versuchst zu flüchten, knalle ich dich ab!«

Wir hetzten über die Straße, und jetzt bemerkte ich, dass Georg humpelte. Und während sich meine Gedanken noch darum drehten, ob mir dieser Umstand irgendwie behilflich sein könnte, entdeckte ich plötzlich

Hasi, Hayleys Stofftier. Er lag abseits der Straße, sein weißer Bauch war grau und dreckig. Ich stockte. Ist sie tot? Das darf nicht sein! Mein erster Impuls war, Georg den Schädel zu zertrümmern, doch etwas in mir drängte mich dazu, so zu tun, als hätte ich nichts bemerkt; denn vielleicht war Hayley gar nicht tot, sondern hatte Hasi bewusst dort abgelegt und wollte mir damit etwas sagen – nur was?

Wir erreichten das Gebäude, Georg schob mich durch die Tür und sperrte hinter uns ab. Wortlos liefen wir einen Gang entlang, durch ein ehemaliges Wartezimmer und in einen großen Saal. Das Rathaus hatte nur wenig königliches, vielmehr sah es aus wie jedes beliebige Gemeindezentrum einer kleinen Stadt. Es gab einen Info-Schalter, Kästen zum Ziehen von Wartenummern und zwei kleine Fotoautomaten. Wäre es nicht gerade um Leben und Tod gegangen, würde ich mich

jetzt vor Lachen am Boden kugeln – so konnte ich aber nur an die Kugeln denken, welche ich Georg zwischen die Augen jagen wollte.

Er humpelte wildschnaubend hinter mir her und öffnete eine weitere Tür, die in einen leeren weißen Raum ohne Fenster führte. Ich entdeckte Jamiah, Chrissy, Patrick und noch mehr Leute, deren Gesichter ich noch nie zuvor gesehen hatte. Mindestens zwanzig Leute saßen nebeneinander gefesselt an der Wand.

»Adrien!«, rief Jamiah und sah mich erschöpft an. Sein linkes Auge war geschwollen, das andere von einem blau-lila Ring umrandet. Verkrustetes Blut klebte an seinen Armen, seine Kleidung war voller brauner Flecken.

Hektisch sah ich mich um. »Wo ist das Mädchen?«

Georg schlug mir mit der Pistole auf den

Rücken. »Ruhe!« Aus seiner Hosentasche kramte er ein Stück Kabelbinder hervor, zurrte es um meine Hände und boxte mir in den Bauch. Dann band er mich an ein altes Heizungsrohr, warf meine Waffen achtlos in eine Ecke und humpelte zur Tür, welche er absichtlich einen Spalt offen ließ. Die Schreie der Zombies auf den Straßen waren bedrohlich nah.

»Mann, Adrien ... als ich den anderen versprochen habe, du kommst uns holen, meinte ich eigentlich, weil du uns rettetest – aber schön, dass du uns nicht alleine sterben lässt.« Jamiah lächelte angestrengt.

»Wo ist Hayley?«, fragte ich und hoffte, dass wenigstens ihr Tod schnell und schmerzlos war ... anders als der, der uns kurz bevorstand.

»Nachdem die erste Explosion zu hören war, hat sie ein Soldat von hier weggebracht.« Chrissy sah mich traurig an.

Ich fluchte und zog meine Hände auseinander, aber Georg hatte die Kabelbinder so fest zusammengezurt, dass sich das Blut in meinen Fingern bereits staute und meine Hände zu pulsieren begannen. Ich biss die Zähne zusammen und versuchte, mich mit aller Kraft zu befreien, schnitt mir das Plastik aber nur tiefer ins Fleisch, bis der Knochen jegliches Weiterkommen verhinderte.

»Dieser Drecksack!«, plärrte Patrick und atmete schwer aus. »Das war's ...«

Von draußen vernahmen wir immer verzweifeltere Schreie, Soldaten riefen sich etwas zu und versuchten, die Zombies zurückzudrängen. Autos donnerten die Straßen entlang, hupten und überfuhren den Geräuschen nach die eigenen Leute. Plötzlich erfüllte ein gewaltiges Scheppern und Krachen das Gebäude, gefolgt von Schüssen und schließlich dem Gebrüll von Zombies.



Georg hatte seine Drohung also wahr gemacht und ließ jetzt all die Kreaturen hinein. Lautes Getrampel näherte sich unserem Saal.

»Sie kommen«, rief Jamiah und zerrte an seinen Fesseln, aber es war zu spät.

Die Tür flog auf – doch das Gesicht, in das ich blickte, gehörte keinem Zombie. In Windeseile befreite uns Emma, drückte uns Waffen in die Hand und winkte uns zur Tür.

»Raus hier! Die Zombies werden jeden Moment hier sein!«, rief sie.

Wie ich später erfuhr, hielt sie die untätige Warterei am See nicht mehr aus und pirschte sich näher ans Lager heran. Als sie all die Zombies sah, die das Camp überrannten, überfiel sie eine Patrouille, die gerade damit beschäftigt war, die Eindringlinge abzuhalten, und schnappte sich deren Wagen. Sie brauchte mehrere Anläufe, um das richtige Haus zu finden, aber als sie in die

Tür des Rathauses krachte, erwischte sie Georg aus heiterem Himmel. Durch die Wucht des Aufpralls wurde er gegen die Wand geschleudert und vom Auto eingequetscht. Ohne zu wissen, wen sie am Kühlergrill kleben hatte, jagte sie ihm mehrere Kugeln in den Kopf.

Jetzt sah Emma mich voller Sorge an. »Wo ist Hayley?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht ...«

Wir rannten aus dem Raum, als unverhofft ein paar Soldaten die Treppen hinabstürmten. Verdutzt sahen sie uns an, aber noch bevor sie ihre Waffen auf uns richten konnten, piffen ihnen unzählige Gewehrsalven um die Ohren.

Einem Soldaten, der nicht sofort tot war, hielt ich die Pistole ins Gesicht und zog den Hahn nach hinten. »Das Mädchen – wo ist es?«

Er hustete und zeigte nach oben.

»Ganz oben?«

Der Soldat nickte.

Ich drückte ab, nahm seine Waffen an mich und sprintete mit Emma und Cleo die Treppen hinauf, bis wir im obersten Stockwerk eine schmale, ausziehbare Leiter entdeckten, die zum Dachstuhl führte. Ich kletterte nach oben, öffnete den Riegel der Luke und stieg hinauf. In der Dunkelheit huschte etwas an der Wand entlang, zog einen Schatten hinter sich her und war dann verschwunden. Ich machte die Taschenlampe an und leuchtete den Raum aus. Unweit von mir erblickte ich einen Zombie in Uniform, der erschossen am Boden lag. Ein weiterer Soldat saß mit schweren Bissverletzungen zusammengekrümmt in einer Ecke. Als ich ihn antippte, kippte sein Körper leblos zur Seite.

»Hayley?« Ein ungutes Gefühl überkam

mich. Ich griff nach meiner Pistole und schluckte. Im Dunkeln vernahm ich das Tippeln von kleinen Füßen. »Hayley, bist du's?«

Jemand knurrte leise.

Ich fuhr herum und leuchtete in eine Ecke des Dachstuhls. Kleine schwarze Schuhe traten ins Licht, dann folgten eine blutige Strumpfhose und schließlich ein Kleidchen.

»Hayley, nein!«, rief ich und konnte gerade noch ausweichen.

Sie wirbelte herum und schrie, riss den Mund auf und entblößte ihre winzigen Zähne. Wieder stürmte sie auf mich zu, doch ich packte ihre Arme und hielt sie von mir fern. Als ich in ihr blutiges Gesicht sah, schossen mir Tränen ins Auge und trübten meinen Blick. Ich wollte schreien, aber meine Stimme versagte. Nur ein klagendes Krächzen entfuhr meiner Kehle, ich sank auf die Knie und hielt Hayley fest in meinen

Armen.

Emma stieg die Leiter nach oben. Und als sie das kleine Mädchen sah, das sich voller Wut aus meinem Griff befreien wollte, rührte sie sich nicht mehr und ließ die Waffe sinken.

Von unten drangen die verzweifelte Rufe unserer Freunde zu uns. Uns lief die Zeit davon.

»Es tut mir leid, Hayley ... es tut mir leid, dass ich versagt habe ... dass ich mein Versprechen nicht halten konnte. Jetzt wirst du deine Mama wiedersehen; ihr werdet für immer vereint sein und nichts kann euch mehr trennen.« Meine Tränen tropften auf ihr Kleid, während ich sie fest in den Armen hielt. Das Messer bereitete ihrem Leiden ein Ende; das Knurren verstummte und ihr Körper hing schlaff herab. Ein letztes Mal strich ich ihr über die Stirn und küsste sie zum Abschied.

Die ganze Nacht hindurch nahmen die Schreie kein Ende. Erst gegen morgen, als die Sonne die ersten Sonnenstrahlen übers Land schickte und wir das Camp weit hinter uns gelassen hatten, verstummten die Rufe und Schüsse. Zu Fuß hatten wir uns den Weg freigekämpft, denn alles was Räder hatte, hatte das Lager bereits verlassen. Meine Gedanken kreisten seitdem um Hayley. Als sie in meinen Armen starb, war es, als wäre auch ein Teil von mir gestorben. Und je weiter wir liefen, desto mehr fragte ich mich, wann ich endgültig den Verstand verlieren würde.

Viele Kilometer waren wir schon gegangen, als in weiter Ferne etwas Weißes auftauchte.

»Ist das nicht ...?«, fragte Chrissy.

Patrick nickte. »Ist es.«

Der weiße Klecks entpuppte sich als unser Wohnmobil, das mit geplatzttem Reifen zurückgelassen worden war. Vorsichtig näherten wir uns der Seitentür, klopfen dagegen und warteten. Nachdem sich nichts rührte, stiegen Jamiah und Chrissy hinein und kamen kurz danach wieder raus.

»Ist leer«, sagte Jamiah. »Sie haben nur einen kleinen Teil der Vorräte mitgenommen, konnten wohl nicht alles schleppen.«

»Ob sie wiederkommen?«, murmelte Chrissy und hielt ihre Hand vor die Sonne.

»Wen kümmert's? Sind ohnehin unsere Sachen.« Patrick legte sich auf den Boden und krabbelte unters Wohnmobil. »Entweder sie wussten nicht, dass hier unten ein Ersatzrad ist, oder sie hatten keine Zeit, es zu wechseln.«

»Dann sollten wir uns beeilen, bevor wir

es herausfinden«, sagte ich und seufzte.

Als der Reifen gewechselt war, setzten wir uns wieder in Bewegung und folgten der Landstraße, die uns durch kleine Dörfer und an einsamen Bauernhöfen vorbeiführte. In Gedanken versunken fuhr ich über die Kette in meiner Hand und öffnete die Brosche. Hayleys Foto war das Einzige, was uns von dem kleinen Mädchen geblieben war.

»War da nicht etwas?«, fragte Emma und zeigte auf eine Wiese nicht weit von uns.

»Ja ... ich habe es auch gesehen«, meinte Chrissy. »Zombies?«

Emma kniff die Augen zusammen. »Nein. Menschen ...«

»Soldaten?« Meine Hand schloss sich zornig um die Brosche und bildete eine Faust.

»Ich kann's nicht erkennen, sie liegen im Gras.«

Wortlos stand ich auf, griff nach meinem



Gewehr und lud ein volles Magazin nach.

Nach wenigen Minuten wurden die Gestalten sichtbar. Sie duckten sich in die Wiese und glaubten, wir würden sie nicht sehen. Doch ihre farbigen Klamotten ragten wie Eisberge aus einem grünen Meer heraus, die selbst jeder unsinkbare Luxusdampfer noch bemerkt hätte.

»Hey, die kennen wir doch«, rief Jamiah.

»Woher?«, brummte ich und ließ die Waffe sinken.

»Die waren auch Gefangene des Königs ...«

Vier Personen lagen im Gras und bewegten sich nicht.

Patrick kurbelte das Fenster runter und lehnte sich lässig nach draußen. »Sucht ihr was da unten?«

Die Leute erhoben erschrocken ihre Gesichter und sahen uns an.

»Stellt das nächste Mal sicher, dass man

eure Hintern nicht kilometerweit sehen kann«, sagte Chrissy. »Braucht ihr 'ne Mitfahrgelegenheit?«

Sie nickten, kramten hastig ihre Sachen zusammen und stiegen ein.

Gewitterwolken zogen auf, der Himmel verdunkelte sich und die Bäume bogen sich im Wind. Heftige Regenfälle setzten ein, die die Straßen schon bald überfluteten. Zwangsläufig beschlossen wir, uns ein sicheres Plätzchen zu suchen, um den Sturm abzuwarten. Wir steuerten eine kleine, steinerne Kirche an und parkten das Wohnmobil unauffällig vor der Tür – so unauffällig wie ein weißes Wohnmobil vor einer kanariengelben Kirche eben sein konnte.

Die schweren Holztüren waren nicht verschlossen, was es uns einerseits erleichterte, darin Schutz zu suchen.

Andererseits wäre ich beruhigter gewesen, nicht Gefahr zu laufen, im Inneren auf irgendwelche Kreaturen zu stoßen. Eine Treppe links vom Eingang führte hinauf zur Orgel und eine Tür hinter dem Altar zum Glockenturm. Vorsichtig inspizierten wir jeden Winkel und jede Ecke, blockierten den Eingang mit Sitzbänken und machten es uns gemütlich.

»Ich bin Adrien, das ist Emma und Cleo«, stellte ich uns einsilbig vor.

Ein Mann, dessen Alter ich auf etwa Mitte vierzig schätzte, nickte verlegen und räusperte sich. »Ähm ... wo fange ich an? Mein Name ist Bernhard, meine Eltern und Freunde nannten mich aber einfach nur Berni. Das könnt ihr auch, wenn ihr wollt ...« Er verzog den Mund zu einem schüchternen Lächeln und sah uns erwartungsvoll an.

»Und woher kommst du?«, fragte Emma.

»Eigentlich aus einem kleinen Kaff in Österreich ... Bevor mich diese Verrückten festhielten, war ich auch auf dem Weg dorthin. Meine Familie ist dort.« Er senkte den Blick und schnaufte. Sein Gesicht war eingefallen und vernarbt; ihm war anzusehen, dass er unter der Gefangenschaft gelitten hatte.

»Seit wann wurdest du dort gefangen gehalten?«, wollte ich wissen.

Bernhard überlegte kurz, starrte zur Decke und bewegte die Lippen. »Tage ... Wochen ... Monate. Irgendwann habe ich aufgehört zu zählen.«

»Und was war davor? Wieso warst du nicht schon früher bei deiner Familie?«

»Ich ... ich war unterwegs, hatte ein paar Dinge zu erledigen.«

Emma runzelte die Stirn und schielte zu mir.

Ich zuckte mit den Schultern und sah zu

einem hochgewachsenen, hellhäutigen Mann, der wie Bernhard ebenfalls unterernährt aussah.

»Sebastian«, sagte er knapp und erwiderte meinen Blick. »Neun Jahre habe ich bei der Bergwacht gearbeitet, davor war ich Pilot beim Militär.«

»Pilot?«, fragte ich überrascht. »Hätten wir dich bloß früher getroffen.«

Verwirrt sah er mich an.

»Ach, schon gut.«

»Ich hatte mal eine Familie«, fing er an und räusperte sich. »Aber mein Sohn wurde schwer krank und meine Frau starb, als wir versuchten, uns in eines der Auffanglager durchzuschlagen, um ihn zu retten.«

»Tut mir leid«, raunte ich. »Ich weiß, wie du dich fühlst.«

»Ja, dieses Virus ist schon echt ein Krampf im Arsch«, sagte Patrick und schmalzte mit der Zunge.

Sebastian seufzte. »Und das alles haben wir raffgierigen Menschen zu verdanken, die es vorsätzlich auf die Welt losgelassen haben.«

»Vorsätzlich?« Chrissy blickte ihn verwundert an.

»Ja, daran besteht kein Zweifel«, meinte ein junger Mann mit kurzen, braunen Haaren, der neben Sebastian saß und sich später als Emanuel vorstellte. Als das Virus das erste Mal in Erscheinung trat, war er gerade mal sechzehn und verlor seine gesamte Familie innerhalb der ersten Tage nach dem Ausbruch. »Erinnert ihr euch nicht, was alles passiert ist, bevor das Virus ausbrach? Der aufflammende Kalte Krieg, die alten Rivalen, Amerika gegen Russland. Inmitten dieses Konflikts Europa, hin- und hergerissen zwischen den Fronten.«

»Nicht die Leier schon wieder.« Jamiah stöhnte. »Diese alten Verschwörungstheorien

gehen mir gehörig auf die Nerven. Wieso muss es unbedingt Russland oder die USA sein? Es gab noch mehr Krisenherde auf der ganzen Welt: China und Japan, Nordkorea und Südkorea, Pakistan und Indien, Israel und der Iran ... Verdammt, die ganze Welt wollte sich an die Gurgel! Wenn man es so sieht, könnte es jeder gewesen sein.«

Sebastian verzog den Mund.  
»Möglicherweise war es auch ein Pharmaunternehmen, das auf das große Geld gehofft hat. Oder Terroristen.«

»Terroristen?« Emma runzelte die Stirn.  
»Vielleicht war es wirklich nur ein Virus aus der Arktis, eine mutierte Grippe oder verseuchtes Fleisch. All diese Theorien bringen uns sowieso nicht mehr weiter.«

Viola, eine dunkelhaarige Frau mittleren Alters, die ihren Händen nach zu urteilen im Leben schon schwer gearbeitet haben musste, nickte zustimmend. »Irgendwoher

kommt das Virus und wahrscheinlich werden wir nie erfahren, wer oder was es war. Das Einzige, was zählt, ist, dass wir am Leben sind.« Sie versuchte zu lächeln, doch ich sah ihr an, dass es gezwungen war.

Das Gewitter wurde heftiger, der Regen prasselte von Minute zu Minute stärker gegen das Dach und die Fenster. Da das Wohnmobil für uns alle zu klein war, sahen wir uns gezwungen, die Nacht in der Kirche zu verbringen. Der Steinboden war kalt und unbequem, aber zumindest hatten wir ein Dach über dem Kopf und waren vor Zombies sicher – und das war in dieser Welt eigentlich der größte Luxus, den man sich wünschen konnte.



Ich schlief die Nacht über schlecht, Albträume plagten mich – Albträume, die ich erst seit dem Ausbruch des Virus’ hatte. Oft flüchtete ich vor gesichtslosen Gestalten und rannte um mein Leben, war aber zu langsam. Am Ende holten sie mich ein und rissen mich in Stücke. Am schlimmsten waren aber die Träume, in denen Emma starb. Wenn ich dann aufwachte und sie friedlich schlafend neben mir liegen sah, war ich plötzlich froh, noch in dieser grausamen Realität zu leben und nicht in meinen Träumen.

Das Gewitter war vorübergezogen und hatte Wiesen und Felder überschwemmt, sogar Straßen standen unter Wasser. So blieb uns nichts anderes übrig, als zeitraubende Umwege in Kauf zu nehmen und von Dorf zu

Dorf zu tingeln. Zu allem Überfluss neigte sich auch die Tanknadel dem Ende entgegen.

»Wenn wir auf der Hütte niemanden finden ... oder nicht das, wonach wir suchen – was machen wir dann?«, fragte ich, als wir gerade durch einen Tunnel fuhren.

Emma sah mich an und schwieg einen Moment. »Wenn es soweit ist, werden wir es wissen.«

Als wir das Ende des Tunnels erreichten, erspähten wir ein großes Verkehrsschild, das die Grenze Österreichs markierte. Nun konnte es nicht mehr weit sein, nur noch dieses Land durchqueren – dann sollten wir endlich erfahren, was aus unseren Familien geworden ist.

Ein Sattelschlepper tauchte hinter einer Kurve auf, der verlassen auf dem Parkplatz eines kleinen Rasthofs stand. Wir hielten an und sahen uns um. Die Gegend war menschenleer, aber wie so oft konnte der

Schein auch trügen.

»Der Deckel ist abgesperrt«, stellte Patrick fest, als er sich am Tank des Sattelschleppers zu schaffen machte. »Mit bloßen Händen kriegen wir das Ding nie auf.«

Emma stieg hinters Führerhaus, nahm einen großen Benzinkanister aus seiner Halterung und stellte ihn vor den Tank. »Warum schießen wir nicht einfach ein Loch hinein und füllen den Diesel in den Behälter?«

»Darauf schießen? Bist du verrückt?! Wir gehen alle drauf!«, rief Viola und hielt Emmas Hand voller Panik fest.

Wir sahen sie an und schmunzelten.

Viola wurde ganz rot im Gesicht. »Warum grinst ihr denn? Habe ich was Falsches gesagt?«

»Nur weil du auf einen Tankdeckel schießt, explodiert nicht gleich das ganze

Auto.« Jamiah schüttelte erheitert den Kopf.  
»Das ist nicht Hollywood.«

Emma zog ihren Revolver, zielte auf den Tank und drückte ab. Der Schuss hallte durch die Luft, im nächsten Moment sprudelte bester stinkender Diesel auf den Boden. Schnell hielten wir den Kanister darunter und machten ihn voll, befüllten unseren Wagen und wiederholten die Prozedur. Am Ende hatten wir genug Sprit, um den Weg bis zur Berghütte zu schaffen.

Wir schraubten uns mehrere Gebirgsstraßen im Schneckentempo hinauf, nur um kurz danach wieder im ersten Gang ins Tal zu kriechen. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass das letzte Stück so lange dauern würde, und wären wir hier nur zum Spaß, hätte ich wenigstens die Aussicht genießen können. Schmale Serpentinien, die an spärlich bewachsenen Felsen und fast senkrechten Steilhängen entlangführten,

ließen weit hinab ins Tal blicken – dort unten, wo das Gras so grün und satt war, das Wasser der Seen so blau und klar und die Natur so unberührt. Eine Wolke, die mich an ein wohlgenährtes Schaf erinnerte, zog über uns vorbei; ich fragte mich, ob dort Hayley saß und zu uns runter sah.

Irgendwann, als wir die mühsam erklommenen Höhenmeter wieder nach unten rollten, erreichten wir den Ort, den Bernhard tags zuvor erwähnt hatte. Er, Sebastian, Emanuel und Viola wollten uns hier verlassen und ihren eigenen Weg gehen. Wohin dieser sie führen würde? Vermutlich wussten sie das selbst nicht, aber wie sollte es auch anders sein? Niemand von uns hatte noch ein Ziel im Leben – außer zu überleben.

Kurz vor dem Ort hielten wir und stiegen aus dem Wohnmobil.

»Wie weit ist es noch bis zur Hütte?«, fragte Bernhard.

»In dem Tempo ein bis zwei Stunden Fahrt, mehr nicht«, sagte Emma.

Er nickte und atmete laut ein. »Wenn wir unterwegs einen Wagen finden, könnt ihr uns rauslassen.«

Nach einer kleinen Pause stiegen wir wieder ein und starteten den Motor – zumindest versuchten wir es, denn außer einem Ächzen und Stöhnen gab der Motor keinen Laut mehr von sich.

Emma sah mich fassungslos an. »So kurz vor dem Ziel?«

Patrick stieg aus dem Wagen, dann Bernhard, Jamiah und Sebastian. Kurz darauf standen wir alle um den Motorblock herum, ohne eine Ahnung zu haben, was wir eigentlich taten. Ich sah Keilriemen und Schläuche, Ventile und irgendwelche Kolben und Zylinder – man hätte mir auch ägyptische Hieroglyphen zeigen können, es hätte keinen Unterschied gemacht. Patrick fummelte

angestrengt herum, dazu gab Sebastian noch ein paar schlaue Tipps, auch Bernhard und Jamiah wussten etwas oder hatten schon mal was gehört. Am Ende lief das Wohnmobil trotzdem nicht und wir mussten laufen.

Wir packten so viele Vorräte zusammen, wie wir tragen konnten, und marschierten Richtung Dorf. Ruhig und friedlich sah es hier aus, als hätte es das Virus nie gegeben. Und tatsächlich fragte ich mich, ob es hier so etwas wie Zombies gab, waren wir doch schon lange keinen mehr begegnet. Aber wie immer im Leben, wenn man meinte, man hätte das Schlimmste hinter sich, wartete es bereits hinter der nächsten Tür mit einem riesigen Vorschlaghammer.

Im Augenwinkel fiel mir Cleos Verhalten auf: Sie rümpfte die Nase, stellte die Ohren auf und schien etwas zu hören. Wir blieben stehen und ließen den Blick über das Tal schweifen, bemerkten aber nichts

Verdächtiges. Angespannt gingen wir weiter und folgten der Bergstraße, die an bunten Blumenwiesen vorbeiführte. Als wir hinter einer kleinen Steigung den weiteren Straßenverlauf überblicken konnten, wurde mir schlagartig klar, was Cleo gerochen hatte: Vor uns schlurfte eine Handvoll Zombies entlang, gleichzeitig machten wir einen Wagen aus, der in einen Graben gerutscht war.

Ich streichelte Cleo übers Ohr und nahm mein Gewehr vom Rücken. »Und, was meint ihr?«

»Einer für dich, der Rest für uns«, sagte Emma und brachte ihre Waffe in Anschlag.

»Warte!«, rief Chrissy, doch ich hatte schon abgedrückt.

Der Schuss hallte durch die Luft und traf einen Zombie mitten ins Gesicht.

»Was ist?« Verdutzt drehte ich mich zu ihr.

»Da unten ... Schau!«



Ich blickte über den Fahrbahnrand hinweg und entdeckte zwei Busse, die den flachen Abhang hinabgestürzt waren. *Jetzt* wusste ich, was Cleo gerochen hatte – es waren nicht die paar Kreaturen in weiter Ferne – nein, es waren die unzähligen Zombies, die nun den Hang hinaufstürmten.

»Zum Wagen!«, schrie Patrick und rannte los.

Ich schmiss mein Gewehr um den Rücken und sprintete los. Das Geschrei der Zombies drang in mein Ohr und ließ mich ihre Zahl nur erahnen. Die Motorhaube des Wagens steckte halb in einem Graben, dunkle Bremsspuren auf dem Asphalt ließen erahnen, dass der Fahrer etwas ausgewichen und dann dort gestrandet war; nur wenige Meter weiter entdeckte ich menschliche Überreste. Ich war mir sicher, sollten wir den Wagen nicht schnell genug zurück auf die Straße bekommen, würden wir in wenigen

Momenten daneben liegen. Wir stiegen den Graben hinab und stemmten uns mit aller Kraft gegen die Motorhaube. Doch egal wie sehr wir uns auch bemühten, der Wagen war zu schwer und die Steigung zu hoch.

»Sie kommen!«, schrie Chrissy und eröffnete mit Emma und Viola das Feuer.

»Schieben wir ihn durch den Graben und mit Schwung hoch auf die Straße«, rief Jamiah und holte tief Luft. »Eins ... zwei ... und drei!«

Ich drückte meine Füße in den Boden und stemmte mich gegen den Kofferraum, bis der Wagen langsam zu rollen begann. Unterdessen erschienen immer weitere Zombies, stürmten über die Straße und fielen getroffen zu Boden.

»Wir können sie nicht länger aufhalten«, schrie Emma und lud ihr Gewehr nach.

Mit einer letzten Anstrengung schafften wir es, den Wagen aus dem Graben zu

schieben und wieder zurück auf die Straße.

»Rein mit euch!«, brüllte Patrick und hüpfte auf den Fahrersitz. Wir rissen den Kofferraum auf und legten uns wie Sardinen nebeneinander, doch Patrick fluchte verzweifelt und hämmerte gegen das Lenkrad. »Die Scheißkiste springt nicht an!«

Langsam aber stetig begannen wir das schwache Gefälle entlangzurollen. In diesem Fall bedeutete langsam aber so langsam, dass wir Angst hatten, wieder rückwärts hochzurollen. Unzählige Zombies erreichten den Wagen und hämmerten gegen die Scheiben, schon nach kurzer Zeit war das Glas blutverschmiert. Ein Seitenfenster ging zu Bruch, und sogleich schnappten schwarze Zähne nach uns. Wir schlugen und traten um uns, fluchten und schrien voller Verzweiflung. Arme und Hände wurden hindurchgestreckt, gefolgt von blutigen Köpfen. Besinnungslos stachen wir mit

unseren Messern auf alles ein, was nach Zombie aussah.

Als wir endlich so schnell rollten, dass sie uns nicht mehr hinterherkamen, tat sich schon das nächste Problem auf.

»Da vorne kommt eine Kurve ...« Patrick trat auf die schwergängige Bremse.

Der Wagen wurde langsamer und unsere Verfolger größer, aber bevor sie uns erreichten, nahmen wir wieder Fahrt auf und entkamen ihnen um Haaresbreite – bis zur nächsten Kurve. So ging es weiter, bis Patrick den Wagen zum Laufen brachte. Wir rasten davon und ließen die Zombies endgültig hinter uns.

»Ich spüre meine Beine nicht mehr«, jammerte Chrissy und versuchte, sich im Getümmel im Kofferraum etwas Platz zu verschaffen.

»Bei mir kribbelt auch alles«, pflichtete Emanuel bei und ächzte.

Erschöpft hielten wir an und stiegen aus, streckten unsere Glieder und quetschten uns auf die Sitze. Es war nicht gerade bequem – selbst das war noch eine maßlose Untertreibung – aber mit regelmäßigen Stopps starben zumindest nicht Arme und Beine ab.

Nach etlichen Pausen und noch mehr Gejammer waren wir nun in Italien, nicht mehr als zwanzig Kilometer trennten uns noch von der Berghütte. Die Anspannung in mir stieg ins Unermessliche und meine Gedanken kreisten nur noch um die Frage, auf wen oder was wir treffen würden. Zwar wollten Bernhard und die anderen bereits ihren eigenen Weg gehen, aber seit wir das Wohnmobil zurücklassen mussten, waren wir nicht mehr auf einen fahrtüchtigen Wagen gestoßen. Sollten es unsere Eltern aber auf die Hütte geschafft haben, blieben dann

genügend Autos, um ihnen eines zu überlassen.

»Bieg da vorne ab«, sagte Emma, als ein Forstweg auftauchte.

Patrick bremste und lenkte den Wagen auf eine breite Schotterpiste, die schon bald steil nach oben führte. Als das Auto merklich langsamer wurde, blickte ich besorgt durch die Windschutzscheibe: Vor uns lag noch ein gutes Stück.

»Gib Gas!«, rief Jamiah und schnaubte.

»Was denkst du, was ich die ganze Zeit mache? Die Kiste gibt nicht mehr her«, entgegnete Patrick und rüttelte am Lenkrad, als könnte er den Wagen damit beschleunigen.

»Und pass auf, wo du hinfährst«, murmelte Chrissy.

Auf der rechten Seite tat sich ein beängstigender Abgrund auf, der von uns nicht viel übrig lassen würde, sollten wir

dort hinabstürzen.

Alles Beten und Hoffen brachte nichts, irgendwann wurde der Hang zu steil, wir zu schwer oder der Wagen zu schwach – oder alles zusammen. Genervt stiegen wir aus und sammelten unsere Sachen zusammen.

»Wie weit ist es noch?« Patrick steckte seine Pistole in den Gürtel und überblickte das Tal unter uns.

»Der Weg führt ein paar Kilometer hinauf, dann ein kurzes Stück bergab«, erklärte Emma und atmete tief ein.

Ich ließ Cleo von der Leine, und gemeinsam begannen wir den letzten Anstieg – jenen Anstieg, den Emma und ich seit Monaten so herbeigesehnt hatten. Meine Gedanken gingen zurück zu dem Moment, als wir erfuhren, dass unser Flug annulliert wurde. Was wohl aus dem Geschäftsmann geworden ist? Und aus der Bodenstewardess? Gerne hätte ich mich für

meine ungestüme Art entschuldigt, doch sie beide waren vermutlich schon lange tot oder dazu verdammt, den Rest ihres Lebens als hirnlose Kreaturen zu verbringen. Ich erinnerte mich an meinen ersten Zombie, den ich umgebracht hatte, und wie verzweifelt ich danach war, während mir heute nicht einmal mehr ein Zucken übers Gesicht huschte, wenn ich den Abzug meiner Waffe betätigte.

Violas Schritte wurden langsamer, ihr Gesicht war blass und sie schien kaum Luft zu bekommen.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte ich mich.

Sie winkte ab und lächelte zaghaft. »Mein Kreislauf spielt nicht mit. Ich brauche nur ... eine kleine ...« Noch bevor sie den Satz zu Ende bringen konnte, brach sie zusammen und knallte ungebremst auf den Kiesweg.

»Das ist die Hitze. Los, in den Schatten mit ihr«, meinte Sebastian und griff ihr unter



die Arme.

Es dauerte einige Zeit, bis Viola wieder zu sich kam und uns benebelt ansah. »Was ... was ist passiert?«

»Du hattest einen kleinen Aussetzer von der Anstrengung, mehr nicht«, beruhigte sie Emma und wischte mit einem feuchten Tuch über ihre Stirn.

Sie fasste sich an den Kopf, tastete herum und spürte den Verband.

»Ist nur eine kleine Platzwunde, mach dir keine Sorgen.«

Zurück auf dem Weg, legten wir mehrere Pausen ein und warteten auf Viola, doch mit jedem Meter kämpfte sie mehr und mehr. Ich schob es auf die schlechte körperliche Verfassung nach ihrer Gefangenschaft, die der Zweiundfünfzigjährigen jetzt zu schaffen machte.

Aber hätte ich den wahren Grund für Violas Unwohlsein gekannt – ich hätte sie

auf der Stelle erschossen.

»Nur noch dieser Anstieg«, rief ich den anderen zu. Ich konnte es nicht mehr erwarten, mein Herz raste und wummerte wie zuletzt bei meinem ersten Treffen mit Emma. Doch damals war es vor Freude, jetzt nur aus Angst und Sorge. Das letzte Stück rannte ich, so schnell ich konnte; keuchend kam ich oben an und blickte hinab ins Tal. Zu meiner Erleichterung stand die Hütte noch, doch ein fremder Wagen, der davor parkte, trübte die Stimmung. Panik überkam mich. Wurden sie überfallen? Oder haben sie sich den Wagen nur *geliehen*? Ich rannte zurück zur Gruppe, legte Violas Arm um meine Schultern und half ihr den Weg hinauf.

Als Emma die Hütte ihrer Eltern erblickte und dann den Wagen, sah sie mich

verunsichert hat. »Was ist das für ein Auto? Hoffentlich -«

»Bestimmt gehört er zu ihnen«, unterbrach ich sie und nickte ihr aufmunternd zu.

Das kurze Stück nach unten war nicht weniger anstrengend als der Weg zuvor, schon nach kurzer Zeit schmerzte mein ohnehin lädiertes Knie.

»Meinst du, die haben für uns gekocht?« Jamiah hatte wieder sein unbeschwertes Grinsen aufgelegt.

»Woher sollen sie wissen, dass wir kommen?«, fragte Patrick und runzelte die Stirn.

Jamiah blickte ihn ungläubig an. »Du erkennst Ironie wohl auch nur dann, wenn sie dich mit einem Zug überfährt, oder?«

»Ganz bestimmt haben sie für uns gekocht«, warf ich ein und lachte. »Meine Mutter kocht ein ausgezeichnetes Sauerkraut.«

»Sauerkraut?« Jamiah streckte die Zunge raus. »Oh Gott, davon habe ich schon gehört. Das Zeug schmeckt bestimmt noch schlimmer, als es sich anhört.«

»Und dazu gibt's Mettwurst vom Hund«, sagte Bernhard und rechnete damit, einen großartigen Witz gelandet zu haben.

Doch als ich meine Hand um meine Pistole legte und ihn finster ansah, starrte er wieder vor sich auf den Boden und schwieg.

Jamiah schlug ihm beherzt auf den Rücken. »Wie wär's stattdessen mit Mettwurst von dir? Hast zwar nicht viel auf den Rippen, aber für paar Tage wird's schon reichen.«

Wir lachten und näherten uns mit großen Schritten der Berghütte. Aber als ich erkannte, in welchem Zustand sie sich befand, verging mir das Lachen.

»Da stimmt was nicht ...« Emma blieb abrupt stehen.

Hinter der Hütte entdeckten wir einen

schwarzen Geländewagen, der ebenfalls nicht unseren Eltern gehörte.

»Zu den Bäumen«, flüsterte ich und rannte zu einem angrenzenden Waldstück.

Wir legten uns flach auf den Boden und krabbelten durchs Unterholz, bis wir die Hütte im Blick hatten.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Patrick und nahm sein Gewehr vom Rücken.

»Ein Teil bleibt hier und gibt uns Deckung, der Rest geht nachsehen«, schlug Sebastian vor und drehte sich zu uns.

»Ich weiß nicht, was uns da unten erwartet«, sagte ich. »Aber sollte es das sein, was ich befürchte, dann wartet lieber hier. Ihr habt uns lange genug begleitet, ihr müsst euch dieses letzte Mal nicht in Gefahr bringen.«

»Einmal mehr oder weniger ist auch schon egal«, entgegnete Chrissy und stand auf.

Bernhard, Viola und Emanuel blieben im

Wald und hielten die Umgebung im Auge, während sich der Rest geduckt ans Haus heranschlich. Für einen kurzen Moment hielten wir inne: Weit und breit war kein Mucks zu hören.

»Sie sind tot«, flüsterte Emma und schluckte.

»Das glaube ich erst, wenn ich es mit eigenen Augen sehe.« Ich holte Luft, huschte weiter bis zur dunkelbraunen Holzfassade der Hütte und spähte durch ein Fenster. Keine Menschenseele.

Auf Zehenspitzen näherten wir uns der Eingangstür, lauschten noch einmal und sahen uns an. Ich hob drei Finger in die Luft, zählte runter und drückte die Türklinke nach unten. Abgeschlossen.

»Hier durch«, wisperte Jamiah und zeigte auf ein eingeschlagenes Fenster. Der Vorhang hing schief auf der Stange und bewegte sich mit jedem Windhauch.

Ich steckte meine Waffe durchs Loch und schaltete die Taschenlampe an. Ein heilloses Durcheinander tat sich im Licht auf. »Hallo? Ist da jemand? Laura? Mom? Dad?«

Niemand antwortete.

Ich rief noch einmal, diesmal lauter.

Etwas scharrte.

Eine Gänsehaut überkam mich. Jamiah stieg durchs Fenster und verschwand aus meinem Sichtfeld. Kurz darauf war das Klappern eines Schlüssels zu hören, dann öffnete er uns die Tür.

»Hier lang«, sagte er und brachte sein Gewehr in Anschlag.

Vorsichtig betraten wir die Hütte und schwenkten die Taschenlampen. Der Esstisch hatte nur noch zwei Beine, Stühle waren umgeschmissen oder völlig zerstört worden. Spinnweben hingen von der Decke und ließen erahnen, dass hier schon lange niemand mehr gewesen sein konnte. Leere



Konservendosen lagen über den Boden verstreut, daneben kaputte Wasserflaschen und Einwegbesteck aus Plastik. Cleo fletschte die Zähne, stürmte zu einer verschlossenen Tür und bellte. Das Scharren wurde lauter, dann folgte ein Knurren. Langsam ging ich auf die Tür zu und bemerkte im Augenwinkel plötzlich etwas, das mir vertraut vorkam. Ich befreite es vom Staub und erstarrte: Lauras Jacke. Mein Puls raste, meine Knie wurden weich und meine Hände begannen zu zittern. Auf einmal war mir klar, was mich hinter der Tür erwarten würde.

Jamiah schob sich an mir vorbei, stellte sich vor die Tür und sah uns an. Ich holte tief Luft, wischte mir übers Gesicht und nickte. Er drückte die Klinke runter, im nächsten Moment stürmte ein Zombie mit verbundenem Mund und gefesselten Händen aus dem Zimmer. Cleo sprang ihm gegen die

Brust und warf ihn zu Boden, verbiss sich in seinem Arm und zerrte ihn zurück.

Jamiah hob sein Gewehr, doch ich schubste ihn zur Seite und schrie: »Es ist Laura!«

»Was?«, entgegnete er verblüfft.

Ehe ich etwas sagen konnte, stand Emma neben mir und rammte dem Zombie ihr Messer in den Schädel. »Das ist nicht Laura – schau ...«

Vorsichtig drehte ich den Körper auf den Rücken. Tatsächlich war es nicht meine Schwester. »Aber ... aber wenn das nicht Laura ist ... warum ist dann ihre Jacke hier?«

»Entweder sie war hier«, entgegnete Jamiah und sah sich um. »Oder ... ja, eine andere Erklärung habe ich auch nicht. Sie muss hier gewesen sein.«

»Warum hat man die Frau gefesselt? Was hat sie hier überhaupt gemacht?«, fragte

Emma, inspizierte die Leiche und fand in ihrer Hosentasche einen Schlüssel. »Der gehört vermutlich zu einem der Wagen da draußen.«

Wortlos verließ ich den Raum und ging wieder nach draußen. Ich blickte zum Gipfel und spürte, wie eine Träne über mein Gesicht kullerte. Schnell wischte ich sie weg, bevor jemand sie sehen konnte.

Die Hütte war auf so viele Menschen nicht ausgelegt, sodass wir sämtliche Decken, Kissen und Matratzen zusammensuchten und unser Nachtlager auf dem Wohnzimmerboden aufschlugen. Viola, deren Zustand sich nicht gebessert hatte, durfte dabei im einzigen Bett schlafen, das noch halbwegs heil geblieben war. Emma und ich machten es uns auf einer Decke bequem und starrten uns lange an. Morgen wollten wir die Gegend erkunden und nach Hinweisen auf den Verbleib

unserer Familien suchen. Ich rechnete nicht mehr damit, sie jemals wiederzusehen.

Cleo knurrte. Noch im Halbschlaf versuchte ich sie zu beruhigen und streichelte sie.

»Was zum?!. HILFE!«, brüllte jemand.

Ich riss die Augen auf und griff nach meiner Pistole.

Emanuel rang mit einer Gestalt, stieß sie von sich weg und hielt sich den Hals. Nur Sekunden später brach er zusammen und rührte sich nicht mehr. Die ersten Sonnenstrahlen, die den Berg erreichten, fielen durch die Fenster und erhellten den Raum – jenen Raum, in dem Viola gerade blutüberströmt zu Boden stürzte und sich wieder aufrappelte. Cleo sprang los und war mit einem Satz auf ihr drauf, schleuderte sie erneut zu Boden und stieß die Zähne in ihren Körper. Die anderen schreckten aus ihren Betten hoch und versuchten bei dem Chaos

zu erkennen, woher die Bedrohung kam.

»Viola – erschießt sie!«, schrie ich und zielte auf sie, doch Bernhard und Sebastian blockierten mein Schussfeld. Ich zog mein Messer, stürmte an ihnen vorbei und ramnte ihr die Klinge erst in den Hals, dann ins Auge.

Plötzlich sprang Emanuel auf; er schrie, bleckte die Zähne und landete mit einem Satz neben Chrissy, die voller Panik daneben schoss. Emma schubste sie zur Seite und damit aus seiner Reichweite, trat ihm ins Gesicht und zückte ihren Revolver. Unterdessen versuchte Bernhard aus dem Fenster zu springen, rempelte dabei jedoch Emma an. Sie stürzte und landete neben Emanuel. Ich zog ihn am Fuß und schmiss ihn gegen die Wand, wo ihm Jamiah den Schädel zertrümmerte.

»Fuck, fuck, fuck!« Patrick raufte sich die Haare.

»Was ist passiert? Verdammt, was war das?« Chrissy hielt zitternd die Pistole in die Höhe.

»Viola wurde gebissen, das ist passiert! Und wir haben's nicht gemerkt!« Jamiah stieß mehrere Flüche aus und wischte Emanuels Blut von seinen Händen.

»Aber wann? Wir waren doch immer bei ihr!« Sebastian sah uns ungläubig an.

»Es muss gestern im Wagen gewesen sein, als wir den Berg runtergerollt sind. Sie hat's niemandem gesagt – und wir haben nicht daran gedacht.« Ich nahm Emma in den Arm, sah ihr in die Augen und lächelte. »Alles in Ordnung bei dir?«

Tränen liefen ihr Gesicht entlang. Sie schüttelte den Kopf und zog ihren Pullover hoch.

Ich schrie – so laut wie niemals zuvor in meinem Leben. Mein Körper spielte verrückt, kein klarer Gedanke war mehr möglich. Wozu auch? Emma wurde gebissen. Die Liebe meines Lebens starb gerade vor meinen Augen. Als die anderen es bemerkten, herrschte auf einmal eine gespenstische Ruhe. Und in diesem Moment wurde mir klar, sobald Emma ihren letzten Atemzug tat, wollte ich mit ihr gehen. Ich weinte, hielt sie im Arm – bis Bernhard mir eine schallende Ohrfeige gab.

»Hör auf! Wir dürfen keine Zeit verlieren!«, schimpfte er.

Ich verstand nicht, aber um ehrlich zu sein, war es mir auch vollkommen egal. Was wollte dieser Kerl schon von mir? Er konnte

Emma auch nicht mehr retten.

»Hörst du nicht?« Bernhard rüttelte an mir. »Wenn du willst, dass sie lebt, dann hör mir jetzt zu!«

Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht und versuchte, dem Mann mit der riesigen Stirn zuzuhören.

»Es gibt ein Mittel ...« Er holte tief Luft.

»Was für ein Mittel? Ein Gegenmittel?«, hakte Jamiah nach.

»Nicht direkt ... es ist kein Gegenmittel ... ich erkläre es euch unterwegs! Aber zuerst müssen wir sie in ein Krankenhaus bringen. Ich brauche etwas, womit ich ihren Körper ruhigstellen kann.«

Als hätte man mich aus einem Traum geweckt, sprang ich auf und warf mir meine Waffen über.

»Gibt es in der Nähe ein Krankenhaus?«, fragte Bernhard und sah mich eindringlich an.



»Im Tal gibt es eine Unfallklinik, aber wir brauchen mindestens zwei Stunden dorthin.«

»Zwei Stunden? So lange hat sie nicht!«

Ich gab Emma einen Kuss, nahm sie in die Arme und rannte mit ihr nach draußen.

Jamiah lief uns hinterher und öffnete die Wagentür.

»Wo ist dieses Mittel? Was ist es?«, fragte ich und wischte mir die Tränen aus dem Gesicht.

»Nicht jetzt!«, rief Bernhard. »Das Mittel gibt es nicht im Krankenhaus – versteht ihr? In keinem Krankenhaus dieser Welt gibt es das! Wir bringen sie ins Tal, versetzen sie ins Koma und besorgen dann das Mittel!«

Chrissy sah ihn an, Verzweiflung lag in ihren Zügen. »Ist es weit?«

»Dort, wo ich gearbeitet habe – aber wir müssen uns beeilen! Mit jeder Minute, die wir hier reden und verschwenden, sinken ihre Überlebenschancen.«

Jamiah brachte unsere Ausrüstung und ließ Cleo in den Kofferraum. »Bruder, du bist nicht allein – wohin der Weg auch geht, ich komme mit.«

Patrick kam angelaufen und warf sich sein Gewehr um. »Quatscht nicht so viel, rein in den Wagen!«

Mit ihm folgte auch der Rest der Gruppe und stieg ein. Ich ließ den Motor an und drückte das Gaspedal durch. Aus eigener Erfahrung wusste ich, dass wir etwa zwei Stunden bräuchten, um ins Tal zu gelangen, doch Bernhard räumte uns nur einen Bruchteil davon ein. Mit Karacho bretterten wir die Schotterpiste entlang, links von uns die Wälder, rechts der Abgrund. Emma war bei Bewusstsein und weinte, und ihre Tränen waren es, die mich über meine Grenzen wachsen ließen. Steine flogen zur Seite, Staub wurde aufgewirbelt und Fahrspuren neu geschaffen. Der Motor schrie und ächzte,

die Bremsen waren kurz vor dem Kollaps und die Achsen litten Höllenqualen. Doch jetzt war mir alles egal.

Wir rauschten am Wagen vorbei, den wir gestern dort abgestellt hatten, und gelangten nach kurzer Zeit auf die Straße Richtung Krankenhaus. Emma hatte mir den Weg beschrieben, doch das war gar nicht nötig. Als höchstes Gebäude stach es förmlich aus dem Tal heraus und führte mich geradewegs zum Eingang.

»Sobald wir im Krankenhaus sind, muss alles schnell gehen«, kündigte Bernhard an. »Ich brauche die richtigen Mittel, um sie ins Koma zu versetzen; außerdem müssen wir ihren Körper runterkühlen, um den Fäulnisprozess zu verhindern ... oder wenigstens zu verlangsamen. Da es aber keinen Strom mehr gibt, gibt es auch keine Eiswürfel.«

»Warum nehmen wir nicht Schnee von

dort?«, fragte Patrick und zeigte auf einen Berg, dessen weißer Gipfel in den Himmel ragte.

Bernhard nickte. »Das wäre eine Möglichkeit, aber wir brauchen Kühlboxen. Beten wir, dass wir welche im Krankenhaus finden.«

»Und was dann?«, rief ich und lenkte den Wagen mit quietschenden Reifen um eine scharfe Kurve.

»Dann kommt der schwierigste Part; wenn der nicht gelingt, war alles vergebens. Das Mittel lagert weit weg von hier ... sehr weit.«

»Wie weit?« Chrissy brüllte diese Frage ungehalten. »Drück dich klar aus!«

»In Berlin. Dort gibt es einen geheimen Komplex, in welchem wir mehrere Mittel getestet haben. Die Amerikaner waren dem Virus auf der Spur, wir konnten es weiterentwickeln ... aber wir waren zu

langsam – das Virus hatte sich über die Welt ausgebreitet und die meisten Menschen schon getötet. Wir mussten flüchten und den Komplex aufgeben.«

*Berlin.* Gerade hatten wir mehr als tausend Kilometer zurückgelegt, um hierher zu kommen, und jetzt mussten wir zurück zum Anfang.

Bernhard wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Das Problem ist: Das Virus wird sich trotzdem in Emmas Körper ausbreiten, das Koma kann das nicht verhindern. Aber zusammen mit der abgekühlten Körpertemperatur wird der Prozess verlangsamt, sodass wir ein größeres Zeitfenster haben, um ans Mittel zu kommen.«

Als wir endlich das Krankenhaus erreichten, erwarteten uns schon die Ärzte und Pfleger, Patienten und Krankenschwestern – mit offenen Armen

und Mäulern. Ich überfuhr sie und setzte den Wagen vor und zurück, um auch den Letzten von ihnen zu zerquetschen. Mit Emma in den Armen stürmte ich den anderen hinterher, die mir den Weg freiräumten. Weiteres Personal tauchte auf und lief uns schreiend entgegen, Patrick und Jamiah luden ihre Gewehre nach und hinterließen eine Schneise aus Blut und Zerstörung. Wir erreichten einen OP-Saal, wo ich Emma auf den Tisch legte und wir die letzten Gestalten töteten, die hinter uns her waren. Schnell blockierten wir die Türen und durchsuchten die Schränke. Bernhard rief Sebastian irgendwelche Namen von Mitteln zu, die er brauchte, legte Emma einen Zugang und bereitete eine Infusion vor.

»Hier ist es!«, rief Sebastian und stellte mehrere Fläschchen und Packungen auf den Tisch.

»Sehr gut, jetzt noch das Beatmungsgerät«,

befahl Bernhard und füllte ein Mittel in den Infusionsschlauch. »Ich werde dich jetzt in ein künstliches Koma versetzen, denn das ist deine einzige Chance. Ich kann deine Werte kaum überprüfen, also schau, dass du am Leben bleibst«, sagte er und sah Emma eindringlich an.

Ich umarmte sie und küsste sie ein letztes Mal. »Das ist nicht das Ende. Wenn du aufwachst, werde ich genau an dieser Stelle stehen – versprochen.«

Emma stöhnte und schluckte schwer. Ihr Mund formte sich zu einem Lächeln, kurz darauf setzte die Wirkung des Narkosemittels ein.

»Hoffen wir, dass der Akku hält«, sagte Bernhard und blickte zum Beatmungsgerät.

»Hier ist noch eines«, sagte Sebastian und stellte es daneben ab.

Bernhard erklärte uns haargenau, wie wir den Gebäudekomplex finden würden: Er war

nahe Berlin, umzäunt in einer unscheinbaren Gegend, von der niemand wusste, dass es dort außer Bäumen und einem alten Schuppen etwas gab. Weite Teile des Komplexes waren unterirdisch, um die Gefahr von Militärschlägen zu verringern – denn sollte dies je passieren, würden die gefährlichsten Erreger der Welt ins Freie gelangen, von denen die Bevölkerung noch nicht einmal wusste, dass es sie überhaupt gab. Zuletzt warnte Bernhard uns davor, was dort unten auf uns lauern könnte, doch dafür hatten wir keine Zeit.

»Chrissy, ich brauche deine Hilfe hier«, sagte er und fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirn. »Du musst Schnee holen, damit wir Emmas Körper runterkühlen können.«

»Reichen die?«, fragte sie und zeigte auf drei große Kühlboxen, die sie im Nebenzimmer gefunden hatte.

»Für den Anfang – länger dürfen Adrien



und die anderen ohnehin nicht brauchen.«

»Wir brauchen einen zweiten Wagen«, sagte Jamiah und stellte sich vor die Tür.

»Moment Mal – wir sind doch in einer Unfallklinik, oder? Dann steht vielleicht ein Helikopter auf dem Dach.« Sebastian sah uns hoffnungsvoll an.

Ich nickte. »Schnell, sehen wir nach!« Bevor wir gingen, gab ich Bernhard die Hand und umarmte ihn. »Ich weiß, dass sie in deinen Händen gut aufgehoben ist.«

Er presste die Lippen zusammen und seufzte. »Ich tue mein Bestes.«

Ich umarmte auch Chrissy und drückte sie fest an mich. »Bitte pass auf Emma und Bernhard auf, aber auch auf dich! Wenn du stirbst, sind wir alle verloren.«

Auch Jamiah verabschiedete sich von ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Sie sah ihn an und lächelte.

»Also dann«, rief Patrick und entriegelte

die OP-Tür.

Der Gang war leer, doch das hatte nichts zu heißen, schließlich waren wir im Erdgeschoss, mussten aber ganz hoch. Ich lud meine Waffen nach, steckte mir Pistole und Messer griffbereit in den Gürtel und hob den Daumen – es ging los.

Wir rannten den Gang entlang und sahen bereits durch die schmalen Fenster der Zwischentüren, dass der Flur dahinter voller Zombies war.

»Auf die leise Tour?«, flüsterte Sebastian und hielt inne.

Jamiah trat die Tür auf und drückte ab.

»Das heißt wohl nein«, rief er und feuerte mit.

Blut spritzte durch die Luft und landete an den Wänden, faustgroße Einschusslöcher im Putz wirbelten den Staub auf. Aus den Zimmern tauchten weitere Patienten auf, um ihre *Medikamente* abzuholen – leider

starben sie an einer Überdosis. Wir erreichten den Notausgang, der zum Treppenhaus führte, und stürmten nach oben. Wenigstens hier war alles leer und wir kamen ungehindert voran.

Auf dem Dach schlug die anfängliche Euphorie in Ernüchterung um: beide Landeplätze waren leer, kein Helikopter weit und breit. Ich hatte gewünscht, wir könnten die Strecke bis nach Berlin in kürzester Zeit zurücklegen – stattdessen mussten wir nun wieder mit dem Auto die lange und kräftezehrende Strecke fahren. Meine Hoffnung, Emma retten zu können, schwand; mit dem Wagen wären wir niemals schnell genug.

Sebastian hielt sich die flache Hand an die Stirn und blickte über die Dächer des Städtchens hinweg.

»Komm, wir müssen zum Wagen«, rief ich ihm zu, doch er zögerte.

»Sebastian, komm!«, rief auch Patrick ungeduldig.

»Wartet! Wenn hier keiner steht, dann vielleicht abseits der Stadt – haltet Ausschau nach einem Hangar oder einer Halle, die groß genug für einen Helikopter ist.«

Wir stellten uns an den Rand des Dachs und kniffen die Augen zusammen. Und tatsächlich, nahe einer großen Wiese erblickten wir eine Halle, die auf der Vorderseite riesige gläserne Schiebetüren hatte, daneben ein einstöckiges Gebäude, das der Mannschaftsraum sein könnte.

»Das muss es sein«, rief Sebastian.

Wir eilten zurück zu den Treppen und rannten die Stufen hinab. Wieder im Erdgeschoss, holten wir Chrissy, liefen zum Ausgang und sprangen in den Wagen. Mit Vollgas rauschten wir durchs Städtchen und wichen dabei nicht selten ganzen Straßenzügen voller Zombies aus.

»Chrissy, falls dort ein Helikopter steht, locken wir sie von dir weg – versteck dich so lange im Wagen, bis du uns nicht mehr hören kannst«, forderte Sebastian sie auf.

Vor uns ragte ein umgestürzter Feuerwehrkran in die Höhe, der die Fahrbahn versperrte.

»Festhalten!«, schrie ich und lenkte den Wagen geradewegs in die Glasfront eines Gebäudes hinein.

Unter lautem Klirren durchschlugen wir die Scheiben und rasten durch einen Flur. Im Augenwinkel entdeckte ich kleine Stühle, selbstgemalte Bilder an den Wänden, Puppen und Stofftiere. Wir waren in einem Kindergarten – in diesem Moment war ich froh, nicht zu wissen, was aus ihnen geworden war. Auf der Rückseite durchschlugen wir ein Fenster und bretterten über eine Veranda auf einen Spielplatz. Der angrenzende Zaun stellte kein Hindernis dar,

dafür aber die Zombies, die dahinter zum Vorschein kamen. Wir schlitterten an ihnen vorbei und überquerten eine Brücke. Von allen Seiten kamen die hirnlosen Kreaturen aus ihren Löchern gekrochen, liefen uns hinterher und zogen mit ihrem Geschrei noch mehr an.

»Da vorne muss es sein«, rief Jamiah und krallte sich am Sitz fest, als wir auf eine Schranke zuhielten.

Ich erspähte einen hohen Mast, an dem eine rot-weiße Windsocke mit dem Wind tanzte. Kurz darauf durchbrachen wir die Absperrung und stoppten den Wagen auf dem Gelände, stiegen aus und sahen nun zwei Schienen, die zum Rollltor führten. Wir schlugen die Fensterscheiben des danebenliegenden Gebäudes ein und fanden uns in einem kleinen Aufenthaltsraum wieder. Hastig liefen wir durch einen Gang, entdeckten eine kleine Toilette und ein

Zimmer mit zwei Stockbetten. Am Ende des Flurs gelangten wir in einen Raum, der mehrere Telefone, Faxgeräte, Computer und anderes technisches Gerät beherbergte.

»Wonach suchen wir eigentlich?«, rief ich und öffnete einen kleinen Schrank.

»Der Schlüssel für die Türen muss hier irgendwo sein!«, erwiderte Sebastian.

Die Schreie der Zombies wurden lauter. Ich spähte hinaus und entdeckte am Horizont eine Lawine aus unzähligen Körpern auf uns zurollen.

»Beeilt euch!«, schrie Jamiah und lief in ein weiteres Zimmer.

Patrick hielt etwas in die Höhe. »Ist es der hier?«

Wir stürzten nach draußen, steckten den Schlüssel ins Schloss und schoben die Meter hohen Schiebetüren auseinander. Ein weißer Helikopter mit dem Schriftzug *Notarzt* kam zum Vorschein.

»Danke«, flüsterte ich und blickte zu den Wolken.

»Helft mal!«, rief Patrick und stemmte sich gegen das Podest, auf dem der Helikopter stand.

Mit vereinten Kräften schoben wir unsere letzte Hoffnung hinaus ins Freie und sahen zu den Zombies.

»Rein mit euch!«, befahl Sebastian und setzte sich ins Cockpit.

Jamiah umarmte Chrissy, küsste sie und wischte ihr eine Träne aus dem Gesicht.

»Ich bringe ihn dir wieder«, versprach ich ihr und stieg mit Cleo hinten ein.

Sie nickte mir zu, hob den Daumen und setzte sich in den Wagen. Dann winkte sie uns zu, raste bis ans Ende des Geländes und wartete dort.

Unterdessen startete Sebastian den Motor, und langsam begannen die Rotorblätter sich zu drehen.



»Das schaffen wir nicht ...« Jamiah nahm sein Gewehr in die Hand und zielte auf die Zombies, die bereits an der demolierten Schranke vorbeiliefen.

Wir stellten uns an die Seitentür und feuerten aus allen Rohren, während Sebastian sich bemühte, den Vogel so schnell wie möglich in die Luft zu bekommen. Zahlreiche Zombies stürzten getroffen zu Boden, aber fast kam es mir so vor, als hätten wir das gesamte Städtchen angelockt. Wir schlossen die Tür, ehe die ersten gegen den Helikopter prallten und durch den Wind der Rotorblätter von den Füßen gerissen wurden. Sebastian zog den Steuerknüppel nach hinten, und gerade rechtzeitig hoben wir ab. Ein Zombie verhakte sich mit Bein und Körper so unglücklich zwischen dem Helikopter und seinen Kufen, dass er mit uns in die Lüfte stieg. Wir öffneten die Tür, versetzten ihm einen Tritt und sahen ihn

zurück in die Menge stürzen.

Sebastian steuerte den Hubschrauber über ihre Köpfe und lockte sie von Chrissy weg. Nachdem wir am anderen Ende des Feldes angekommen waren, erhoben wir uns vollends in die Luft und nahmen Kurs Richtung Deutschland. Weit unten sah ich Chrissy mit dem Wagen davonfahren, bis sie hinter einem Häuserblock verschwunden war.

Wir setzten die Helme auf und testeten die Mikrofone.

»Hoffentlich schafft Chrissy das«, sagte Jamiah und schaute besorgt aus dem Fenster.

»Hoffentlich schaffen wir alle es«, ergänzte ich und seufzte. Mein Blick wanderte nach draußen; ich sah die Welt immer kleiner und kleiner werden. Häuser waren bald kaum größer als Ameisenhügel, Bäume nicht mehr als Streichhölzer. Grüne Wiesen und wolkenbehangene Täler zogen

unter uns vorbei, dazwischen Flüsse und Seen. Wir flogen über schneebedeckte Berge, welche sich mit spärlich bewachsenen Gebirgshängen abwechselten. Ich sah die Natur in all ihrer Vollkommenheit und dachte an Emma.

»Der Tank ist zwar voll, aber damit kommen wir je nach Wind nicht viel weiter als sechshundert Kilometer«, teilte Sebastian uns mit.

»Wie weit ist es bis nach Berlin?«, hakte Patrick nach.

»Etwa siebenhundert Kilometer Luftlinie. Wir müssen davor landen und nachtanken.«

Ein Zwischenstopp auf einem Flughafen erschien mir als ungefährlich, warum sollte es dort schon Zombies geben? Gleichzeitig kam mir aber der Flughafen von Pittsburgh in den Sinn: All die Menschen, die dort gestrandet waren und vergeblich auf einen Flug warteten. Als das Virus ausbrach,

hofften sie vermutlich noch immer auf eine Möglichkeit, um nach Hause zu kommen ...

»Wie schnell fliegt so ein Ding?«, wollte ich wissen.

»Knapp über zweihundertfünfzig Kilometer pro Stunde«, sagte Sebastian.

Drei Stunden bis nach Berlin. Ich lehnte mich zurück, hielt Cleo fest in den Armen und lauschte dem gleichmäßigen Dröhnen der Rotoren. Die Gedanken an Emma übermannten mich, ich drehte mich weg und wischte mir die Tränen aus dem Gesicht.

Lautes Piepen weckte mich. Ich blinzelte – und war schlagartig wach. Die Wipfel der Baumkronen kamen uns bedrohlich nah, der Helikopter schlingerte und ratterte, als würde man mehrere Ziegelsteine durch eine Waschmaschine jagen.

»Was ist los?!« Voller Panik krallte ich mich am Sitz fest und zog Cleo an mich heran.

»Irgendwas ist geplatzt, ich kann nicht mehr steuern!« Sebastian ruderte verzweifelt am Steuerknüppel.

Wir schrien uns die Seele aus dem Leib, während die Erde uns unaufhaltsam entgegenkam. Der Helikopter streifte mehrere Baumwipfel, bis es einen gewaltigen Krach gab, dann einen Schlag,

und wir zwischen den Bäumen zu Boden stürzten. Mein Kopf schlug irgendwo dagegen, dann verlor ich das Bewusstsein.

Als ich aufwachte, war es stockdunkel. Im ersten Moment war ich mir nicht sicher, ob es die Dunkelheit in meinem Kopf war, oder ob tatsächlich schon die Nacht herangebrochen war. Ich stöhnte und fasste mir an die Rippen. Sie brannten wie Feuer und fühlten sich an, als wäre ein Lastwagen drübergefahren. Ich nahm den Helm vom Kopf, verzog vor Schmerzen den Mund und roch mein Blut. Vor mir lag Sebastian mit dem Kopf gegen die Instrumente gelehnt. Meine Augen gewöhnten sich nur langsam an die Schwärze der Nacht, aber es genügte, um zu erkennen, dass er sich nicht regte. Ich schüttelte ihn, doch seine Augen blickten starr geradeaus. »Hey, Sebastian!«

Keine Antwort.

Ich beugte mich über ihn und entdeckte einen riesigen Metallsplitter in seinem Hals; Blut floss an ihm herab. Erschrocken sah ich mich um und bemerkte erst jetzt, dass die Türen offen standen – von Jamiah und Patrick fehlte jede Spur. Ich suchte meine Waffen zusammen, schnallte mich ab und torkelte benebelt nach draußen, stürzte in feuchtes Moos und stöhnte. »Cleo? CLEO!« Seltsam ... niemals würde sie ohne mich fortgehen. »Cleo!« Panik machte sich in mir breit. Ich rief wieder und wieder, aber sie antwortete nicht. Ich rappelte mich auf und kramte in meinem Rucksack. »Auch das noch«, murmelte ich. Beim Aufprall war meine Taschenlampe zu Bruch gegangen, das Glas hing zersplittert im Rahmen.

»Cleo? Patrick? Jamiah?« Der Wald war unheimlich, und ohne Cleo und Taschenlampe traute ich mich kaum einen Meter voran. Noch dazu wusste ich weder

wo ich mich befand noch wie weit es bis nach Berlin war, geschweige denn, wie ich überhaupt dort hinkommen sollte. Ich stieg wieder in den Helikopter, nahm Sebastians Ausrüstung an mich und klopfte ihm auf die Schulter. »Tut mir leid, Kumpel.« Dann humpelte ich langsam weg und folgte irgendwelchen Spuren, von denen ich hoffte, sie stammten von den anderen. Wie hätte ich auch ahnen können, dass ich am Ende der Nacht einen riesigen Kreis gelaufen wäre, fernab jeglicher Zivilisation – aber ich war nicht allein ...

Unablässig rief ich nach Cleo und dem Rest, aber außer meinem Ächzen und Stöhnen hörte ich nichts. Sie müssen gedacht haben, dass ich tot bin, redete ich mir ein. Einen anderen Grund konnte ich mir für ihr Verschwinden nicht ausmalen ... eigentlich konnte ich es schon, aber ich verdrängte die Gedanken, da sie mir nur noch mehr Angst



einflößten.

Vom vielen Rufen war meine Kehle ausgetrocknet und brannte, mein Hals kratzte. Ich hatte Durst, aber meine Flasche im Rucksack war verschwunden. Verzweifelt und kurz davor, mir eine Kugel in den Kopf zu jagen, irrte ich weiter durch den Wald. Und hätte nicht Emmas Leben davon abgehangen, dieses verdammte Mittel zu bekommen, ich hätte mich hier sterben gelegt. Aber ich durfte nicht aufgeben – noch nicht. Ich versuchte einen klaren Kopf zu bewahren und biss die Zähne zusammen. Adrien, du Waschlappen, entweder du schaffst das, oder die Menschheit geht zu Grunde! Nein, das half nicht. Die Menschheit war ohnehin schon am Ende. Adrien, du Waschlappen, entweder du schaffst das, oder es gibt einen Satz heißer Ohren! Ja, schon besser.

Irgendwann vernahm ich das wohltuende

Rauschen eines Baches – oder war es das Rauschen in meinen Ohren kurz vor der Bewusstlosigkeit? Wie auch immer. Ich folgte dem Geräusch und lief schneller, bis ich tatsächlich das Flimmern des Mondes im Wasser erkannte: ein kleiner Fluss! Halb verdurstet eilte ich ans Ufer und legte meine Ausrüstung neben mich, bückte mich hinab und trank. Das kalte Wasser verschaffte mir einen halbwegs klaren Verstand; ich tauchte mein Gesicht hinein und stöhnte.

Irgendwo brach ein Ast.

Erschrocken blickte ich zurück und hielt inne. Was war das? Leise nahm ich das Gewehr vom Boden und kniff die Augen zusammen. Wieder knackte etwas, diesmal war es aber näher. Ich fuhr herum, doch da war nichts. Als ich das Plätschern des Wassers vernahm, erinnerte ich mich schlagartig an die Kreatur in der Kanalisation. Sie war anders als die

Zombies, lautlos – und furchterregender. Dieselben Dinger hatten uns auch überfallen, als wir in dem Gasthof übernachten wollten. Und auf einmal wurde mir klar, was diese zwei Orte gemeinsam hatten: Wasser. Blitzschnell drehte ich mich zum Fluss und versuchte etwas zu erkennen. Nichts. Mit jedem Augenblick, in dem ich an die Kreaturen dachte, fiel mir das Atmen schwerer. Ich wünschte mir Cleo herbei ... und Emma, meine Couch, unser Haus in den Staaten, einen Panzer und dazu eine ganze Armee.

Aber ich war allein. Mit diesen Dingen.

Wieder knackte ein Ast. Zumindest dachte ich, es wäre einer – aber in Wirklichkeit war es kein Ast ... Panisch humpelte ich vom Wasser weg und wieder in den Wald hinein. ›Hast du dich im Urwald verirrt und findest einen Fluss – dann folge ihm. Er führt dich zur Zivilisation.‹ Das war ein Satz, den ich

mal in einer Reportage über eine Expedition im südamerikanischen Urwald gehört hatte. Einerseits wollte ich dem Rat folgen – andererseits wusste ich nicht, was nahe des Wassers alles auf mich lauerte.

Orientierungslos irrte ich umher, verlor dabei den Überblick, wie lange oder wie weit ich gegangen war; es konnten Minuten, vielleicht auch Stunden sein. Mein Genick schmerzte, und bald kam ich mir vor wie ein Chamäleon – nur dass es nicht meine Augen waren, sondern mein Kopf, der sich in alle Richtungen drehte.

Ich folgte dem Fluss und lief weiter, bis ich plötzlich eine Gestalt am Boden liegen sah. Wie angewurzelt blieb ich stehen und zielte auf sie. Sie bewegte sich nicht. Langsam ging ich auf sie zu. »Patrick? Oh mein Gott, Patrick!« Ich rannte los und kniete mich zu ihm. Sein Gesicht war voller Blut, Bisswunden klafften an seinem ganzen

Körper. »Patrick! Patrick, kannst du mich hören?!« Ich schüttelte ihn, und auf einmal bewegte sich seine blutige Hand.

»Affhh ...«, stöhnte er.

»Affhh?«

»Affhhh ...« Patricks Augen bewegten sich nicht mehr, seine Hand erschlaffte.

»Patrick? Patrick!« Ich umarmte ihn – und vernahm direkt hinter mir wieder ein Knacken. Ich fuhr herum und sah in ihre Augen. Jetzt verstand ich, was Patrick mir hatte sagen wollen: nicht ›affhh‹, sondern ›lauf‹. Die Kreatur entblößte eine Reihe spitzer Zähne, ein Gurgeln entfuhr ihrer Kehle, dann schoss sie blitzartig auf mich zu. Ich hechtete zur Seite, hob mein Gewehr und drückte ab, verfehlte aber knapp. Noch während sie auf mich zusprang, schoss ich erneut und jagte der Gestalt mehrere Kugeln zwischen die Augen. Sie landete vor meinen Füßen und regte sich nicht mehr. Dafür

knackte es jetzt im ganzen Wald.

Ich ließ Patrick hinter mir und rannte weiter, folgte dem Fluss und blickte zurück. Gestalten traten hinter Bäumen hervor, die allesamt schneller waren als ich. Ich stürzte über eine dicke Wurzel, schlug mir das Knie auf und schrie. Blut lief an meiner zerrissenen Hose herab; ich zwängte mich wieder auf die Beine und humpelte um mein Leben. Eine Gestalt zeichnete sich in der Dunkelheit ab – doch die Umrisse kamen mir bekannt vor. »Jamiah!«, schrie ich und stürmte auf ihn zu. Er schien verletzt zu sein, denn er kniete auf dem Boden und wippte auf und ab.

Als ich ihm schon ganz nah war, sah ich, dass er wirklich kniete, aber er war nicht verletzt – nein, Cleo war verletzt und Jamiah fraß sie gerade auf!

Er drehte sich zu mir, sah mich mit trüben Augen an und knurrte.

»Jamiah! Nein!«, brüllte ich, doch er war schon über mir und ramnte mir die Zähne ins Fleisch.

Ein stechender Schmerz breitete sich über meine Backe aus. Neben mir saß Patrick und schüttelte sich die Hand. Wir waren noch immer in der Luft, und die anderen sahen mich verblüfft an. Ich räusperte mich und fasste mir an die Backe.

»Jamiah hat mich drum gebeten«, entschuldigte sich Patrick vergnügt.

»Ich wusste nicht, ob es was Unanständiges ist, was du träumst«, sagte dieser und lachte. »Du hast zuerst Sebastians Namen gerufen, dann Patricks und dann meinen. Also, wenn das jetzt paar Frauen gewesen wären, dann könnten wir darüber reden ... aber Patrick und Sebastian? Sorry Kumpel!«

»Du wolltest mich gerade vernaschen.«

»Dann kam die Ohrfeige ja noch gerade rechtzeitig.«

Ich grinste und verdrehte die Augen.

»Wir müssen bald tanken«, kündigte Sebastian unseren bevorstehenden Zwischenstopp an.

»Wo sind wir?«, fragte ich, ehe ich ein riesiges weißes Schloss entdeckte, das majestätisch über dem Land thronte, seine gewaltigen Türme ragten weit in den Himmel. Ich fragte mich, ob dort eine Prinzessin auf ihren Retter wartete, um sie wachzuküssen. Aber vermutlich würde der es nicht bei einem Kuss belassen, sondern sie mit Haut und Haaren auffressen – und das nicht im romantischen Sinne.

»Wow, was ist denn das für 'ne bescheidene Bude?«, rief Patrick erstaunt.

»Schloss Neuschwanstein.« Sebastian freute sich sichtlich, es zu sehen. »Hier habe ich früher gearbeitet ... und mit meiner



Familie gelebt.«

»Was ist mit ihnen passiert? Ist Georg Schuld am Tod deiner Familie?«, fragte ich.

Sebastian stöhnte. »Nein, sie starben schon davor. Wir haben uns zu Hause versteckt und gewartet, bis alles wieder normal wird. Aber als das Essen knapp wurde, mussten wir auf Suche gehen. Die ständige Mangelernährung setzte unserem Jungen stark zu. Er verlor viel Gewicht, wurde schwach und schließlich krank ... schwer krank. Er brauchte Hilfe – Hilfe, die wir ihm nicht bieten konnten, die nur ein Krankenhaus ihm hätte bieten können. Eines Nachts, als wir auf der Suche nach einem Auffanglager für Überlebende waren, schrie er vor Schmerzen. Wir konnten ihn nicht beruhigen, die Zombies hörten uns, überraschten uns ...« Sebastian hielt inne. »Wir rannten weg, doch meine Frau war erschöpft und hatte keine Kraft mehr. Sie

brach zusammen ... ich versuchte noch, sie zu retten.« Er atmete angestrengt aus. »Ihre Schreie verfolgen mich jede Nacht.«

Betretenes Schweigen setzte ein.

»Ein Augenblick hat ausgereicht, um alles zu verlieren, was mir auf dieser Welt lieb war.« Sebastian blickte konzentriert aus dem Fenster und drehte den Helikopter. »Seitdem irre ich herum und versuche zu überleben, auch wenn ich am Ende des Tages gar nicht weiß für was und warum.«

»Weil *du* noch am Leben bist, hilfst du anderen Menschen. Emma wäre ohne dich verloren«, sagte ich.

Wir ließen die Alpen hinter uns und kamen wieder in flacheres Land. Die Natur veränderte sich, die Häuser veränderten sich, aber meine Sorgen und Ängste blieben die Gleichen.

Am Horizont entdeckte ich flache, breite Straßen, weitläufige Gebäudekomplexe –

und Flugzeuge. Die meisten waren nicht mehr als ausgebrannte Wracks, andere lagen auf dem Boden und waren teilweise zerstört. Oft fehlten Flügel oder Teile der Reifen – doch es gab auch welche, die noch intakt zu sein schienen.

»So ein Ding kannst du nicht fliegen, oder?«, fragte ich Sebastian und zeigte auf ein Passagierflugzeug.

Er schüttelte den Kopf. Wäre auch zu schön gewesen.

Wir begannen mit dem Sinkflug und verloren rasch an Höhe. Mehrere Male umkreisten wir das Gebiet und hielten Ausschau nach einem Tanklastwagen, bis wir einen entdeckten, der vielversprechend aussah. Es gab nur einen Haken – unweit von ihm torkelte noch das Bodenpersonal herum. Ihre Warnwesten leuchteten wie kleine Signallampen aus dem grauen Untergrund und verrieten uns, dass wir nicht so leicht an

das dringend benötigte Kerosin kommen würden.

»Wie lautet der Plan?«, fragte Jamiah und blickte aus dem Fenster.

»Entweder wir erschießen sie von oben, oder wir locken sie weg – eure Wahl«, schlug Sebastian vor und hielt den Helikopter ruhig in der Luft.

»Wir sollten Munition sparen und so viele weglocken wie möglich«, meinte ich.

Schnell stimmten die anderen zu.

Der Hubschrauber senkte sich weiter ab, und wir flogen tief über die Zombies hinweg. Sie schrien, fuchtelten mit den Armen und rempelten sich gegenseitig um. Die Schar folgte uns – nur leider hatten wir nicht bedacht, dass das gesamte Areal des Flughafens mehrfach umzäunt war. So blieben die Zombies kurz darauf am Zaun hängen und zerquetschten sich teilweise gegenseitig wie in einer Knoblauchpresse,

dennoch konnten wir den Rest nicht weit genug weglocken.

»Wir haben nicht viel Zeit, sie werden uns zurück zum Lastwagen folgen«, sagte Sebastian und beschleunigte den Helikopter. »Macht euch bereit!«

Ich streichelte über Cleos Fell und hielt sie fest.

Wir setzten neben dem Tankwagen auf, sprangen raus und ließen seinen Motor an.

»Wie funktioniert so ein Ding?«, rief Patrick, als er all die Schläuche, Pumpen, Druckmesser und anderen Anzeigen erblickte.

Aber Sebastian kannte sich aus, und mit wenigen Handgriffen lief das Kerosin in den Helikopter. Unterdessen hatten die Zombies die Hälfte der Strecke zurückgelegt und kamen uns mit großen Schritten näher.

»Schaffen wir das?« Jamiah behielt die Horde besorgt im Auge.

Sebastian schüttelte den Kopf. »Ich brauche mehr Zeit!«

Ich sah mich um und entdeckte einen Gepäckwagen, der nahe einem ausgebrannten Wrackteil verweilte. Daneben stand ein großer Flugzeugschlepper, der mich auf eine Idee brachte. »Kommt mit!«

Zusammen mit Cleo rannte ich zum Gepäckwagen, während Jamiah und Patrick sich in den Schlepper zwängten. Wir hielten auf die Zombies zu und hupen uns die Finger wund. Jamiah raste voraus und lockte sie hinter sich her, ich kesselte sie ein und überrumpelte sie mit meinen Anhängern. Wir pesten an Flugzeugen vorbei, die mit aufgeblasenen Rettungsruichen auf und neben den Landebahnen standen, wendeten und fuhren alles platt, was uns in die Quere kam. Als Sebastian endlich das Zeichen gab, düsten wir zum Helikopter zurück und sprangen aus den Wagen. Die Rotorblätter

fingen an sich zu drehen, und ehe die Zombies uns erreichten, waren die Kufen schon in der Luft.

»Der Tank ist voll, damit kommen wir bis nach Berlin und ein Stück zurück«, meinte Sebastian.

»Es gibt dort auch zwei Flughäfen, eigentlich drei – den letzten und größten haben sie leider nie zu Ende gebracht«, sagte ich und lehnte mich zurück. Wenigstens konnten sie es jetzt auf die Zombies schieben.

Es war früher Nachmittag, als ich auf meine Uhr blickte. Hoffentlich sind wir noch vor Anbruch der Dunkelheit wieder auf dem Heimweg, dachte ich mir, aber in mir wuchsen die Zweifel, ob Emma bis dahin überhaupt noch am Leben wäre. Noch dazu mussten wir das Mittel erst finden ... und dann war da noch das, wovor Bernhard

versucht hatte uns zu warnen.

Sebastian flog tiefer und folgte dem Verlauf einer Autobahn, die uns geradewegs nach Berlin lotste.

»Weißt du, wo wir hinmüssen?«, fragte ich Sebastian und sah ihn hoffnungsvoll an.

Er zuckte mit den Schultern. »Laut Bernhard liegt der Komplex etwa zwanzig Kilometer vor Berlin, ist jedoch nicht ausgeschildert. Nur der Ort, nahe dem er liegt ... haltet Ausschau nach einem unauffälligen Gebäude, das ›ein bisschen wie eine kleine Schule‹ aussieht.«

Leichter gesagt als getan. Von oben sahen die meisten Gebäude gleich aus, und wie sah überhaupt *eine kleine Schule* aus? Wir kreisten lange über dem vermeintlichen Gebiet, vergeudeten dabei wertvolles Kerosin und noch wertvollere Zeit. Ich hatte die Hoffnung fast aufgegeben, als wir tatsächlich ein unscheinbares Gebäude in



einem Waldstück ausmachten, das nahe einem alten Schuppen stand. In der Nähe bestand keine Möglichkeit, den Helikopter zu landen, zu dicht standen die Bäume beieinander, sodass Sebastian den Vogel auf einer weiter entfernten Wiese zum Ruhen brachte.

Von dort aus machten wir uns auf den Weg zum Wald – und wie wir jetzt bemerkten, war dieser umgeben von Zäunen und Schildern, die auf ein militärisches Sperrgebiet hinwiesen und den Zutritt strengstens untersagten. Mit etwas Gewalt war der Zaun platt und wir im Wald. Ich erinnerte mich an Bernhards Worte: ›Schreckliche Dinge lauern dort unten.‹ Wie schrecklich konnten die schon sein? Waren Zombies nicht schrecklich genug? Oder die Kreatur aus der Kanalisation?

Wir kämpften uns durchs Waldstück, wobei diesmal nicht Zombies unsere Gegner waren, sondern dichtes Gestrüpp und verwachsene Büsche. Der Abend brach heran und die letzten Sonnenstrahlen fielen zwischen den Ästen hindurch. Uns blieb nicht mehr viel Zeit. Plötzlich sträubte Cleo ihr Fell. Für einen kurzen Moment sah sie zu mir, als wollte sie mir etwas mitteilen. Wir blieben stehen und suchten die Gegend ab, konnten aber nichts Ungewöhnliches erkennen. Als sich nichts rührte, drangen wir weiter vor, wobei Cleo immer nervöser wurde. Zwischen den Bäumen entdeckte ich einen grauen Klecks – war das der Komplex?

Ich hatte nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn auf einmal vernahmen

wir ein seltsames Knurren, das ich so noch nie zuvor gehört hatte. Sofort warfen wir uns zu Boden und zielten in alle Richtungen.

»Woher kam es?«, flüsterte Patrick und atmete aufgeregt.

»Keine Ahnung, aber ich glaube, da vorne ist das Gebäude«, antwortete ich und zeigte zwischen den Bäumen hindurch.

»Leute, da bewegt sich was.« Jamiah zielte auf etwas und folgte ihm mit dem Lauf seines Gewehrs. »Ja, eindeutig ... aber ich glaube, es hat uns nicht bemerkt.«

»Wo?«, fragte ich und ließ den Blick schweifen.

»Wartet ... Ich glaube, es kommt ... es kommt auf uns zu! Lauft! Leute, lauft!« Jamiah sprang auf und rannte los.

Panisch zwangen wir uns auf die Beine und liefen ihm hinterher. Ein greller Schrei hallte durch den Wald, dann brachen mehrere Äste.

»Beeilt euch!«, schrie Sebastian und blickte immer wieder zurück.

Cleo war außer sich, knurrte und fletschte die Zähne. Ich hielt ihre Leine straff und lief, so schnell meine Beine mich trugen.

»Das Ding ist schneller als wir«, kreischte Patrick.

Der graue Fleck wurde größer, Fenster wurden sichtbar, dann Türen. Wir prallten gegen den Eingang, der nicht abgeschlossen war, warfen die massive Stahltür hinter uns zu und stemmten uns mit aller Kraft dagegen.

»Blockiert die Tür!«, brüllte Jamiah und suchte panisch nach etwas, was wir davorstellen könnten.

Doch der Eingangsbereich war leer. So blieb uns nichts anderes übrig, als uns dagegen zu stemmen und darauf zu warten, jeden Moment von dem Ding zerfleischt zu werden.

Minuten vergingen, in denen sich nichts

tat. Irgendwann stützte sich Patrick auf den Knien ab und rang nach Luft. »Was zum Henker war das?«

»Habt ihr es erkennen können?« Ich verspürte das dringende Verlangen, die Tür zu öffnen und nachzusehen. Nicht. Eher würde ich einen Urlaub auf der Sonne buchen, als jemals wieder diese Tür zu öffnen.

»Da war eine Gestalt ... oder zumindest ihr Schatten« Jamiah fuhr sich aufgelöst über den Mund. »Patrick, du hast doch gesagt, es wird schneller. Hast du gesehen, was es war?«

Er kräuselte die Lippen. »Ja ... also ... nein. Vielleicht habe ich's mir auch nur eingebildet.«

»Was auch immer dort war, wir müssen irgendwie diese Tür verbarrikadieren«, sagte Sebastian und sah sich um.

Unweit von uns war eine Glastür, die in

ein kleines Pförtnerhäuschen führte. Dort entdeckte ich mehrere Aktenschränke, Stühle und zwei Tische. »Vielleicht können wir damit die Tür blockieren«, schlug ich vor und entfernte mich langsam vom Eingang. Ich zwängte mich an den Resten eines verwesten Wachmanns vorbei und bemerkte zufällig, dass seine Tasche klimperte, als ich ihn berührte. Ich ramnte ihm mein Messer in den Schädel, tastete seine Hosentaschen ab und fand einen Schlüssel. Zurück bei den anderen bemerkte ich, dass Sebastian mittlerweile ganz allein an der Tür stand. »Wir sollten den Eingang nicht außer Acht -«  
KAWUMM.

Die Tür sprang ein Stück weit auf, doch Sebastian stemmte sich verzweifelt dagegen. Durch den Spalt wurden faulige, dunkle Arme gestreckt, die wild um sich griffen.

»Hilfe!«, brüllte er, als die Tür sich immer weiter aufschob.

Wir stürmten zu ihm und schmissen uns gegen die Tür, drückten mit aller Kraft, aber die Arme verhinderten, sie schließen zu können. Sebastian schrie panisch, als plötzlich etwas seine Schulter packte, um ihn nach draußen zu zerren. Ich zückte mein Messer und stach auf die Arme ein. Jamiah zog Sebastian von der Tür weg, nahm Anlauf und trennte sie ab. Schwarzes Blut quoll aus den Gliedmaßen und tropfte zu Boden. Wir drückten die Tür zu und verriegelten sie. Es hämmerte und wummerte, aber vorerst waren wir sicher. Vorerst.

Mit dem Schlüssel öffneten wir die nächste Glastür und standen nun in einem Foyer, das für ein Regierungsgebäude erstaunlich spartanisch eingerichtet war. Blanker Stahl und verchromte Nieten wohin das Auge reichte, dazu triste Wände, grauer Bodenbelag und noch mehr Stahl. Das Gebäude hätte so manchen Atombunker vor

Neid erblassen lassen und stand jenen vermutlich auch in nichts nach. Jede Schraube, jede Niete, jeder Zentimeter Stahl schrie förmlich: *Mich bekommt keine Bombe klein!* In der Mitte des Foyers hingegen befand sich ein gläserner Tresen mit hellen Holzelementen und modernen Verzierungen, dazu verdorrte Blumen und Aquarellgemälde an der Wand. Links und rechts zweigten Gänge ab, vor denen jeweils eine Schleuse mit Metalldetektoren stand.

»Wo lang?«, fragte Patrick.

»Bernhard hat gesagt, wir müssen nach unten«, flüsterte ich.

»Und wo geht's nach unten?«

Jamiah zuckte mit den Schultern und winkte uns weiter. Wir folgten ihm, bis ein weiterer Gang auftauchte und wir schließlich zu zwei Fahrstühlen gelangten. Patrick drückte mehrmals auf den Fahrstuhlknopf und summte ungeduldig.



»Wir gehen schon mal vor«, flüsterte ich und klopfte ihm auf die Schulter.

»Einen Versuch war's wert.«

»Wir müssen durchs Treppenhaus«, wisperte Sebastian.

*Treppenhaus.* Ich konnte das Wort nicht mehr hören. Wie viele Treppenhäuser gab es eigentlich auf dieser Welt? Und musste ich jedes dieser verfluchten Dinger betreten?

»Ist irgendwas?«, fragte er und sah mich verunsichert an.

Ich schmalzte mit der Zunge und winkte ab.

Das Treppenhaus lag unmittelbar neben den Aufzügen, war gekennzeichnet mit Notausgang-Zeichen und führte uns unter die Erde. Ich rechnete fest damit, dass es uns buchstäblich *unter die Erde* bringen würde. Auf einem Schild waren vier Stockwerke eingezeichnet, die nach oben führten, sechs weitere nach unten.

Patrick wandte sich uns zu. »Erinnert sich

jemand, in welchem Stock das Labor mit dem Mittel sein soll?«

»Im vierten Untergeschoss«, flüsterte ich.

Stufe für Stufe schritten wir in die Dunkelheit hinab und vernahmen bald nur noch das leise Knarzen und Quietschen unserer Stiefel. Als wir das zweite Untergeschoss erreichten, entdeckten wir Blutspuren, die sich an den Wänden entlangzogen und in eingetrockneten Blutlachen am Boden endeten. Im Licht unserer Taschenlampen tauchte ein Mann auf, der gegen die Wand lehnte. Sein weißer Kittel war übersät mit dunklen, braunen Flecken und seine Wunden am Körper ließen darauf schließen, dass er nicht erschossen wurde. Wir vergewisserten uns, dass er nicht mehr aufsteht, und schlichen an ihm vorbei.

Weiter ging es ins dritte Untergeschoss und schließlich ins vierte. Wir stellten uns vor der Tür auf, holten noch einmal Luft,

sahen uns an – und drückten die Türklinke nach unten.

»Abgesperrt«, stellte ich fest und sah die anderen verwundert an.

»Seltsam ... warum blockiert man den eigenen Fluchtweg?« Sebastian sprach damit aus, was wir uns in dem Augenblick fragten.

»Vielleicht haben sie nicht den Fluchtweg blockiert, sondern hier unten etwas *eingesperrt*.« Ich schluckte.

Jamiah inspizierte den Türrahmen. »Die Tür hängt schief. Mit ein bisschen Gewalt sollte sie aufgehen.«

Patrick schüttelte energisch den Kopf. »Schlafende Hunde -«

»Weckt man nicht, ich weiß«, murmelte Jamiah.

»Und jetzt?« Sebastian runzelte die Stirn.

»Probieren wir es einen Stock tiefer, vielleicht gibt's noch einen anderen Weg«, schlug ich vor.

Wir schlichen die Treppe hinab, blieben aber auf halber Strecke stehen. Patrick fuchtelte aufgeregt mit den Armen und gab uns zu verstehen, auf der Stelle umzukehren.

Schreie drangen durchs Treppenhaus.

»Nach oben!«, schrie er und drängte uns zurück.

Ohne uns auch nur einmal umzublicken, rasten wir den Weg zurück, ließen Etage für Etage hinter uns und erreichten das Erdgeschoss. Wir schmissen die Tür zu und suchten verzweifelt nach einem Ausweg.

Ein Wischmopp lehnte unweit von uns an einer Wand. Ich brach den Plastikstiel in zwei Hälften und klemmte eine davon unter die Türklinke. »Das wird nicht ewig halten«, rief ich und zeigte auf die Fahrstuhltüren.

Mit vereinten Kräften zogen wir sie so weit auf, dass wir hindurchpassten. In der Zwischenzeit hatten die Zombies das Erdgeschoss erreicht und versuchten, sich

nun wutentbrannt Einlass zu verschaffen. Vorsichtig steckten wir den Kopf in den Schacht und leuchteten ihn aus. Der Fahrstuhl hing weit über uns fest, der Keller war voller Wasser. In Filmen gab es in solchen Aufzugschächten immer eine Leiter, die die Etagen miteinander verband – hier aber gab es nur Seile, dicke Kabel und Metallstangen.

Patrick zog den Kopf wieder aus dem Schacht. »Wie kommen wir da jetzt runter?«

Jamiah schob die Türen weiter auf und zeigte auf Längs- und Querstreben, die in regelmäßigen Abständen durch den gesamten Schacht verliefen. »Die können wir als Leiter benutzen.«

Die Entscheidung fiel uns leicht, schließlich war es die einzige Möglichkeit, die wir hatten. Hastig wickelte ich Cleos Leine wie einen Gurt um ihren Körper und schnallte sie mir um den Rücken. Dann griff ich nach der ersten Strebe und hob den

Daumen. Nacheinander stiegen die anderen hinterher, die Tür schnappte hinter uns zu und hüllte uns in eine gespenstige Stille.

Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis wir endlich im vierten Untergeschoss angekommen waren, mehrere Beinahe-Abstürze inklusive. Dort tat sich aber bereits das nächste Problem auf: An der Stelle, an der der Fahrstuhl üblicherweise hielt, war der Mauervorsprung gerade einmal einen Fuß breit; niemals könnten wir uns dort hinstellen, um die Türen aufzustemmen. Eine andere Lösung musste her, bei der wir nicht drohten, in den Abgrund zu stürzen.

»Versuch's an den Rollen«, flüsterte ich Sebastian zu, der sich mit einem Fuß auf den winzigen Vorsprung hangelte.

Über den Türen, die sich automatisch öffneten, sobald der Fahrstuhl davor hielt, waren auf jeder Seite zwei Rollen. Sebastian fummelte daran herum, fluchte, probierte es

weiter – und schaffte es. Mit Leichtigkeit schob er die Türen auf, und einer nach dem anderen kletterten wir aus dem Schacht. Ich ließ Cleo wieder runter, nahm ihre Leine und stieß gegen Jamiah. Verwirrt sah ich ihn an und entdeckte plötzlich Blutspuren. Viele Blutspuren. Ein mulmiges Gefühl überkam mich, aber ich zwang mich, daran zu denken, warum ich hergekommen war.

Ein weiter Flur führte uns durch eine Schiebetür, dahinter kamen unzählige Käfige zum Vorschein. So weit das Auge reichte, lagen kleine Äffchen, Ratten, Kaninchen, Mäuse und Hunde, elendig verendet in ihren viel zu kleinen Käfigen. Keines von ihnen durfte jemals das Licht der Welt erblicken, sondern nur kalte, enge Gitterstäbe, künstliches Licht der Neonröhren und Menschen, die ihnen giftige, schmerzhaft und todbringende Mittel spritzten oder verabreichten. Ihr ganzes Leben war eine

einzigste Qual, Angst ihr ständiger Begleiter. Wenigstens fanden sie im Tod den Frieden, der ihnen im Leben nicht gegönnt war. Ich schluckte und seufzte. Arme Tiere.

Nach dem schier unendlichen Gang mit all den toten Lebewesen kamen weitere Labore, in denen Fläschchen, Mikroskope, Kühlschränke und Regale voller Reagenzgläser standen – und blutige Fingerabdrücke an den Glasscheiben klebten. Teile der Einrichtung waren umgestürzt, Tische umgefallen und stapelweise Blätter auf dem Boden. Heftige Kämpfe mussten hier stattgefunden haben, aber wo waren all die Mitarbeiter? Nein, eigentlich wollte ich es gar nicht wissen.

Es dauerte nicht lange, und wir entdeckten den ersten Wissenschaftler – oder zumindest das, was von ihm übrig geblieben war. Vorsichtig schlichen wir an ihm vorbei und weiter durch den Gang.



»Wo soll das Mittel sein? Und wie sieht es aus?« Patrick flüsterte so leise, dass ich ihn kaum verstand.

»Bernhard zufolge muss es in einem Labor sein, an dessen Tür ein gelbes Schild mit einem Totenkopf klebt«, erklärte Sebastian.

Totenkopf? Na großartig. Das können dann vermutlich alle hier sein, dachte ich mir und schnaufte leise. »Hat er noch was gesagt?«

Er nickte. »Gegenüber dem Labor soll ein Büro mit der Aufschrift *Dr. Schonhauser* sein.«

Wir folgten dem Gang, bis Cleo auf einmal anschlug. Regungslos blieben wir stehen. Etwas grunzte. Sebastian riss die Augen auf und sah uns entsetzt an. Wir waren nicht allein, so viel konnten wir sagen, die einzige Frage lautete nur noch: wo? Vielleicht auch wann, wie viele, kommen wir hier lebend wieder raus, ist die Menschheit dem Tode geweiht ...

Auf Zehenspitzen schlichen wir weiter und kamen schließlich an einem Büro mit dem passenden Namensschild vorbei.

»Bingo«, flüsterte ich und zeigte auf das Labor gegenüber. »Das ist es.«

Doch die Glastür war abgesperrt – unter normalen Umständen nichts, was ein bisschen Gewalt nicht hätte lösen können. Aber hier unten trauten wir uns nicht einmal, laut zu atmen. Die Tür zum Büro gegenüber stand einen kleinen Spalt offen; wir drückten dagegen, doch etwas blockierte sie. Jamiah stemmte sie auf, blickte dahinter und machte schlagartig einen Satz zurück. Er holte Luft, steckte sein Gewehr durch den Türspalt und stocherte herum. Wir zwängten uns an ihm vorbei und entdeckten eine Männerleiche. Auf dem blutigen, zerrissenen Kittel befanden sich keinerlei Hinweise, ob es sich um Dr. Schonhauser handelte; dafür lag neben ihm ein Skalpell und jede Menge Blut.

Er hatte sich die Pulsadern aufgeschnitten. Wir durchsuchten seine Taschen, fanden aber nur zerrissene Reste einer Hustenbonbonpackung.

In seinem Büro, das eher einer übergroßen Abstellkammer glich, herrschte wie auch in den Räumen zuvor ein absolutes Chaos. Auf einem Tisch an der Wand lag ein umgeschmissenes Mikroskop, daneben zahllose Petrischalen und Reagenzgläser. Ein Stapel Blätter, Stifte und ein Computer samt Bildschirm gesellten sich dazu. Sebastian hob einen beigen Umschlag auf und öffnete ihn, während ich einen Schrank inspizierte, in dem sich jedoch nichts außer zwei Kitteln, Plastiktüten und einem Koffer befand.

»Das solltet ihr euch mal ansehen«, wisperte Sebastian und reichte uns mehrere handgeschriebene Zettel.

*Studienbericht, Prof. Dr.  
Schonhauser, streng geheim*

*Sonntag, 28.12.2014  
07:49 Uhr:*

- Isolierung einer Probe des  
Virusstamms war erfolgreich,  
Deckname „Apophis“*
- gesundes Testobjekt: weiblich,  
Alter 27, ohne festen Wohnsitz; im  
Folgenden „Objekt XX“ genannt*
- Gabe von 20ml Apophis  
subkutan in rechten Oberschenkel*

*09:17 Uhr:*

- Objekt XX weist Symptome einer starken Influenza auf
- klagt über Schüttelfrost, Übelkeit, dazu blutigen Husten

*10:51 Uhr:*

- Zustand von Objekt XX hat sich dramatisch verschlechtert; heftige Kopf- sowie Muskelschmerzen
- Gefühl von „innerem Verbrennen“

*11:37 Uhr:*

- Objekt XX vomitiert große Mengen Blut
- Haut blass und fahl; Zahnfleisch hell; kalter, nasser Schweiß auf der Haut
- Angstzustände; Halluzinationen;

*Verwirrtheit*

*- Austritt von Blut aus sämtlichen Körperöffnungen*

*13:41 Uhr:*

*- Objekt XX leidet unter Atemnot;  
Brustkorb hebt sich schnell und flach*

*- Augen zucken wild und unkontrolliert*

*14:02 Uhr:*

*- Objekt XX erscheint äußerlich tot; minimale Herzfrequenz*

*- keine Reaktionen auf Geräusche, Licht oder Schmerzen*

*14:08 Uhr:*

- Objekt XX ist aufgewacht; schreit laut, Fixierung an Bett zwingend notwendig
- abnorme Speichelproduktion, vermischt mit Blut

14:19 Uhr:

- Objekt XX wird zur weiteren Beobachtung in Labor 7E, Station 12, UG 4 gebracht

Montag, 29.12.2014

06:57 Uhr:

- Objekt XX zeigt Anzeichen einer Verwesung; Haut blättert ab
- Zähne dunkel verfärbt durch kontinuierliches Blut vomieren

08:41 Uhr:

- *Objekt XX* beißt; höchste Achtsamkeit mit Infizierten ist unerlässlich

*10:35 Uhr:*

- *Zwischenfall mit Objekt XX; umgehende Nottötung erforderlich*

*Dienstag, 30.12.2014*

*16:14 Uhr:*

- *vorbelastetes Testobjekt: männlich, Alter 54, alkoholkrank, Wohnsituation ungeklärt; im Folgenden „Objekt XY“ genannt*

Ich blätterte die nächsten Seiten hindurch, und so ging es immer weiter: Bis zu Patient Nummer Fünfzehn wurden zahllose



Medikamente verabreicht, Behandlungen probiert – nichts davon schlug an. Alle starben.

*Montag, 19.01.2015*

*11:32 Uhr:*

*- erneuter Zwischenfall, Prof. Dr.  
E. Bergmann während Testlauf  
#84 verletzt*

Das war der letzte Satz des Berichts, dahinter war eine Art Tagebuch angeheftet worden.

*Aufzeichnungen, Prof. Dr. Werner  
Schonhauser, privat:*

*Der DNA-Strang des Virus' weist  
absonderliche Kennzeichen auf.  
Noch nie in meinem Leben habe*

*ich etwas Vergleichbares gesehen. Sämtliche Tests an Tieren sind wirkungslos, was darauf schließen lässt, dass sie keinen geeigneten Wirt darstellen. Selbst Primaten erkranken nicht, das Virus führt hier lediglich zum unmittelbaren Tod.*

*...*

*Prof. Dr. B. Schmidt musste ans Bett fixiert werden, nachdem er an der Ausgangstür randaliert hat, um von hier zu fliehen. Gestern haben wir einige neue Präparate ausprobiert, eine Wirksamkeitsbewertung steht noch aus.*

*Schmidt scheint sich von seiner Panikattacke erholt zu haben, er*

*darf morgen aus Isolationshaft.*

*Den Testobjekten wurden unterschiedliche Mittel verabreicht, Ergebnisse sind aber nicht vor Ende dieser Woche zu erwarten.*

*...*

*Nahezu alle Mittel haben zum Tod geführt; zwei Testobjekte weisen abnorme Mutationen auf, die allem Anschein nach auf verunreinigtes Wasser zurückzuführen sind.*

*Ein komatöser Zustand mit gleichzeitiger Abkühlung der Körpertemperatur zögert jedoch die Ausbreitung des Virus heraus.*

*...*

*Der Strom ist heute ausgefallen, die Dieselreserven für den Notstrom reichen maximal eine Woche. Sollte bis dahin kein wirksames Mittel gefunden werden, muss der gesamte Komplex evakuiert werden.*

*...*

*Es gab heute einen Zwischenfall, bei dem Bergmann von einem Patienten gebissen wurde. Er wurde in die Krankenstation gebracht und sofort behandelt. Schmidt hat endgültig den Verstand verloren, mehrere seiner Versuche, einem Wachmann die Pistole zu entreißen, sind gescheitert; starke suizidale Tendenzen sind erkennbar.*

...

*Bergmanns Zustand hat sich rapide verschlechtert. Eine Postexpositionsprophylaxe konnte die Ansteckung nicht verhindern.*

Es folgten mehrere Skizzen und Kritzeleien, dann wurde die Schrift krakeliger.

*Bergmann wurde in Isolierraum Fünf im vierten Untergeschoss gebracht. Es bleiben nur noch zwei Tage, dann ist der Strom weg. Die Aussicht, bis dahin eine Lösung gefunden zu haben, scheint gering. Es gibt einen Ansatz, sollte jedoch auch er fehlschlagen, stehen wir wieder am Anfang.*

Die letzten Absätze folgten.

*Versuchsmittel MK9509 sieht vielversprechend aus; weitere Tests sind erforderlich. Übermittlung der Daten an Station Midway momentan nicht möglich.*

...

*Es gab einen weiteren Zwischenfall im Obergeschoss. Das Wachpersonal hat Verstärkung angefordert und uns befohlen, hier unten zu bleiben, bis weitere Anweisungen erfolgen. Es ist höchste Zeit, die Station zu evakuieren, aber man lässt uns nicht gehen.*

...

*Dies sind meine letzten Worte. Es wird keine weiteren Tests mehr geben – Schmidt hat Bergmann, oder das, was aus ihm geworden ist, aus seiner Zelle gelassen und uns hier unten mit ihm eingesperrt.*

Als ich den anderen den Bericht übersetzt hatte, sahen wir uns stillschweigend an.

»Dieser Schmidt hat die Leute eiskalt umgebracht.« Ich konnte den Horror, der sich hier unten abgespielt haben musste, nur erahnen.

Jamiah tippte auf ein Blatt. »Das ist es, was wir suchen: MK9509.«

»Pst!«, zischte Sebastian. Er hielt den Finger hoch und blickte über seine Schulter.

Eine Tür knarzte, dann hörten wir etwas über den Boden schleifen. Es kam näher. So leise wie möglich schoben wir die Tür zu und stemmten uns dagegen. Das Geräusch wurde lauter, bis *es* vor unserer Tür stehenblieb. Ich hielt die Luft an und drückte Cleo fest an mich. Ein ohrenbetäubender Schrei hallte durch die Etage, dann hämmerte es heftig gegen die Tür. Die Wucht des Schlags schob uns zurück.

»Entweder wir sterben hier unten, oder wir kämpfen«, rief Jamiah.

Blitzschnell nahmen wir unsere Gewehre an uns und stellten uns im Halbkreis auf. Mit dem nächsten Schlag gegen die Tür platzte die Kreatur ins Zimmer hinein. Im Schein der Taschenlampen erkannte ich eine schwarze glitschige Haut, lange dünne Gliedmaßen und spitze Zähne, die von keinen Lippen mehr verdeckt wurden. Die Augen waren milchig und die Nase nur zwei Löcher im Gesicht.



»FEUER!«, brüllte Patrick und drückte ab.

Ein Sturm aus Kugeln schoss der Kreatur entgegen und durchlöcherte sie. Blut spritzte an die Wand und tränkte den Flur, dann sank der Körper regungslos zusammen.

Schreie erfüllten die Etage.

Wir stürmten aus dem Büro und hetzten Richtung Labor. Scheiben klirrten und leere Patronenhülsen sprangen pfeifend durch die Luft, Zombies stürzten zu Boden und pflasterten den Weg. Einer packte mich und biss mir fast in den Arm, doch Cleo fuhr herum, sprang ihm gegen die Brust und zerfetzte sein Gesicht. Wir zerschossen die Glastür des Labors gegenüber, retteten uns hinein, und während Sebastian und Patrick hektisch nach dem Mittel suchten, feuerten Jamiah und ich auf alles, was sich bewegte. Cleo stürmte einem Zombie entgegen, doch ein anderer rannte über sie hinweg und schleuderte sie mit den Beinen gegen die

Wand. Leblos brach sie in sich zusammen und blieb liegen. »Cleo!«, brüllte ich, schlug den Zombie mit dem Ende meines Gewehrs zu Boden und zertrümmerte seinen Schädel. Dem nächsten bohrte ich mein Messer durch den Kiefer, zog meine Pistole und jagte einem dritten eine Kugel zwischen die Augen. »Cleo!«

Sie bewegte sich nicht.

Schnell packte ich sie an ihren Pfoten und schleifte sie zurück ins Labor.

»Habt ihr's bald?!«, rief Jamiah und lud sein Gewehr nach, doch Sebastian und Patrick wühlten noch immer durch Papiere, Behälter und Plastikboxen.

Weitere Gestalten erschienen in der Dunkelheit und starben im Kugelhagel, bis sie sich vor der Tür so hoch stapelten, dass der Rest kaum an ihnen vorbeikam.

»Mein letztes!«, schrie ich und warf ein leeres Magazin weg.

»Ich hab auch fast nichts mehr«, entgegnete Jamiah.

Sebastian warf uns zwei Magazine zu und arbeitete sich weiter durch die Ablagen und Behälter.

»Verdammte Scheiße, auf keinem Behälter steht MK9509!«, schrie Patrick.

Ich blickte zu den Regalen, musterte all die Reagenzgläser, Fläschchen und Behälter – und stutzte. Alle hatten etwas gemeinsam, bis auf zwei kleine Fläschchen mit einer türkisfarbenen Flüssigkeit: Sie waren die Einzigen, die nicht beschriftet waren. »Das müssen sie sein!« Und wenn nicht, dann wäre Emma verloren und mit ihr auch der Rest der Menschheit.

»Bist du dir sicher?« Sebastian zögerte kurz, schüttelte dann aber den Kopf. »Also gut, dann nichts wie weg hier!«

Ich packte die beiden Fläschchen in einen Behälter, verstaute sie im Rucksack und

spähte auf den Gang. An den Türen der Notausgänge hämmerte es, Schreie drangen zu uns. Mit jedem Schlag fiel Putz von der Wand, Staub wurde aufgewirbelt und die Risse am Türrahmen größer. Ich nahm Cleo auf meine Schultern und kletterte über den Leichenberg vor dem Laboreingang. So schnell wir konnten, rannten wir zu den Aufzügen und erkannten nun, mit was die Wissenschaftler in ihrer Verzweiflung versucht hatten, die verschlossenen Türen zu öffnen: Feuerlöscher, Eisenstangen, Besenstiele. Wir erreichten den Aufzugschacht, und während die anderen sich bereits zu den Stahlstreben hangelten, wickelte ich die noch immer bewusstlose Cleo um meinen Rücken.

»Adrien, beeil dich!«, brüllte Jamiah und winkte mir aufgeregt zu.

»Moment, ich hab's gleich ...« Gerade als ich die Leine um meine Brust knotete, flog

die Tür aus den Angeln und die Hölle brach über uns hinein. Ein nicht enden wollender Strom von Zombies stürmte den Gang entlang und hatte nur Augen für mich. »Oh, shit!« Hastig griff ich nach einer Stiege, schwang mich in den Schacht, doch etwas packte mein Bein und zerrte mich zurück.

»Adrien!«, schrie Jamiah und reichte mir seine Hand, doch wenige Zentimeter fehlten.

Unsere Fingerkuppen berührten sich noch, dann gab es einen Ruck und ich wurde vom Aufzug weggezogen. Ich drehte mich zur Seite und strampelte um mich, zückte meine Pistole und schoss auf alles, was in meiner Reichweite war. Voller Verzweiflung schnappte ich mir einen leblosen Körper, dem ich gerade eine Kugel zwischen die Augen gejagt hatte, und legte ihn über Cleo und mich. Die anderen Zombies zerrten an ihm herum und versuchten, mich zu beißen.

»Duck dich!« Jamiah war aus dem Schacht

geklettert, und im Bruchteil von Sekunden zischten unzählige Gewehrsalven haarscharf an mir vorbei. Dann packte er mich am Arm und zog mich zum Aufzug, wo Sebastian und Patrick uns Feuerschutz gaben.

Ich rappelte mich auf, griff nach einer Strebe und kletterte in den Schacht. Schnell folgten mir auch die anderen, wenig später stürzten scharenweise Zombies uns hinterher und fielen unter lautem Geschrei in die Tiefe. Sie berührten die Seile des Aufzugs und brachten ihn über unseren Köpfen zum Wackeln. Ein mulmiges Gefühl überkam mich. Sollten die Seile plötzlich reißen, würde das Ding mit Karacho hinabrauschen und uns zu Staub zermalmen. Gut, vielleicht nicht Staub, aber wir wären zumindest ziemlich platt.

Strebe für Strebe kletterten wir weiter hoch, bis wir endlich das Erdgeschoss erreichten. Die Schreie und Rufe hinter der

Tür waren ein sicheres Indiz, dass wir bereits sehnsüchtig erwartet wurden.

»Moment, ich mach das«, sagte Sebastian und hangelte sich zur Aufzugstür. »Falls ich danebengreife, müsst ihr mich auffangen.«

Jamiah verhakte einen Arm an der Strebe und streckte Sebastian die Hand entgegen. »Ich hab dich!«

Der fummelte bereits an den Rollen der Aufzugtür herum, zog sie ein Stück auf und sprang zu den Streben zurück.

»Hier sind wir!«, schrien wir im Chor, und sogleich stürzten die Zombies den Schacht hinab. Nachdem auch der letzte den Freitod gewählt hatte, kletterten wir hinaus und rannten Richtung Ausgang – dort, wo hinter der Tür noch immer *etwas* auf uns wartete. Wir liefen an den Sicherheitsschleusen vorbei, durchs Foyer und zum Pförtnerhäuschen. Einen Augenblick sahen wir uns an und schwiegen; dann

öffneten wir die Tür Millimeter für Millimeter und rechneten mit dem Schlimmsten. Aber es war weg. Die Sonne war untergegangen und der Mond stand hell am Himmel. Wir schlichen aus der Tür und folgten dem Weg zurück in den Wald, achteten dabei auf jedes verdächtige Geräusch und jeden Schatten.

Fast die Hälfte der Strecke war geschafft, als Sebastian unerwartet stehenblieb und die Faust hob. Angespannt lauschten wir der Umgebung, vernahmen aber nur den warmen Sommerwind, der leise klagend durch die Wipfel der Bäume strich. Wir machten einen weiten Bogen und schlichen weiter, bis plötzlich ein kehliges Röcheln durch den Wald hallte. Äste und Blätter raschelten – es musste uns gehört haben. Ohne uns umzudrehen, hetzten wir weiter und vernahmen unweit von uns ein grelles Schreien. Voller Panik feuerte Patrick in die



furchteinflößende Dunkelheit hinter uns. Zwischen den Bäumen tauchte der Zaun auf, aber noch waren wir nicht in Sicherheit. Wir preschten durch unwegsames Gelände, sprangen über Wurzeln und kleine Mulden hinweg. Patricks Beine verfangen sich in dichtem Gestrüpp, er schaffte es nicht mehr sich aufzufangen und landete mit dem Gesicht voraus in der Erde. Noch im Rennen packten Jamiah und Sebastian ihn am Pullover, zogen ihn hoch und griffen ihm unter die Arme, bis er wieder aus eigener Kraft laufen konnte.

Endlich am Ende des Waldstücks angelangt, trennte uns nur noch ein Zaun von der rettenden Seite. Sebastian stieg nach oben, breitete seinen Rucksack über dem Stacheldraht aus und schwang sich rüber. Patrick folgte ihm, dann kletterte Jamiah hoch, blieb auf halber Strecke stehen und nahm mir Cleo ab. Jetzt war nur noch ich

übrig. Was auch immer hinter uns her war, es war verdammt schnell. Ich nahm Anlauf, drückte mich vom Boden ab und spürte das Scheppern der Pfosten. Im Augenwinkel sah ich eine große, schlaksige Kreatur neben mir auftauchen, die ihr Maul aufriss und mit ihren spitzen Zähnen nach mir schnappte. Jamiah und die anderen legten ihre Waffen an und drückten ab. Als ich mich umblickte, lag eine seltsam verformte Kreatur am Boden, die nur mit etwas Fantasie mal ein Mensch gewesen sein könnte, dann tauchten unzählige Zombies aus den Wäldern auf.

Wir rannten übers Feld und erreichten den Helikopter. Sebastian startete den Motor, während sich der Zaun unter der Last der Zombies zu Boden neigte. Wie ein Schwall heißer Lava ergossen sie sich kurz darauf über das Feld und hetzten auf uns zu. Im letzten Moment brachte Sebastian den Hubschrauber in die Luft und machte eine

scharfe Drehung. Wir lehnten uns in die Sitze und atmeten angestrengt.

Erst jetzt fand ich die Zeit, mich um Cleo zu kümmern. Vorsichtig fuhr ich ihr über die Stirn und spürte eine riesige Beule am Kopf. Sie öffnete die Augen und blinzelte mich erschöpft an. »Das wird schon«, flüsterte ich und betete, dass ich nicht auch sie verlieren würde.

»Was war das?« Jamiah sah uns ungläubig an.

»Das müssen die Mutationen sein, von denen Schonhauser in seinem Bericht geschrieben hat. Anscheinend lösen bestimmte Mittel in Kombination mit dem Virus noch weitere Sachen in unserem Körper aus.« Sebastian schüttelte sich, als er das sagte.

Was auch immer es gewesen sein mochte, es war ein Mensch, der mir leid tat. Ich wusste nicht, was die Wissenschaftler an all

den obdachlosen Menschen ausprobiert hatten, aber so zu enden, verdiente niemand. Andererseits – wer verdiente es überhaupt, zu einem hirnlosen Zombie zu werden? Doch ich musste nicht lange überlegen und schon fielen mir einige Namen und Menschen ein. Und je länger ich darüber nachdachte, desto länger wurde die Liste.

Wir waren etwa eine halbe Stunde geflogen, als Jamiah an die Decke starrte und die Stirn nachdenklich in Falten legte. »Sagt mal, Leute ... Woher wusste Bernhard eigentlich, dass es ein Mittel im vierten Untergeschoss gibt?«

»Er war dort Wissenschaftler, hat er doch gesagt«, meinte Sebastian.

»Ja, richtig ... aber laut Dr. Schonhausers Aufzeichnungen fanden sie das Gegenmittel nur einen Tag bevor Bergmann die Etage verwüstete.«

Patrick verzog fragend den Mund, aber schlagartig wurde mir klar, was Jamiah damit sagen wollte. »Die Tür zu Etage vier war abgesperrt, noch dazu war sie verbogen und ließ sich nicht ohne weiteres öffnen. Also kann er unmöglich dort herausgekommen sein...«, sagte ich.

»Außer ...« Jamiah hielt inne.

»Außer *er* war es, der Bergmann aus seiner Zelle ließ und dann die Notausgänge versperrt hat«, ergänzte Sebastian.

Wir sahen uns an und machten große Augen.

»Er hat sie eiskalt umgebracht«, murmelte Patrick und schüttelte fassungslos den Kopf.

»Professor Doktor B. Schmidt ... *B* wie Bernhard.« Jamiah ballte die Faust. »Chrissy und Emma sind ganz allein bei dem Psychopathen!«

»Wir müssen uns beeilen. Wer weiß, was er ihnen antut – er hat den Verstand

verloren!« Tausende Gedanken schwirrten durch meinen Kopf. Emma war ihm schutzlos ausgeliefert. Dabei hatte ich ihm vertraut ... warum eigentlich? Ich kannte ihn nicht, überraschend genug, dass es den Geheimkomplex gab, von dem er erzählt hatte. Und jetzt lag Emmas Leben in seinen Händen – jenen Händen, an denen das Blut seiner Kollegen klebte, die er auf so heimtückische und grausame Art und Weise umgebracht hatte. Mir wurde schlecht. Ich wollte mir nicht vorstellen, was er den zwei Frauen in der Zwischenzeit alles angetan haben könnte ... Meine ganze Hoffnung lag nun in Chrissy.

Es war ruhig geworden im Helikopter – zumindest so ruhig es sein konnte, wenn nur wenige Zentimeter über uns die Rotorblätter dröhnten. Sebastian unterbrach die Stille mit einem Räuspern und kündigte einen weiteren

Tankstopp an. In der Dunkelheit sollte sich das jedoch als wahre Herausforderung herausstellen, denn von hier oben sah alles gleich aus: Der Mond spiegelte sich manchmal in Seen und Flüssen, dann herrschte wieder nur ein schwarzes, alles verschlingendes Nichts. Und hätte nicht Sebastian an seinem Helm ein Nachtsichtgerät montiert gehabt, wären wir wohl schon längst gegen einen Strommast gedonnert.

»Wie weit kommen wir mit dem Tank?«, wollte Patrick wissen.

Sebastian blickte auf die Instrumente.  
»Frag lieber nicht ...«

»Jetzt müssten wir nur wissen, wo wir sind«, murmelte ich und blickte angestrengt aus dem Fenster.

»Sobald ich eine Autobahn sehe, gehe ich tiefer ...«

Nur wenige Minuten später verloren wir

an Geschwindigkeit, Sebastian verringerte die Flughöhe und schaltete den Suchscheinwerfer an. Auf den blauen Schildern konnte ich mehrere Orte ablesen, bis irgendwann ein Flughafen-Symbol auftauchte. Laut Anzeige waren es jedoch noch achtzig Kilometer bis dorthin, was uns nur wenig Spielraum ließ, sollten wir keinen Tankwagen finden.

»Dann mal Daumen drücken.« Sebastian brachte den Vogel wieder höher in die Luft.

Weiter ging es durch die Nacht, nur das Himmelszelt leuchtete uns den Weg. Ich sah zu den Sternen und erinnerte mich an laue Sommernächte, in denen ich mit Emma im Gras lag und wir nach Sternschnuppen Ausschau hielten. In meinen Gedanken vernahm ich wieder das Zirpen der Grillen, spürte den Wind behutsam über meine Haut streichen und fühlte die Unbeschwertheit, mit der wir damals noch in die Zukunft blickten.



Ich senkte den Kopf und strich über Cleos Fell.

Sebastian neigte den Helikopter zur Seite und flog eine Kurve.

»Was ist?«, fragte Patrick etwas verunsichert.

»Ich sehe den Flughafen ... aber alles ist voller Zombies.«

Jamiah drückte die Nase ans Fenster. »Siehst du einen Tankwagen?«

»Negativ.«

»Verdammt ... gibt's noch einen weiteren Flughafen in der Nähe?«, fragte ich.

Sebastian schüttelte den Kopf. »Keinen, den ich kenne und den wir mit dem bisschen Sprit noch erreichen.«

»Flieg noch mal drüber, vielleicht haben sie den Tankwagen irgendwo geparkt.«

Mehrmals umkreisten wir den Flughafen und wollten bereits aufgeben, als Sebastian

voller Freude rief: »Ich sehe einen!«

Wir luden unsere letzten Magazine nach und machten uns bereit. Dann schalteten wir den Suchscheinwerfer an, flogen über die Zombies hinweg und lockten sie die Startbahn entlang. Der Helikopter machte eine scharfe Rechtskurve, und steil zum Boden geneigt rauschten wir zurück zum Tankwagen.

»Wir haben nicht viel Zeit«, rief Sebastian und setzte ruppig auf dem Boden auf.

Mit einem Satz sprangen wir nach draußen und liefen zum Tankwagen.

Jamiah kletterte ins Führerhaus und fluchte lautstark.

»Was ist?«, schrie ich und blickte zurück in die Richtung, aus der die unzähligen Schreie ertönten.

»Es steckt kein Schlüssel!«

»Was?! Shit!« Patrick sah uns entsetzt an.

»Zurück in den Heli! Ich hab 'ne Idee!«,

rief ich.

Wieder im Hubschrauber, dessen Rotorblätter noch gar nicht zur Ruhe gekommen waren, startete Sebastian den Motor.

»Vielleicht finden wir unter den Zombies einen, der einen Schlüssel hat«, erklärte ich.

»Und wie sollen wir das machen?«, fragte Sebastian.

Ich erklärte den anderen meinen Plan, dann hob der Helikopter ab und schwebte einige Meter über dem Boden. Wir öffneten eine Seitentür, richteten den Suchscheinwerfer auf die Meute unter uns und zielten auf alle Zombies, die Warnwesten trugen – und das waren nicht wenige. Nachdem fast die gesamte Munition verschossen war, lag ein reflektierender Haufen Körper auf dem Rollfeld. Um die noch lebenden Zombies wegzulocken, flog Sebastian erneut bis ans Ende des

Flughafens, wartete einen Moment und raste zurück zum Tankwagen. Noch bevor die Kufen auf den Boden aufsetzten, sprangen wir raus und durchsuchten hektisch alle Leichen nach Schlüsseln.

»Ich hab einen!«, rief Jamiah und lief zum Tankwagen, während wir in einiger Entfernung den Rest der Horde schreien und trampeln hörten.

»Beeil dich!«, brüllte Patrick und zog den Schlauch zum Hubschrauber.

Der Motor sprang an und der Laster ratterte laut vor sich hin.

»Gebt mir Feuerschutz!«, rief Sebastian und behielt den Tank im Blick.

»Haha, mit was?«, erwiderte Jamiah und stöhnte.

Wir hatten kaum noch Munition übrig, viel zu wenig, um auch nur einen Bruchteil der Zombies zur Strecke zu bringen. Diese kamen uns in der Zwischenzeit immer näher,

jetzt wurden auch ihre Gesichter erkennbar. Wir zielten sorgfältig auf die Vordersten, aber noch bevor sie tot am Boden lagen, traten schon die nächsten Gestalten an ihre Stelle.

»Wie lange dauert das denn noch?«, schrie Patrick ungehalten.

»Der Tank ist noch nicht mal zur Hälfte gefüllt«, entgegnete Sebastian. »Ich brauche mehr Zeit!«

»Wie denn?!«, brüllte Jamiah.

»Lasst euch was einfallen!«

Leichter gesagt als getan. Ich ging nicht davon aus, dass eine spontane Stepptanzeinlage die Zombies zum Umdenken bringen würde. Mittlerweile waren sie schon so nah, dass nur noch eine laufende Wand aus blutigen, fauligen Armen und Beinen zu erkennen war.

»Sebastian, komm!«, rief ich und zog ihn am Arm.

»Das wird nicht reichen«, entgegnete er und blickte besorgt auf die Tankanzeige.

»Wir fliegen so weit, wie wir damit kommen!«

Er zögerte einen Moment und fluchte; kurzerhand zog er den Schlauch heraus, sprang ins Cockpit und startete den Motor. Langsam setzten sich die Rotorblätter in Bewegung; Zombies prallten gegen Fenster und Türen, hämmerten dagegen und schrien sich die Seele aus dem Leib. Es gab einen Ruck, dann stiegen wir in die Luft.

Ich bemerkte erst, dass dicke Nebelschwaden uns umgaben, als die Positionslichter des Helikopters die graue Suppe um uns herum hell aufflackern ließen. Wenn der Nebel so hoch steht, müssen wir gerade die Alpen durchfliegen, dachte ich mir – hoffentlich aber eher *überfliegen*.

»Wie hoch sind wir?«, erkundigte ich mich vorsichtshalber.

Sebastian grinste. »Hast du Angst?«

Ich nickte aufgeregt.

»Wir steigen gerade so hoch es geht ... Aber keine Sorge – falls vor uns plötzlich ein Viertausender auftaucht, bist du tot, ehe du ihn siehst.«

Ich schluckte und versuchte, mich an den Schulunterricht zu erinnern, als wir über die

Berge der Alpen redeten. Aber das lag fast zwanzig Jahre zurück und das Einzige, woran ich mich erinnern konnte, war die wenig schmeichelhafte Karikatur meiner Lehrerin, die ich mit Bleistift auf meinen Tisch kritzelte.

»Hab Vertrauen.« Sebastian lächelte und hob den Daumen.

Und ob ich Vertrauen hatte. Ich konnte gar nicht anders, schließlich blieb mir nichts anderes übrig. Als könnte Cleo meine Sorgen spüren, legte sie den Kopf auf mein Bein und sah mich an. Ich blickte in ihre dicken Knopfaugen und seufzte.

»Der Tank wird nicht mehr lange reichen.« Sebastian sah besorgt zu den Instrumenten. »Es wird ganz schön knapp, um ehrlich zu sein ...«

»Was machen wir, wenn's nicht reicht?«, fragte Patrick verunsichert.



Jamiah lachte. »Auf den Boden kommen wir immer ...«

»Wenn wir keinen Sprit mehr haben, schweben wir in Autorotation zu Boden – die Landung wird dann aber knifflig«, erklärte Sebastian.

»Wieso knifflig?«, hakte ich nach.

»Ich muss den richtigen Moment abpassen. Trotz Autorotation werden wir ziemlich schnell absacken; wenn ich zu früh oder zu spät die Nase hochziehe, um die Sinkgeschwindigkeit abzufangen, schlagen wir wie ein Stein auf dem Boden auf.«

Ich verzog das Gesicht. Der letzte Teil seines Satzes klang nur wenig versöhnlich.

»War nett, euch kennengelernt zu haben«, sagte Jamiah und kicherte.

»Dir kann auch nichts die Laune vermiesen, oder?« Ich schüttelte den Kopf und musste unweigerlich grinsen.

»Och, na ja – die Aussicht, mit euch an

meiner Seite zu sterben, ist nicht allzu schlecht. Zumindest besser, als von Zombies gefressen zu werden. Im nächsten Leben geht's aber nach Kanada, das sage ich euch.«

Ich lachte. »Bin dabei.«

Die rote Warnleuchte zog mich magisch in ihren Bann; sie war alles, worauf ich noch blicken konnte. Ich wusste nicht, wie weit der Sprit noch reichen würde, doch im Geiste machte ich mich auf eine schmerzhaft Bruchlandung gefasst. Sebastian flog den Helikopter so tief wie möglich, ohne dabei Gefahr zu laufen, gegen den nächsten Strommasten oder Hügel zu knallen. Wenigstens war das Wetter uns wohlgesonnen, denn der Nebel war höher gestiegen oder hatte sich aufgelöst – oder was auch immer, ich sah ja nichts.

»Sollten wir nicht lieber jetzt schon landen?«, fragte Patrick besorgt.

»Und wenn der Tank noch zwanzig

Kilometer reicht, sind das zwanzig Kilometer, die wir weniger laufen müssen«, entgegnete Sebastian.

Als der Motor schließlich stotterte, wusste ich, dass der Moment der Wahrheit gekommen war. Es war das gleiche Gefühl, das man hatte, wenn man am höchsten Punkt einer Achterbahn für einen kurzen Augenblick stoppte, nach unten blickte und wusste, dass es jetzt kein Zurück mehr gab. Mein Herz raste und meine Hände schwitzten; ich hielt Cleo fest umschlossen und presste mich in den Sitz hinein, als könnte ich den Fall damit abbremsen. Was das Ganze noch unheimlicher machte, war die Tatsache, dass ich aufgrund der Dunkelheit den Boden nicht sehen konnte. Erst als Sebastian auf einmal den Helikopter fast senkrecht nach oben zog, wir somit abrupt an Geschwindigkeit verloren und dann auf dem Boden aufsetzten, realisierte

ich, dass wir hier und jetzt nicht sterben werden.

Wir rannten über eine Wiese, überquerten einen knietiefen Bach und liefen weiter. Nach etwa zehn Minuten gelangten wir auf einen zugewachsenen Feldweg, folgten ihm, sprangen über einen Holzzaun – und blieben stehen.

»Duckt euch!«, flüsterte Sebastian und knipste seine Taschenlampe aus.

»Was ist los?«, fragte ich und drückte mich auf den Boden.

Lautlos zeigte er in die Ferne.

Große schwarze Schatten taten sich vor uns auf: Sie bewegten sich.

Ein Schauer lief mir über den Rücken. Was in Gottes Namen ist das?

»Das müssen Megamutanten sein«, flüsterte Patrick. »Erinnert ihr euch an den Film mit der Rieseneidechse, die durch Atomtests im Pazifischen Ozean plötzlich zu

einem gigantischen Monster mutiert ist?«

»Das war keine Eidechse«, entgegnete ich leise.

»Und außerdem nur ein Film«, ergänzte Sebastian.

»Leute! Was tut das jetzt zur Sache?« Jamiah schüttelte den Kopf und sah zu Patrick. »Und wenn, dann war's eine Echse und keine Eidechse, du Lurch.«

Plötzlich bewegten sich die Schatten. Man hatte uns bemerkt – *sie* hatten uns bemerkt. Je näher sie kamen, desto größer wurden sie. Nicht eine Patrone hatten wir übrig, aber für diese Monster hätten wir ohnehin schweres Gerät gebraucht. Vielleicht sogar gleich einen Laser aus dem All.

Als die Gestalten so nah waren, dass wir vor ihnen nicht mehr hätten fliehen können, schalteten wir die Taschenlampen an – und trauten unseren Augen nicht. Vor uns standen weder Rieseneidechsen noch Monster oder

Zombies – nein, es waren Pferde. Stinknormale, hübsche Pferde. Sanftmütig, aber neugierig, blickten sie uns an. So lange schon hatte ich keine Tiere mehr gesehen, und jetzt plötzlich, als wir sie am dringendsten brauchten, standen Pferde vor uns. Welch seltsamer Zufall, dachte ich mir.

In der Nähe entdeckten wir eine Scheune, in der allerlei Ausrüstung lagerte und nur darauf wartete, endlich wieder das weiche Fell eines Pferderückens zu spüren.

»Seid ihr schon mal geritten?«, fragte ich in die Runde.

Verlegenes Schweigen setzte ein, nur Jamiah nickte sichtlich stolz. »Als ich noch ein kleiner Junge war, bin ich oft mit meinem alten Herrn unsere Farm entlanggeritten.«

»Ihr hattet 'ne Farm?« Ich blickte ihn ungläubig an. »Ich dachte, dein Vater war beim Militär und du kanntest ihn kaum ...«

»Ja, das kam später ...«

Es dauerte einige Zeit, bis wir endlich auf den Satteln saßen, aber am Ende war es ein großartiges, wenn auch ungewohntes Gefühl. Wir thronten hoch oben über der Erde, und auf einmal kam ich mir wie ein Krieger vor, der gegen einen übermächtigen Feind in die Schlacht ritt, um ihm mal kräftig in den Hintern zu treten. Nur, dass es in unserem Fall Zombies waren, der Hintern war der Kopf und ein kräftiger Tritt würde bei denen auch nicht reichen.

Wir öffneten das Holztor, bogen auf den Feldweg ab und entdeckten einige Zeit später ein verwittertes Schild, das uns den Weg zeigte – dorthin, wo Emma vermutlich schon als stinkende, faulige Kreatur Bernhard um den Hals gefallen war ... oder er Chrissy und sie in seinem Wahn umgebracht hatte.

Die ganze Nacht hindurch ritten wir, legten

Pausen für die Pferde ein, ritten weiter und erreichten bei Anbruch der Dämmerung die Ausläufer des kleinen Bergstädtchens. Wie ein weißes Himmelsschloss ragte das Krankenhaus empor, in ihm die schlafende Prinzessin, die darauf wartete, von ihrem holden Prinzen wachgeküsst zu werden. Mich ließ dieser schmalzige Gedanke fast vom Pferderücken rutschen.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Sebastian und sah uns an.

»Wir nehmen den Pferden die Sachen ab und lassen sie laufen. In der Stadt würde das Hufgeklapper uns verraten«, meinte ich und stieg ab.

Wir verabschiedeten uns von unseren hilfsbereiten Weggefährten, gaben ihnen einen leichten Klaps und sahen noch, wie sie in Richtung der Wiesen und Felder galoppierten, die im ersten Licht der Sonne so grün leuchteten.



»Also dann ...«, murmelte Patrick und atmete tief durch.

Wir liefen los und waren nach wenigen Schritten zwischen den Straßenschluchten verschwunden. Die Sonne spähte zwischen den Bergen hindurch und stand dabei so tief, dass sie uns blendete. Immer wieder mussten wir anhalten und hinter Häuserwänden verweilen, während der rote Feuerball auf unseren Linsen nur langsam wieder verschwand. Vorsichtig spähten wir um eine Ecke, ließen den Blick schweifen und rannten weiter die Straße hinab. Das Krankenhaus war nicht mehr weit, vor uns lagen nur noch ein paar Kilometer, dann hätten wir es endlich geschafft. Aber Straßenzüge voller Zombies trennten uns vom Ziel.

»Da kommen wir niemals durch«, flüsterte Sebastian.

»Vielleicht wenn wir sie ablenken«,

schlug Jamiah vor und blickte zu den Dächern der Häuser. »Wir könnten uns dort oben verstecken und sie an uns vorbeilocken.«

»Und wie willst du das anstellen? Wir können sie nicht weit genug weglocken – sie werden uns hören oder sehen«, erwiderte Patrick.

Ich atmete tief durch. »Ihr habt mir bis hierher schon so viel geholfen. Jetzt bin ich an der Reihe, euch sicher ins Krankenhaus zu bringen.« Ich übergab Jamiah meinen Rucksack und Cleos Leine und sah ihn eindringlich an.

Er hob die Augenbrauen. »Was hast du vor?«

»Mit ein bisschen Glück schaffe ich es, sie wegzulocken. Dann ist die Straße frei und ihr kommt durch.«

Sebastian schüttelte energisch den Kopf. »Versuchen wir Jamiahs Vorschlag zuerst!

Wenn der nicht klappt, dann -«

»Was dann? Dann sind wir oben auf dem Dach gefangen und keiner von uns wird Emma oder Chrissy erreichen. Versteckt euch und macht euch bereit!« Ein Raunen ging durch die Gruppe, doch mein Entschluss stand fest: Wenn ich Emma retten wollte, musste ich bereit sein, für sie mein Leben zu geben. Und wenn es das Letzte war, was ich tat, dann sollte es so sein. »Falls ich es nicht schaffe ...« Ich hielt inne und blickte zum Krankenhaus. »Bitte sagt Emma, dass ich sie liebe.«

Jamiah schüttelte den Kopf. »Das ist nicht das Ende. Wir sehen uns wieder.«

Sebastian presste die Lippen zusammen und nickte mir zu. »Viel Glück, Adrien.«

Ein letztes Mal streichelte ich über Cleos Fell, legte meinen Kopf auf ihren und seufzte. »Pass auf Emma auf, meine Kleine.« Dann verließ ich unsere Deckung und joggte

langsam auf die Zombies zu.

Als ich nah genug war, blieb ich stehen und brüllte mir die Seele aus dem Leib. Im Bruchteil von Sekunden erblickten mich die Kreaturen und schrien. Ein kurzer Blick zu den anderen, dann sprintete ich los und verschwand hinter den Häusern. Die Straße führte an einer dicht bepflanzten Allee vorbei, in der kleine Läden und Schaufenster früher zum Flanieren und Bummeln einluden. Getrocknetes Blut an Wänden und Fenstern sowie rot-braune Flecken am Boden waren ein sicheres Indiz, dass dafür heute nicht mehr der beste Moment wäre.

Ich hetzte über einen großen Platz, in dessen Mitte eine Blumeninsel mehrere Straßen miteinander verband. Doch von den Blumen war nichts geblieben, außer Unkraut, das wie die Zombies hinter mir aus der Erde schoss. Am Rathaus vorbei, über Kopfsteinpflaster und entlang eines schmalen

Gässchens versuchte ich, meine Verfolger abzuschütteln. Aber durch ihr Geschrei zogen sie alles an, was in der Nähe war; schon bald führte ich eine Schar von verrottenden Körpern hinter mir her, die alle nach meinem Leben trachteten.

Am Ende der Straße erschien eine Handvoll Zombies und drohte mir den Weg abzuschneiden. Sofort blieb ich stehen, sah mich panisch um und erblickte einen Park, der von einem grünen Metallzaun umgeben war. Ich nahm Anlauf, drückte mich mit den Händen an den Streben ab und landete auf der anderen Seite. Dort lief ich einige Meter weiter und blickte zurück. Die Zombies prallten gegen den Zaun und zwängten ihre Arme und Köpfe durchs Gitter, aber ihre Körper waren zu breit. Erschöpft verschnaufte ich einen Moment, bis ich es unweit von mir quietschen hörte. Natürlich gab es ein Tor und natürlich entdeckten die

Zombies es durch Zufall, trotz ihrer unendlichen Blödheit. Ich nahm die Beine in die Hand und hetzte weiter.

Eine weite, hoch bewachsene Wiese tauchte auf, dahinter ein langgezogener Weiher. Ohne lange nachzudenken, sprang ich hinein und schwamm los. Die Temperatur des Wassers wechselte von eiskalt zu lauwarm, etwa so wie in einem Schwimmbad, in welchem der kleine Junge vor dir das Schwimmbecken mit einer Toilette verwechselte. Meine Kleidung saugte sich voll und drohte mich hinabzuziehen, gleichzeitig spürte ich lange, piksende Krallen an meinen Füßen, die mich in Panik versetzten. Vor meinem geistigen Auge sah ich unzählige Wassermöner, die sich wie Haie meinen Beinen näherten. Plötzlich packte etwas meinen Fuß und zog an mir; ich schrie und paddelte aufgeregt mit den Beinen, schlug um mich und entdeckte

schließlich, was mich festhielt: Eine Alge hatte sich an meinem Fuß verheddert. Im nächsten Moment vernahm ich hinter mir bereits das Platschen von Wasser, als sich Hunderte Zombies in den Tümpel drängten. Auf einmal war ich mir nicht mehr sicher, ob sie nicht doch schwimmen könnten.

Auf der anderen Seite angekommen, rannte ich weiter, steuerte den Ausgang des Parks an und wähnte mich in Sicherheit. Jetzt muss ich nur noch herausfinden, wo das Krankenhaus ist, dachte ich mir. Aber umgeben von etwa drei bis vier Stockwerke hohen Häuserfassaden, die sich nicht selten kilometerweit entlangzogen, hatte ich kaum Chancen, es auf die Schnelle zu finden.

Verzweifelt irrte ich durch Straßen und Gassen, wickelte ich Zombies aus oder tötete sie mit dem Messer, wenn es nicht anders ging. An einem alten Wohnhaus, an dem die Fassade bereits abblätterte und Risse sich

wie Krampfadern über das gesamte Mauerwerk erstreckten, bog ich ab – und blieb wie versteinert stehen. Vor mir waren Zombies. Viele Zombies. So viele, dass ich mich fragte, ob alles nur ein Traum war. Auf der Stelle drehte ich um und rannte den Weg zurück, den ich gekommen war. Ich bog in eine Seitenstraße ab, um nicht wieder zu dem Park zu gelangen, in welchem die anderen Kreaturen gerade ihr Schwimmbadzeichen machten. Doch im nächsten Moment erschienen mehrere Schatten am Ende der Gasse; ich wollte umkehren, aber es war zu spät. Ich nahm Anlauf, zog mein Messer, duckte mich unter einem der Zombies hindurch und ramnte ihm die Klinge ins Gesicht. Mit einer Drehung zog ich es heraus, tötete einen zweiten und schlug einen anderen mit dem Ellenbogen zu Boden. Die Klinge sauste hinab und erstickte sein Geschrei.



Unaufhaltsam kamen Zombies von allen Seiten auf mich zu und kesselten mich ein. Ich blickte zurück, zur Seite, nach vorne – jeder Ausweg war versperrt. Du wirst hier sterben, war mein letzter Gedanke, ehe ich das Schaufenster neben mir einschlug und hindurchsprang. Fast stolperte ich über einen alten kaputten Stuhl, fing mich im letzten Moment ab und stürmte eine Treppe nach oben. Dort folgte ich einem schmalen Flur und hielt auf das Fenster am Ende des Gangs zu, während ich hinter mir das Getrampel unzähliger Beine vernahm. Doch als ich aus dem Fenster blickte, wurde mir klar, dass ich in eine Sackgasse geraten war. Unter dem Fenster warteten bereits blutverschmierte Mäuler darauf, mich bei lebendigem Leib zu zerfleischen; auch gab es keine Feuerleiter oder sonst etwas, was mich hätte retten können. Gegenüber erblickte ich einen kleinen Garten, umgeben von einem goldenen

hohen Zaun, in dem sich eine italienische Flagge verfangen hatte. Ohne mich umzublicken, zwängte ich mich durchs Fenster, atmete tief durch und sprang ab – aber ich war zu langsam. Etwas griff nach meinem Bein. Mein Sprung wurde abgebremst, sodass ich nicht weit genug flog. Ein heftiger Schmerz durchfuhr meinen Körper. Ich knallte mit dem Hinterkopf gegen das Gitter und blieb in der Luft hängen.

Es dauerte einige Sekunden, bis ich realisierte, was passiert war. Kopfüber hing ich in der Luft und blickte zu meinem Bein: Eine der Stahlstreben des Zauns hatte sich durch meinen Oberschenkel gebohrt. Ich schrie vor Schmerzen und sah nun all die Zombies, die ihre Hände zwischen den Gittern hindurchstreckten. Heftig atmend biss ich die Zähne zusammen und spannte mein unverletztes Bein an, stemmte mich nach oben und verschnaufte für einen Moment.

Blut floss in Strömen an mir herab, tränkte den Stoff meiner Hose und tropfte auf die hungrigen Mäuler unter mir. *Drei ... zwei ... und eins!* Unter lautem Geschrei zog ich das Bein aus der Stahlstrebe heraus, zwängte mich über den Zaun und ließ mich auf die andere Seite fallen. Ich landete im Gras und blieb liegen. Tränen schossen mir ins Auge, ich keuchte und hielt meine Wunde zu. Über mir fuchtelten Arme und Beine, Zombies versuchten ihren Kopf zwischen dem Zaun hindurchzustrecken. Ich rollte mich zur Seite, zwang mich auf die Beine und humpelte durch einen kleinen Vorgarten, kroch unter einem Rosenbusch hindurch und lehnte mich an eine Häuserwand. Mein Blick wanderte hinab zu meiner Wunde, aus der noch immer das Blut unaufhaltsam herausströmte. Ich schnitt mein ohnehin schon zerrissenes Hemd auseinander, wickelte es um mein Bein und drückte die Wunde zu, in der Hoffnung, die

Blutung damit stillen zu können. Erschöpft lehnte ich mich zurück und starrte in den Himmel. Kleine Wolken zogen über mir vorbei, verschwanden hinter Häuserfassaden und Dächern.

Ein Tor quietschte. »Shit«, flüsterte ich und richtete mich wieder auf. Langsam humpelte ich an der Wand entlang, entdeckte ein Gartentor und schlich zurück auf die Straße. Unweit von mir erspähte ich eine Statue und in ihrer Nähe einen kleinen Kiosk, zugleich aber auch Zombies, die in meine Richtung schlenderten und mich im selben Moment bemerkten. Ich fluchte und humpelte, so schnell meine Beine mich noch trugen. Der Kiosk war kaum breiter als ein Klohäuschen, doch jetzt war er meine einzige Rettung. Gerade noch so erreichte ich ihn, sprang hoch und zog mich mit letzter Kraft nach oben. Als auch meine Beine in Sicherheit waren, hörte ich schon das

Wummern und Hämmern der Zombies. Sie schlugen gegen die Scheiben des Kiosks, zerbrachen sie und schrien. Ich rollte mich auf den Rücken und schloss die Augen. Mein Brustkorb pumpte unablässig auf und ab, ich stöhnte und fragte mich, wie ich hier jemals wieder wegkommen sollte. Aber so sehr wie die Kreaturen gegen das Häuschen schlugen, wurde mir schnell klar, dass es kein Entrinnen mehr gab. Hier oben sollte ich also sterben. Oder auch dort unten, schließlich fehlte zu meinem Glück nur noch, dass der Kiosk bald einstürzen würde.

Irgendwann spähte ich über das Dach hinweg. Als gäbe es etwas kostenlos, drängten sich die Zombies wie Schnäppchenjäger beim Sommerschlussverkauf aneinander. Mit jedem Hämmern und Poltern zogen sich größere Risse über das Dach. Ich brach große Stücke heraus und warf sie ihnen an

die Köpfe. Ich erhoffte mir damit nicht, sie zu erschlagen, aber zumindest empfand ich ein Gefühl der Genugtuung. »Ihr seid hässlich! Habt ihr gehört? Hässlich seid ihr! Und blöd!« Ich legte mich wieder auf den Rücken und sumnte eine Melodie. Die Sonne knallte auf mich runter und trocknete meine Kleider. Und vermutlich war es nur eine Frage der Zeit, bis auch mein letztes bisschen Verstand weggebrutzelt wäre. Ich dachte an Emma und hoffte, dass mein Tod wenigstens nicht sinnlos war.

Gefühlte Stunden vergingen – tatsächlich hätten es aber auch nur Minuten gewesen sein können – als ich auf einmal ein Geräusch vernahm. Ein vertrautes Geräusch. Zaghaft hob ich den Kopf und streckte ihn in die Luft. Ich konnte nichts erkennen, aber ich war mir sicher, es mir nicht eingebildet zu haben. Angestrengt kniff ich die Augen zusammen und suchte die Gegend ab – da! Ein schwarzes Auto raste eine Straße entlang, und als der Fahrer den riesigen Pulk erspähte, der einen Kiosk umzingelte, blieb er auf der Stelle stehen und hupte. Die Zombies wandten sich dem Lärm zu und rannten los. Der Wagen drehte und fuhr gerade schnell genug, als dass sie ihn nicht erreichen konnten. Kurz darauf war er aus

meinem Sichtfeld verschwunden.

Das ist meine Chance! Doch ich zögerte. Irgendetwas in mir riet mir, hier oben zu bleiben und abzuwarten – denn der Fahrer des Wagens war hier sicher nicht zufällig vorbeigekommen. Ich vernahm die Hupe hinter einigen Häusern; sie wurde leiser und leiser, bis sie ganz verstummte. Die Zombies waren weg, aber noch harnte ich aus. Es dauerte einige Zeit, ehe der Wagen mit quietschenden Reifen um eine Ecke schlitterte und ich ein vertrautes Gesicht am Steuer ausmachte. Unter Schmerzen ließ ich mich vom Dach runter, humpelte zum Auto und stieg ein.

»Wie hast du mich gefunden?«

Jamiah lachte und strahlte vor Freude. »War gar nicht schwer ... ich bin dem Weg gefolgt, den du am Anfang gelaufen bist, dann habe ich lauter Zombies vor einem Park gesehen. Von dort aus musste ich nicht lange



suchen, bis ich die Riesenmeute entdeckt habe ...«

Ich sah ihn an und stöhnte. »Danke, Mann. Ich dachte, ich sterbe da oben.« Schlagartig wurde meine Miene ernst. »Wie geht es Emma? Wirkt das Mittel?«

Er holte tief Luft, was kein gutes Zeichen war. Ich ahnte, was er mir gleich sagen würde: Sie ist tot. Oder ein Zombie.

»Bernhard gibt sein Bestes. Er will sie langsam aus dem Koma aufwachen lassen und -«

»Das Mittel! Hat er ihr das Mittel gespritzt?«, unterbrach ich ihn.

Er nickte. »Aber niemand weiß, ob es helfen wird.«

Ich lehnte mich in den Sitz und blickte aus dem Fenster.

»Du blutest ja!«, rief Jamiah erschrocken. »Wurdest du ...«

»Gebissen?« Ich schüttelte den Kopf. »Ein

Zaun war mir im weg.«

»Adrien! Du lebst!«, rief Chrissy und umarmte mich.

»Ja, ich kann's selbst kaum glauben ...«  
Ich rang mir ein Lächeln ab, aber mir war nicht zum Lachen zumute. Vor mir lag Emma, kleine Schläuche hingen an ihrem Körper, und Kabel führten zu einem tragbaren EKG-Gerät, wie ich es auch damals in unserem geklauten Rettungswagen gesehen hatte. Langsam näherte ich mich dem OP-Tisch und fuhr ihr eine Strähne aus dem Gesicht. Meine Lippen berührten ihre: Sie waren ganz kalt, als wäre Emma nur ein Stein.

»Ich habe ihr das Mittel gespritzt und versuche jetzt, sie langsam aus dem Koma aufwachen zu lassen«, erklärte Bernhard und warf mir einen verunsicherten Blick zu.

Geistesabwesend nickte ich und sank auf einen Stuhl.

»Es wird einige Zeit dauern, bis sie wieder wach ist ... falls sie jemals wieder aufwacht. Selbst dann wissen wir nicht, ob sie es ist, oder nur ihre Hülle«, fuhr er mit bedrückter Stimme fort.

Viele Stunden vergingen, in denen ich bei Emma saß und über Cleos Fell streichelte, die sich nach ihrem Sturz zusehends erholte. Auf einmal stupste Bernhard mich an.

»Was ist?«, fragte ich müde.

Als wäre ihm ein Geist begegnet, sah er mich an und zeigte auf das EKG-Gerät. Die bisher regelmäßigen Ausschläge auf dem Monitor wechselten zu einem wirren Durcheinander, dann begann das Gerät schrill zu pfeifen.

»Kammerflimmern!«, rief Sebastian und sprang von seinem Stuhl auf.

»Weg von ihr!«, befahl Bernhard und drückte auf dem EKG-Gerät ein paar Tasten.

»Achtung!«

Hilflos musste ich mitansehen, wie Emmas Körper durch einen Stromschlag zusammenzuckte.

»Noch mal!«, rief Bernhard.

Wieder zuckte ihr Körper, und plötzlich sah ich auf dem EKG-Gerät einen langen Strich ohne einen einzigen Ausschlag. Im selben Moment bäumte sich Sebastian über ihr auf und begann auf Emmas Brustkorb herumzudrücken.

»Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, los, komm schon!«, schrie er verzweifelt.

»Ihr Herz schlägt wieder!« Chrissy zeigte aufgeregt auf den Monitor, auf dem nun regelmäßige Ausschläge zu sehen waren.

Bernhard hielt sein Ohr über Emmas Nase und nickte. »Ihre Atmung beschleunigt sich.«

Als der Morgen heranbrach, war Emma

wach. Sie lebte. Und redete. Meine Freude war nicht in Worte zu fassen. Sie fühlte sich schwach und ausgelaugt, doch ich war voller Hoffnung, dass es ihr schon bald besser gehen würde.

»Was machen wir mit dem zweiten, letzten Fläschchen?«, fragte Chrissy.

»Es wird nicht reichen, um damit die Welt zu retten«, murkte Patrick.

Bernhard hob die Augenbrauen. »Doch ... vielleicht schon.«

Verdutzt sahen wir ihn an.

Er atmete lautstark ein. »Die Amerikaner haben im Pazifik eine Forschungsstation eingerichtet, auf der fieberhaft nach einem Gegenmittel gesucht wird. Normalsterbliche haben keinen Zutritt, aber mit dem Fläschchen ...«

Jamiah schnalzte mit der Zunge. »Wie hoch stehen die Chancen, dass die noch am Leben sind?«

»Und wo liegt diese Insel?«, hakte Chrissy nach.

Plötzlich gab es einen lauten Knall, dann klirrten Scheiben. Erschrocken fuhren wir zusammen.

»Was war das?«, flüsterte Patrick aufgeregt.

»Ist euch jemand gefolgt?« Bernhard bedachte uns mit einem durchbohrenden Blick.

Jamiah schüttelte den Kopf. »Niemand.«

»Wir sollten von hier verschwinden«, meinte Sebastian. »Was auch immer da draußen los ist, den Krach wird man kilometerweit gehört haben.«

Hastig bereiteten wir alles auf den Abtransport vor, sammelten unsere Sachen zusammen und schoben Emma auf einer Trage Richtung Ausgang. Jamiah blieb stehen und presste einen Finger gegen die Lippen. Schnell suchten wir hinter ihm Schutz und

verharrten auf der Stelle.

»Was ist?«, flüsterte ich.

»Zombies. Alles voll.«

Patrick fluchte. »Und jetzt?«

Ich blickte den Gang entlang und sah mehrere Schilder. »Es muss noch einen anderen Ausgang geben.«

»Und was wird aus dem Wagen?«, erwiderte Jamiah.

Bernhard winkte ab. »Vergiss ihn, den können wir später holen. Zuerst müssen wir hier weg.«

Vorsichtig nahm Jamiah Emma von der Trage, dann humpelte ich mit den anderen durch einen langen, weißen Flur. Mein Bein schmerzte noch immer, aber seit Sebastian die Wunde versorgt hatte, konnte ich zumindest wieder auftreten. Von der Decke hingen Schilder herab, die auf verschiedene Bereiche des Krankenhauses hinwiesen. Leider zeigten sie dabei nur auf jenen

Ausgang, vor dem jetzt zahllose Zombies herumschlurften. Wir folgten dem Gang, bis wir auf weitere Schilder stießen.

»Notaufnahme«, las Sebastian vor. »Dort muss auch der Eingang für den Rettungsdienst sein.«

Wir bogen ab und folgten einem scheinbar endlosen Flur. Nur wenig später fanden wir uns in einer völligen Dunkelheit wieder, die nur durch das schwache Licht der Taschenlampen erhellt wurde. Unsere Schritte wurden langsamer, und nach einer Flügeltür, die uns in einen weiteren Gang brachte, blieben wir stehen. Zimmer kreuzten den Weg, deren Türen offen standen; Lampen und Kabel hingen von der Decke, Bilder waren von der Wand gefallen und lagen in Scherben am Boden; Tragen waren umgestürzt und versperrten den Weg. Vorsichtig kletterten wir über sie drüber oder hangelten uns an ihnen vorbei, bis Cleo



plötzlich etwas vernahm. Angespannt schwenkten wir die Lampen hin und her, blieben vor jeder Tür stehen und spähten in die Zimmer hinein.

Ein leises Röcheln drang in mein Ohr. Cleo riss herum und fletschte die Zähne, im nächsten Moment kam schon ein nackter Zombie aus einem der Zimmer gekrochen. Er öffnete das Maul und stieß einen lauten Schrei aus. Cleo preschte vor, sprang über eine Trage, packte ihn am Genick und wirbelte ihn durch die Luft. Er landete auf dem Boden und brach sich den Arm, kurz danach steckte schon Patricks Klinge in seinem Kopf.

Weitere Schreie erfüllten den Gang.

»Lauft!«, schrie Sebastian, schob eine Trage aus dem Weg und winkte uns hektisch vorbei.

Wir stürmten durch die Dunkelheit, bogen ab und folgten dem Notaufnahme-Schild.

Meine Wunde hämmerte und ich spürte, wie warmes Blut mein Bein herunterfloss. Bernhards Füße verfangen sich in einem Kabel, er stolperte, landete mit dem Gesicht auf dem harten Fliesenboden und blieb liegen.

»Leute, Hilfe!«, brüllte ich und machte auf der Stelle kehrt, doch es war zu spät.

Ein Zombie hatte Bernhard eingeholt und stürzte sich gefräßig über ihn. Er stieß die Zähne in seinen Bauch und biss ein Stück heraus. Sebastian und Patrick liefen zurück, töteten die Kreatur und zogen Bernhard hinter sich her. Unweit von uns fiel Licht durch eine Glastür; Schriftzüge, auf denen Notaufnahme stand, wurden sichtbar. Wir retteten uns hindurch, klemmten einen Mülleimer unter die Klinke und sprinteten die Zufahrt entlang, ehe die ersten Zombies gegen die Tür prallten. Wir kamen an einer Schranke vorbei und erreichten eine Straße,

die uns Krankenhaus herumführte.

»Dorthin!«, rief Chrissy und zeigte auf eine große Lagerhalle, die in unmittelbarer Entfernung von uns lag.

So schnell wir konnten, rannten wir auf ein graues Rollltor zu und stemmten es bis zur Hälfte auf. Unterdessen holten die Zombies bedrohlich auf.

»Schnell, rein mit euch!«, brüllte Patrick und versuchte, das Tor zu schließen. »Das verdammte Ding klemmt!«

»Was?« Sebastian lief zu ihm und hängte sich an die Kette, mit der man das Tor manuell schließen und öffnen konnte. Aber es bewegte sich keinen Millimeter.

»Beeilt euch, sie sind gleich da!«, schrie Chrissy voller Panik und blickte zu den Horden, die bereits den Hof des Lagerhauses erreicht hatten.

»Scheiß drauf, weg hier!« Sebastian ließ die Kette los und schob uns weg.

Wir hetzten eine Treppe nach oben, zwängten uns durch eine verbogene Tür und liefen immer weiter, bis wir in einen kleinen Kontrollraum mit eingeschlagenen Fenstern gelangten. Patrick nahm Cleo auf die Schultern, dann stiegen wir hastig hindurch und landeten auf einem wackligen Gerüst, das seine besten Jahre schon lange hinter sich hatte. Vorsichtig hangelten wir uns am Geländer vorbei und erreichten eine Treppe, die in eine weitere Lagerhalle führte. Schreie hallten durchs Gebäude und ließen mir das Blut in den Adern gefrieren. Ich humpelte den anderen hinterher, die sich bereits am nächsten Rolllor zu schaffen machten. Unter lautem Quietschen öffneten sie es ein Stück, sodass wir hindurchkriechen konnten und in einen Hinterhof gelangten. Ein kleiner blauer Lastwagen, der neben einem umgekippten Gabelstapler stand, war unsere letzte Rettung

– sofern er denn anspringen würde.

»Wenn der nicht geht, sind wir tot«, rief Patrick und blickte zurück zum Rolltor, unter dem sich bereits unzählige Zombies durchquetschten.

Chrissy riss die Fahrertür auf, stieg nach oben und klemmte sich hinters Steuer. »Shit, shit, shit!« Sie fuchtelte aufgeregt herum und klappte die Sonnenblenden herunter, suchte den Fußboden ab, bis sie unverhofft etwas Klimperndes in der Hand hielt.

Wroooam. Der Motor des Lkws heulte laut auf und schwarzer Rauch schoss aus dem Auspuff. Jamiah und Patrick öffneten die schmale Ladeklappe und halfen uns nach oben. Chrissy drückte das Gaspedal durch, begrub dutzende Zombies unter dem Lastwagen und durchbrach einen rostigen Zaun. Unsere Verfolger wurden kleiner und kleiner, bis wir um eine Häuserecke bogen und sie aus den Augen verloren.

»Chrissy, halt an!«, rief Jamiah.

Sie trat auf die Bremse und brachte den kleinen Lkw zum Stehen. Über Bernhards Stirn perlten dicke Schweißtropfen, sein Gesicht war blass und seine Lippen blau. Blut lief aus seiner Nase.

»Verdammt, was machen wir denn jetzt?« Patrick raufte sich die roten Haare.

»Schnell, spritzt ihm das Mittel« sagte ich.

Sebastian, der das Gegenmittel bei sich trug, sah mich zögerlich an. »Es ist die letzte Flasche ...«

»Wenn er stirbt, stirbt der Letzte, der auch nur annähernd weiß, wie das Mittel herzustellen ist«, entgegnete Chrissy. »Wir müssen es probieren.«

Sebastian zog den Reißverschluss auf und kramte in seinem Rucksack herum. Als er schließlich das Fläschchen in der Hand hielt, atmete er tief ein und entfernte die Kappe. »Hoffen wir, dass es klappt.«

»Nein ... wartet ...« Bernhard hustete und wischte sich das Blut von der Nase.  
»Verschwendet es nicht für mich.«

Verwirrt sahen wir ihn an.

Er keuchte, rollte sich herum und zwang sich auf die Knie. Angestrengt zog er sein Hemd hoch und entblößte eine tiefe Wunde.  
»Ich werde sterben ... so oder so.«

»Aber ... aber du hast -« Ich schaffte es nicht, meinen Satz zu beenden.

Bernhard zog eine Pistole hinter seinem Rücken hervor, hielt sie sich an die Stirn und drückte ab. Blut spritzte durch die Luft, dann kippte er leblos zur Seite.

In einer Kolonne von drei Wagen bretterten wir die Straße entlang. Die Alpen hatten wir hinter uns gelassen, vor uns lagen nur noch die Sonne und das Meer: Italien. Einige Tage hatten wir auf der Hütte verbracht und gewartet, bis es Emma besser ging. Sie erholte sich von der starken Narkose und dem verabreichten Mittel und zeigte Gott sei Dank keine Anzeichen einer Mutation. Auch Cleo war wieder ganz die Alte.

Ich kurbelte das Fenster runter, sumnte eine Melodie und bewegte meine Hand im Fahrtwind rauf und runter. Emma schlief schon während der ganzen Fahrt, aber als ihr Kopf zur Seite rutschte, rüttelte ich sie sanft wach.

Sie reagierte nicht.



Ich schüttelte heftiger.

Keine Reaktion.

»Emma! Hey, wach auf! Emma!« Ich sah zu ihr hinüber und zog an ihrem Arm, der schlaff herunterhing. Die Luft schnürte sich mir ab. Meine Gedanken spielten verrückt. Sie wird doch nicht ... nein ... oh Gott. Ihr Mund öffnete sich und ein leises Röcheln entfuhr ihrer Kehle. Ich war wie gelähmt, mein Kopf schrie und befahl tausende Sachen, aber mein Körper reagierte nicht. Langsam bewegte Emma den Kopf zu mir, riss die Augen auf – und lachte.

Noch während ich den ersten Schock verarbeitete, bemerkte ich unweit von uns eine Gruppe von Menschen, die gegen eine Meute Zombies kämpfte. Ich bremste den Wagen und sah mich um.

»Adrien, was ist los? Wieso halten wir?«, fragte Jamiah durchs Funkgerät.

»Siehst du die Leute dort?«

»Ja ... schaut nicht gut für die aus.«

Ich blickte zu Emma. »Und, was meinst du?«

Sie stöhnte und verzog skeptisch den Mund. »Ich ... ich bin mir nicht sicher. Denk an den König ... und die Farm ... und Hayley.«

»Du hast recht.« Ich nickte. »Aber was ist mit Megan und Evan? Was wäre, wenn wir ihnen nicht geholfen hätten? Solange wir Menschen sind, müssen wir Menschen bleiben, weißt du noch?«

Sie ließ den Kopf sinken. »Also schön ...«

»Adrien, was ist? Entweder wir fahren weiter oder helfen ihnen – aber ich möchte nicht zuschauen, wie sie sterben«, sagte Jamiah ungeduldig.

»Nehmt ihnen sämtliche Waffen ab und fragt sie, wer sie sind und woher sie kommen. Ich will keinem zweiten König

begegnen«, erwiderte ich und drückte das Gaspedal durch. »Sollte was faul sein, zögert nicht lange und jagt ihnen eine Kugel in die Rübe.«

Als die andere Gruppe uns bemerkte, riefen sie sich etwas zu, ließen von den Zombies ab und rannten uns entgegen. Emma kurbelte das Fenster runter, lehnte sich nach draußen und zielte auf die Zombies, die ihnen dicht auf den Fersen waren. Mit quietschenden Reifen hielten wir an und warfen die Tür auf.

»Euch schickt der Himmel!«, rief ein junger Mann mit hellbraunen Haaren und sprang in unseren Wagen. »Wie habt ihr -«

»Hände hoch!«, befahl Emma und hielt ihm den Gewehrlauf unter die Nase, als ich wieder Gas gab.

Er riss die Augen auf und schielte zu zwei anderen Männern, die auf unserer Rückbank Platz genommen hatten. »Oh, ähm ... wir -«

»Kein Wort! Hände hoch! Es tut mir leid, aber wir haben schon zu viel erlebt ...«

Die drei taten wie befohlen und schwiegen.

Emma nahm ihnen die Waffen ab und nickte. »Also, woher kommt ihr? Gehört ihr auch zu irgendeinem König?«

»König?« Der Mann hob die Augenbrauen. »Ich weiß nichts von einem König, aber wir haben ein Camp, nicht weit von hier. Mein Name ist Constantin, die zwei neben mir sind Benjamin und Markus.«

»Camp? Was für ein Camp?«, hakte ich misstrauisch nach. Seit Hayleys Tod löste das Wort nur noch Wut und Trauer bei mir aus.

Er lächelte. »Ein großes Camp. Es bietet ausreichend Schutz gegen Zombies, Essen und medizinische Versorgung.«

Ich fuhr mir durch den Bart und seufzte ausgedehnt. »Und wo soll -«

Das Funkgerät rauschte und knackte.

»Adrien!«, rief Jamiah aufgeregt.

»Was ist?« Ich schielte durch den Rückspiegel.

Constantin runzelte die Stirn und sah mich verunsichert an.

»Bleib stehen!«

»Warum?« Ich stieg auf die Bremse.

»Hier ist jemand ... jemand, den du kennst.« Jamiah klang vollkommen außer sich.

Ich schielte zu Emma. »Was? Wer?«

»Adrien?«, fragte eine Stimme.

Mein Herz begann zu klopfen, meine Hände zitterten. Ich bremste abrupt, sprang aus dem Auto und rannte Jamiahs Wagen entgegen. Laura riss die Tür auf und fiel mir um den Hals, weinte, lachte und redete zugleich. Jamiah verschränkte die Arme und grinste über beide Ohren.

Als Laura Emma erblickte, ließ sie von mir

ab, wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und sah uns an. »Unsere Eltern – sie leben.«

# Danksagung

Eine Danksagung ist immer so eine Sache, viel ändert sich ja nicht. Denn normalerweise sind die Menschen, die einem bisher geholfen haben, auch diejenigen, die einem weiterhin zur Seite stehen. Nichtsdestotrotz möchte ich diese Seite nutzen, um allen Menschen zu danken, die mein erstes Buch zu dem gemacht haben, was es für mich ist – die Erfüllung eines langgehegten Traums.

So danke ich dir Moni, dass du stets an meiner Seite bist und ich mich auf dich verlassen kann; und auch für deine Geduld, die du aufbringst, jedes meiner Bücher gefühlte tausend Mal zu lesen.

Weiterhin danke ich meiner Familie und meinen Freunden, die mir unermüdlich

helfen und unter die Arme greifen. Vor allem meine „Marketingabteilung“ möchte ich hierbei erwähnen: Melike Aydin, Franziska Geiger, Claudia Brückl, Katharina Anderl, Constantin Jahns, Katharina Kastenmüller und Josef Fuchs.

Und natürlich danke ich Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, dass Sie einem völlig unbekannten Autor eine Chance gegeben haben und meine Bücher lesen. Übrigens habe ich mich über all die netten Zuschriften (sei es über meine Homepage, Twitter oder Facebook) sehr gefreut!

Ach, und bevor ich es vergesse: Danke auch an meine vierbeinigen Mitbewohner.

*Kerem Gabriel, München 2015*



# Über den Autor

Kerem Gabriel, 1987 in München geboren, entdeckte schon früh die Leidenschaft für das Kreative Schreiben. Im Laufe der Jahre verlief sich der Berufswunsch des Schriftstellers jedoch und wick zuerst dem des Rennfahrers, dann des Piloten und schließlich dem eines Anwalts.

Während des Jurastudiums wurde aber schnell klar, dass die vielen Geschichten im Kopf ein Ventil brauchen, und so griff er wieder zum Stift – eigentlich zur Tastatur, aber das hört sich nicht so schön *nostalgisch* an. Seitdem widmet er jede freie Minute dem Schreiben und hat schon tausende (vielleicht ist das auch ganz leicht übertrieben) Ideen für neue Bücher.

# Impressum

Kerem Gabriel  
c/o AutorenServices.de  
König-Konrad-Str. 22  
36039 Fulda

E-Mail: [KeremGabriel@mail.de](mailto:KeremGabriel@mail.de)  
Web: [www.KeremGabriel.com](http://www.KeremGabriel.com)  
[www.facebook/KeremGabrielOfficial](https://www.facebook.com/KeremGabrielOfficial)  
<https://twitter.com/KeremGabriel>

Coverillustration: Jan-Philipp Eckert  
[www.janphilippeckert.carbonmade.com](http://www.janphilippeckert.carbonmade.com)  
[janphilippeckert.deviantart.com](http://janphilippeckert.deviantart.com)

Alle Personen, Institutionen und Ereignisse,  
auch die Örtlichkeiten, sind erfunden und  
jede Ähnlichkeit mit lebenden oder  
verstorbenen Personen, realen Institutionen

und Orten zufällig und nicht beabsichtigt.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.